
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07493383 3



Urania

für

1822.

Nachricht.

Von diesem Taschenbuche in seiner ersten Folge sind noch die Jahrgänge 1815, 1817 und 1818 vorräthig. — Von der zweiten oder neuen Folge sind außer dem jetzigen (für 1822) die Jahrgänge 1819, 1820 und 1821 erschienen. Diese sechs Jahrgänge zusammen (also 1815, 1817—1821), werden im sehr herabgesetzten Preise zu 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.) erlassen. Einzeln kosten sie zu ebenfalls noch herabgesetzten Preisen 1 Thlr. 6 Gr. (2 Fl. 15 Xr.)

Dieser neue Jahrgang für 1822 kostet 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.) und in einer Ausgabe auf größerm und feinerm Papier mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 12 Gr. (6 Fl. 18 Xr.). Es gibt mit Goldschnitt gebundene und blos cartonnirte Ex. ohne Preisveränderung.

Die 7 Kupfer besonders in erlesenen Abdrücken auf größerem Papier und vor der Schrift kosten 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.). Tieck's Bildniß (so wie Ernst Schulze's und Göthe's zu den zwei vorigen Jahrgängen) in groß 4. und in den ersten Abdrücken kostet 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.)



Ludwig Tieck.

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1822.

Neue Folge, vierter Jahrgang.

Mit sieben Kupfern:

Tieck's Bildniß und sechs Darstellungen zu Shakspeare's König Lear, Kaufmann von Venedig, Othello und Macbeth, gestochen von Coupé, Delvaux, Adam, Bein und Leclerc in Paris.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

Verzeichniß der Kupfer.

---

1. Tieck's Bildniß, gezeichnet von Vogel in Dresden und gestochen von Coupé in Paris. Titelkupfer.

Fortsetzung der Shakspeare-Galerie nach Zeichnungen von Opiz.

Zu König Lear.

2. Zweiter Aufzug, vierte Scene, gest. von Delvaux in Paris.
3. Fünfter Aufzug, dritte Scene, gest. von Adam in Paris.

Zum Kaufmann von Venedig.

4. Dritter Aufzug, zweite Scene, gest. von Bein in Paris.

Zu Othello.

5. Vierter Aufzug, erste Scene, gest. von Leclerc in Paris.
6. Fünfter Aufzug, zweite Scene, gest. von Coupé in Paris.

Zu Macbeth.

7. Zweiter Aufzug, zweite Scene, gest. von Delvaux in Paris.

Kupfer

zu

König Lear, zum Kaufmann von Venedig, zu Othello und zu Macbeth.

Erläutert durch Beifügung der dargestellten Scenen nach der Uebersetzung

von

J. H. Voß, H. Voß und Schiller.

[illegible] 2. Akt.

[illegible] Scene.

[illegible]

[illegible] und ein Edelmann.

[illegible]

[illegible] grausame Kniegürtel! [illegible] und Bären am [illegible] und Menschen an den [illegible] muthig auf den [illegible] Strümpfe anziehn.

[illegible]

[illegible] mißkannt,
[illegible]!

Kent.

Er sowohl als sie,
Eure Sohn und Tochter.

Lear.

Nein.

Kent.

Ja.



König Lear.
2. Aufz. 4. Scene.

Lear.

Nein, sag' ich.

Kent.

Ja, sag' ich.

Lear.

Nein, sie hätten's nicht —

Kent.

Sie haben's.

Lear.

Bei Jupiter schwör' ich, nein!

Kent.

Bei Juno schwör' ich, ja!

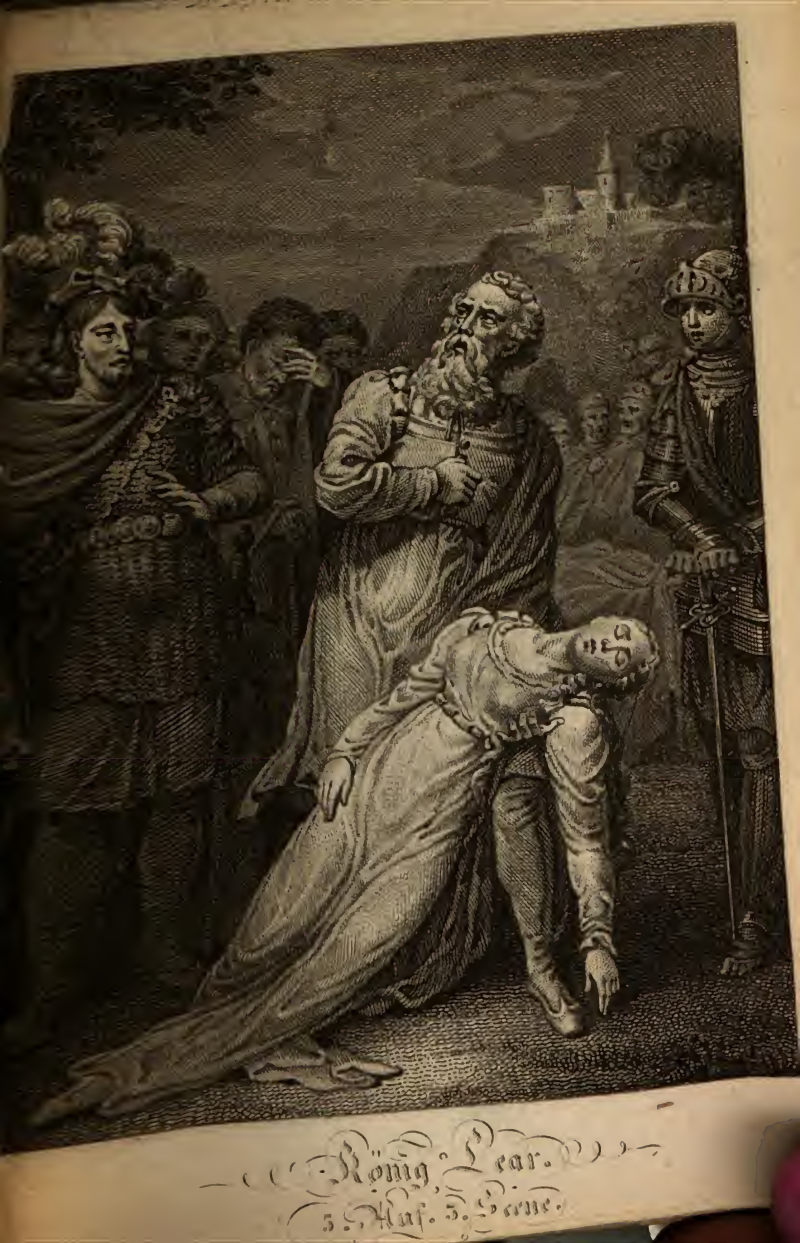
König Lear.

Fünfter Aufzug, dritte Scene.

Das brittische Lager bei Dover.

Lear kommt mit Kordelia, todt in seinen Armen.

Heult, heult, heult, heult! — O, ihr seyd Alle
Stein,
Gebt eure Kehl, eu'r Auge mir, mein Jammer
Zersprengt des Himmels Bau! —
O, sie ist fort für immer! —



König Lear.
5. Auf. 3. Scene.

König Lear übersetzt von H. Voß.

Zweiter Aufzug, vierte Scene.

Vor Gloster's Schlosse.

Lear, der Narr und ein Ritter.

Narr.

Ha, ha! sieh! er trägt grausame Kniegurte! Pferde bindet man am Kopfe, Hund' und Bären am Hals, Affen an den Lenden, und Menschen an den Beinen Ist der Mensch gar zu wählig auf den Beinen, dann muß er hölzerne Strümpf' anziehn.

Lear.

Wer ist es, der so sehr dein Amt mißkannt,
Dich hier zu fesseln?

Kent.

Er sowohl als sie,
Eu'r Sohn und Tochter.

Lear.

Nein.

Kent.

Ja.



König Lear.
2. Aufz. 4. Scene.

Lear.

Nein, sag' ich.

Kent.

Ja, sag' ich.

Lear.

Nein, sie hätten's nicht —

Kent.

Sie haben's.

Lear.

Bei Jupiter schwör' ich, nein!

Kent.

Bei Juno schwör' ich, ja!

König Lear.

Fünfter Aufzug, dritte Scene.

Das brittische Lager bei Dover.

Lear kommt mit Kordelia, todt in seinen Armen.

Heult, heult, heult, heult! — O, ihr seyd Alle Stein,
Gebt eure Kehl, eu'r Auge mir, mein Jammer
Zersprengt des Himmels Bau! —
O, sie ist fort für immer! —



König Lear.
5. Akt. 3. Scene.

Der Kaufmann von Venedig, übersetzt von J. H. Voß.

Dritter Aufzug, zweite Scene.

Ein Zimmer Portia's.

Bassanio.

— So zeigt der Außenschein wohl schwach sein Selbst.
Die Welt wird stets getäuscht durch Schimmerputz.
Im Recht, welch' arger Handel ist so arg,
Der nicht, geschmückt mit schönem Vortrag, kaum
Noch bösen Schein hat? In Religion
Welch' grasser Wahn, den nicht des Frömmlings Stirn
Oft heiligt und erhärtet aus der Schrift,
Und birgt die Plumpheit unter Wohlgestalt?
Kein Laster ist so dumm, das auswärts nicht
Anstrich von Tugend zu geberden weiß.
Wie mancher Zagwicht, dessen Herz so falsch
Wie eine Sandtrepp' ist, trägt doch am Kinn
Den Bart des Herkules und düstern Mars;
Sey drinnen auch die Leber weiß wie Milch!
So einer borgt Auswuchs der Tapferkeit,
Zu thun damit gar furchtbar. Blickt auf Schönheit,
Und ihr ersehht, man kauft sie nach Gewicht;
Doch darin wirkt's ein Wunder der Natur:



Der Kaufmann von Venedig.
3. Aufz. 2. Scene.

Die wird am leichtsten, die deß trägt zumeist.
Auch jenes Goldhaars schlängelndes Gelock,
Das mit der Luft muthwillig tanzt und hüpft,
Wird an gefälschter Schönheit oft erkannt
Als altes Erbgut eines andern Kopfs;
Im Grabe liegt der Schädel, der es trug.
So ist denn Putz ein trügerisch Gestad'
Um ein gefahrvoll Meer; ein prächt'ger Schawl
Um blauen Indusreiz; mit Einem Wort,
Scheinwahrheit, wie sie schlau anlegt die Zeit,
Und thört auch Weise. Drum, prunkhaftes Gold,
Du harte Midaskost, nichts will ich dein!
Und nichts auch dein, du bleicher Allmannstroll
Von Hand zu Hand! Doch du, du magres Blei,
Das eher Drohung als Verheißung gibt,
Dein schlichter Schein ist mir Beredsamkeit.
Hier wähl' ich denn; und Heil sey der Erfolg!

---

* *

Othello, übersetzt von H. Voß.

Vierter Aufzug, erste Scene.

Zimmer auf dem Schlosse.

Bianca.

Der Teufel und seine Großmutter mag dir nachlaufen! Was willst du denn mit diesem Schnupftuch, das du mir eben gabst? Ich war wohl eine rechte Närrin, es anzunehmen. Ich soll das ganze Muster abnehmen? Wahrhaftig, die Stickerei sieht ganz darnach aus, daß du es in deiner Kammer gefunden und nicht weißt, wer es da ließ! — Das ist irgend ein Geschenk von einer Dirne, und ich soll das Muster abnehmen? Da gib's deinem Schooßkinde. Wo du's auch her hast, ich werde das Muster nicht abnehmen.

Cassio.

Was gibt's, meine süße Bianca? was gibt's? was gibt's?

Othello bei Seite.

Beim Himmel, das wird mein Schnupftuch seyn!



Othello.



Othello.

Fünfter Aufzug, zweite Scene.

Desdemona's Schlafzimmer.

Desdemona.

Ich hab' dich nie
Beleidigt', nie den Cassio geliebt,
Als mit der allgemeinen Menschenliebe,
Die Gott gebeut. Ich gab ihm nie ein Zeichen.

Othello.

Bei Gott, ich sah mein Tuch in seiner Hand.
O falsches Weib! du machst dein Herz zu Stein
Und zwingst mich, mein Beginnen Mord zu nennen,
Das mir ein Opfer schien. — Ich sah dies Tuch.

Desdemona.

So fand er's denn; ich hab's ihm nicht gegeben.
Hohl ihn herbei, daß er die Wahrheit zeuge.



Othello.
5. Akt. 2. Scene.

Macbeth, übersetzt von Schiller.

Zweiter Aufzug, zweite Scene.

Zimmer.

Macbeth tritt auf.

Sie ist gethan, die That; vernahmst du kein Geräusch?

Lady Macbeth.

Die Eule hört' ich schreien und
Die Grillen singen. — Sagtest du nicht was?

Macbeth.

Wann?

Lady Macbeth.

Jetzt.

Macbeth.

Wie ich herunter kam?

Lady Macbeth.

Ja.

Macbeth.

Horch!



Delvaux

Macbeth.

Bericht über die zur Preisbewerbung eingegangenen poetischen und prosaischen Erzählungen.

I.

Poetische Erzählungen.

Die zwölf in der untenstehenden Note *) unter diesem Namen eingegangenen Gedichte haben nicht eine

---

*) Das Saitenspiel, poetische Erzählung in sechs Gesängen.
Der Sternenhimmel; in vier Gesängen.
Die Elfentochter. Ein romantisches Gedicht in vier Gesängen.
Ganymedes, oder das Urtheil des Paris.
Berthold und Rosalinde, oder die himmlischen Blumen.
Angelo.
Die St. Gotthardsblume. Gedicht in fünf Gesängen.
Pontus und Sidonia. Ein erzählendes Gedicht in drei Gesängen.

solche Ausbeute geliefert, daß die Redaction der Urania sich verpflichtet hielte, ihre Leser damit bekannt zu machen.

Sie läßt sich daher um so weniger auf eine nähere Kritik derselben ein, da mehrere Einsender sich solche — den Zweck unserer Idee bei diesen Aufgaben wahrscheinlich verkennend — ausdrücklich verbeten haben und wir unsere — wenn auch gewiß unparteiliche — Würdigung Niemandem aufdrängen wollen.

Die Einsender belieben solche also mit Angabe des Motto zurückzufodern.

II.

Prosaische Erzählungen.

Nur eine der eingesandten fünf Erzählungen *) dieser Gattung hielten die Beurtheiler einer vorzüg=

Das Fräulein von Deest, oder der Holsten Befreiung. Ein historisches Gedicht in vier Gesängen.
Der Schutzgeist. Drei Gesänge.
Harald. Romantisches Gedicht in fünf Gesängen.
Die Kirchweih. Idyll.

*) Rudolf und Bertha. Eine Erzählung.
Die Seiltänzerin.

lichen Aufmerksamkeit werth, diese aber auch in einem besondern Grade.

Sie ist unter dem Titel: Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn abgedruckt und hat, wie sich bei der Eröffnung des versiegelten Motto ergeben,

Herrn Friedrich Mosengeil

zum Verfasser.

Die Berichterstatter theilten darüber dem Herausgeber einige allgemeine Bemerkungen mit, die derselbe seinen Lesern nicht glaubt vorenthalten zu dürfen.

„Eine Auseinandersetzung der Eigenschaften, welche eine Erzählung in Prosa zu einer guten machen, würde überflüssig seyn; keine Dichtungsart ist so sehr geübt worden als diese, und bei keiner ist leichter auf eine Allgemeinheit und Sicherheit des Urtheils zu rechnen. Unter sich ist die Abstufung mannichfach, je nachdem das Ziel, welches sich die Erzähler stecken, verschieden ist. Manche wollen

---

Schön Bäschen, oder es gibt ein höheres Lebens-Ziel, als irdische Liebe. Idyll.
Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden.
Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn.

darin das Höchste der Poesie aussprechen, alle Geheimnisse des Lebens, der Natur, der Liebe und Religion entfalten, und gewiß verdienen diese den höchsten Preis; Andere bestimmen uns, gleich von Anfang auf solche Foderungen zu verzichten, sie führen uns aber mit Gemüth oder mit Laune, fröhlich, geistreich oder gefühlvoll in das irdische Leben und seine Verschlingungen, und auch diese verdienen auf alle Weise unsern Dank. Ja, wir dürfen sagen, daß wir für die Ausbildung dieser scheinbar untergeordneten Art die wärmsten Wünsche hegen und das Talent auffodern möchten, sich an ihr zu üben, ehe sich der Genius zu der erstern erschwinge, denn das Ringen nach dieser, ohne von der Flamme und Klarheit des Geistes erhoben zu seyn, ist es eben, was so viel eitel Phantasterei, so viel (nach Göthe's Ausdruck) Ungeheuerliches gebiert, daß es eine Krankheit der Zeit genannt werden kann. — Noch andre Erzählungen stellen uns noch tiefer, sey es im kleinlich Idyllischen, im Burlesken, oder in einem aus den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen gegriffenen Stoffe; und auch hier vermag selbst ein mittelmäßiges, aber auf die gehörige Weise und vollständig benutztes Talent eine angenehme Unterhaltung zu gewähren."

„Am unmittelbarsten wichtig ist die Darstellung in der Erzählung; sie ist die erste Frage des Lesers und des Augenblicks, während die höhere Anfode-

rung des Stoffes erst später durch Nachdenken vollständig zur Erscheinung zu kommen pflegt. Das Publicum kann die Erzähler nicht dringend genug bitten, ihrer Sorgfalt, die Darstellung das Wichtigste seyn zu lassen und immer eingedenk zu seyn, wie der edelste Stoff durch die Behandlung verkümmert und ungenießbar gemacht, und ein anscheinend Geringes dagegen gehoben werden kann. Im letzten Falle befängt uns wohl eine Lust, die an sich selbst genug hat, und in ihrer Unschuld und Unmittelbarkeit den höchsten Zwecken beikommt, welche die Poesie haben kann.“

„Was eine gute Darstellung sey, läßt sich am besten aus den Mustern lernen, welche uns alte und neue Zeiten bei uns und bei Andern überliefert haben. Die Italiener und Spanier haben in dieser Rücksicht ihre schönste Zeit durch Boccaz und Cervantes erlebt; den Engländern und Deutschen ist sie erst in der gegenwärtigen geworden. Es wird nicht nöthig seyn, unter uns an Göthe's Anmuth, an die Kraft Heinrichs von Kleist, an die Tiefe und Fülle mancher andern Dichter zu erinnern; hier und überall wird sich aber die Lehre schöpfen lassen, daß, je natürlicher, reiner und klarer der Styl ist, desto sicherer seine Wirkung auf das Gemüth bleibe. Manieren des Styls können, wenn ein außerordentliches Genie überwiegt, einen großen Eindruck machen und unsre Liebe gewinnen, aber der Nachahmung

sind sie nie zu empfehlen und müssen immer nur durch ihren ursprünglichen Charakter erträglich werden. Die Natur hat dagegen das Eigenthümliche, daß sie auf ihren eigenen Grundlinien fortwandelnd und die gleichen Gesetze befolgend, dennoch stets ein Ursprüngliches darstellt."

„Die eben genannte Erzählung gibt nicht einen neuen Stoff, aber die Behandlungsweise macht ihn von Neuem anziehend. Die Erzählung hält sich auf der vorbezeichneten zweiten Stufe und beweist ein durch Kraft und Geist unterstütztes Naturell und künstlerisches Gefühl. Die Veranlassung von Gemälden zu nehmen, ist gleichfalls, vielleicht zu oft, schon geschehen, doch wird hier das Bild auf eine besondere und eigenthümliche Weise zum Hintergrund des Ganzen und zu einem sich kunstgerecht abrundenden Motive. Das Bedürfniß der Kunst, sich an die Natur zu halten, leuchtet durch die Sprache und den Styl, und nur hier vermissen wir noch jenen feinen Tact, der davor bewahrt, das Ungehörige nirgends an die Stelle des Unschuldigen zu setzen und „die schmale Mittelbahn des Schicklichen" nie zu überspringen. Das Streben nach dem Naiven im höheren Sinne ist nicht zu verkennen, und sichtbar wird es durch eine glückliche Anlage geleitet, doch steht damit die Absichtlichkeit, von welcher das häufige Unterstreichen, das Parenthesiren und die Gedankenstriche im Manuscript einen Beweis abgeben, damit

im Widerspruche. Diesen Kampf, der das Gefühl des Lesers beklemmt und stört und den Eindruck unrein macht, kann und muß sich eine solche Naturgabe ersparen. Einzelne Disharmonien wollen wir nicht berühren, weil wir nicht leicht davon abzuthun vermögen, was auf verschiedene Individualitäten verschieden wirken kann, so daß uns vielleicht mehr aus Eigensinn als Grundsatz unleiblich wäre, was Andern ganz genehm seyn mag; die gegebenen flüchtigen Andeutungen aber, die Leser und Kritiker ergänzen, ausführen oder bekämpfen mögen, scheinen vielleicht genügend, unsre Meinung zu begründen, daß die Erzählung zwar nicht auf der Stufe stehe, welche zu einem von der Urania zu ertheilenden ersten Preise unerläßlich gehalten werden muß, daß ihr jedoch

das Accessit

nicht zu versagen sey." Was ihr denn auch von dem Herausgeber gerne zugetheilt worden ist.

Außer diesen angegebenen zwölf poetischen und fünf prosaischen Erzählungen gingen noch vierzehn andere prosaische und poetische kleine und größere Beiträge ein, von denen sämtlich die Redaction aber Nichts glaubte aufnehmen zu dürfen.

Sie zog es vor, ihr näher stehende Freunde zur Ausfüllung des Jahrgangs aufzufodern, und was sie dadurch erlangt, bleibe billig der Beurtheilung der geneigten Leser unsers Taschenbuchs überlassen.

Die zahlreichen und ausgezeichneten Verbindungen, deren der Herausgeber der Urania sich erfreut, bewegen ihn zugleich, da er in ihnen ein Mittel sieht, folgende Jahrgänge auf das reichhaltigste auszustatten, auf künftige Preisaufgaben völlig Verzicht zu leisten. Es sind ihm solche verschiedentlich gemißdeutet worden, und wenn sich Mißdeutungen dieser Art auch wohl ertragen lassen, so können sie wenigstens keine Aufmunterung seyn, darin fortzufahren. Cotta und Andere haben ähnliche Ideen gehabt, sie auszuführen gesucht, und sie haben sie aufgegeben, ohne selbst so glücklich gewesen zu seyn wie wir, die wenigstens genug belohnt worden sind, dadurch ein Gedicht veranlaßt zu haben, das in seiner Art von keinem Aehnlichen in unserer poetischen Literatur überboten und nicht untergehen wird.

Der Herausgeber der Urania hat auch hier das gewöhnliche Schicksal erfahren, das in den meisten Fällen Alles trifft, was der höhern Entwickelung irgend einer schönen, sich über das Alltägliche erhebenden Idee gewidmet wird, und, indem es blos allgemeine Zwecke verfolgt, kleinlichen und persönlichen Interessen entgegen tritt.

Er beschwert sich nicht darüber, da sein Bestreben ihm im Einzelnen auch theure und schätzbare Freunde zuführte, deren Anerkennung und Wohlwollen für ihn einen größeren Werth hat, als ihm erlittene Kränkungen und rohe Verunglimpfungen mögen wehe gethan haben.

Leipzig, 15. Juli 1821.

F. A. Brockhaus.

I.

Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn.

Von

Friedrich Mosengeil.

Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn.

Die Geschäfte, die mich nach Gent geführt hatten, waren abgethan, und die bevorstehende Abreise verzögerte nur noch der Wunsch, die Gemäldeausstellung zu sehn, welche in diesen Tagen eröffnet werden sollte. Da sie immer erst nach dreijähriger Vorbereitung Statt fand, auch mancherlei Begünstigungen von Seiten der Regierung wie des Publicums das Talent vaterländischer Künstler aufmunterten; so durfte man sich jedesmal darauf freuen, den schönen, von oben beleuchteten, Saal mit einer reichen Sammlung vielartiger Bilder und Zeichnungen ausgestattet zu sehen. Kunstfreunde und Kenner kamen weit hergereist, und gaben durch ihre lebhafte Theilnahme dem sich hebenden patriotischen Stolz der Niederländer kräftige Nahrung. Und in der That schien mit jeder neuen Ausstellung immer mehr sich die Bemerkung zu bestätigen: daß der Boden, wo vormals die Ruben's, van Dyk's, Ruysdal's, Wouvermann's und viele andre treffliche Meister geblüht hatten, seine Fruchtbarkeit in jener glänzenden Periode keineswegs erschöpft habe, und daß künftig wohl unter günstiger Constellation allmählig eine neue Malerschule, worin bereits die Namen Moritz, van Bree, Ducq, Cauwer rc. nicht ohne

Glanz auftreten, — den Ruhm der älteren zurückführen könne.

Auch der jetzt sich aufthuende Saal wurde mit allgemeiner Theilnahme besucht, und stellte unter vielen, mehr oder minder gelungenen Stücken einige auf, die das öffentliche Urtheil früher krönte, als die bedächtlich zu Werke gehenden Preisrichter. Eines derselben hatte indeß ganz vorzüglich nicht nur durch meisterhafte Ausführung die Aufmerksamkeit der Kenner in Anspruch genommen, sondern auch durch seinen Gegenstand die Neugierde aller Beschauenden gereizt; — auch die meinige, — wie ich gern gestehe, so ungern ich mir sonst den Genuß eines Kunstwerkes durch irgend eine Nebenrücksicht verleiden lasse, die das Gemüth aus der poetischen Welt in die prosaische hinüberzerrt. Allein hier hatte der Maler selbst es offenbar nicht blos darauf angelegt, ein gefälliges Bild zu liefern, sondern mit ihm zugleich irgend einen verborgenen Zweck zu erreichen gesucht. Er hatte die Neugierde wecken wollen.

Es war ein großes, fleißig ausgearbeitetes Bild, dessen Ruf sich bald in der Stadt und ihrer Umgegend unter dem Namen „der schönen Unbekannten" verbreitete.

Die Hauptfigur — eine jugendliche weibliche Schönheit, fast Lebensgröße. — Im Hintergrunde eine männliche Gestalt, halb abgewendet zum geöffneten Fenster hinausblickend. —

Unter den zahlreichen Gruppen betrachtender Kunstfreunde, die sich von Zeit zu Zeit vor diesem Gemälde bildeten, herrschte zwar darüber nur Eine Stimme, daß die schöne Unbekannte eine Darstellung nach dem Leben sey; aber die ruhige Haltung, welche gute Meister dem Portrait zu ertheilen streben, war hier mit dem Ausdruck eines heftig bewegten Gemüthes vertauscht. Die zarte, holde Gestalt, die

sich vom Stuhle neben einer Staffelei, hinter welcher kein Maler saß, erhob, — mit flehend gefalteten nach einem unbekannten Gegenstande hingewendeten Händchen, — mit der Thräne, die im großen seelenvollen Auge glänzte, — mit der Wehmuth die auf der geschlossenen Lippe zu beben schien: diese Gestalt hatte der Meister nicht geschaffen, blos damit sie gern angeschaut, bewundert werde; nein, sie wollte sprechen; irgend ein Geheimniß, einen tiefen Seelenkummer mittheilen! — Sie blickte uns mit so rührender Innigkeit an, daß man immer fragen mochte: „Armes Kind! Was soll ich für dich thun?"

Jener Mann, der finster vor sich hinschauend am Fenster stand, dessen schroffe Gesichtszüge Jedem unangenehm auffielen, und dem man auch schon deshalb abgeneigt seyn mußte, weil er sich so kalt und untheilnehmend von der schönen Flehenden abwärts kehrte, — sollte das der Maler seyn, der an jener leeren Staffelei gearbeitet hatte? — Wie erklärte sich dann diese wehmüthige, flehende Geberde des holden Kindes in dem Augenblicke, wo jener sich abwendete? — Oder war es vielleicht der Gatte unter der Gestalt eines tyrannischen Ehevogts? — Man fragte vergebens!

Ja, das Räthsel knüpfte sich noch fester, wenn man die seltsame Inschrift eines, unter dem Bilde befestigten Täfelchens erblickte. Es enthielt zwar nur ein schlechtes, dunkelsinniges Reimchen, fand aber eifrigere Leser und Uebersetzer, als manches lange, wohlgereimte Gedicht. Man las in deutscher Sprache die Worte:

„Du kennst mich? — Sprich, —
Beschwör' ich dich, —
Und nenne mich!"

„Wer ist der Meister?" war dann immer die nächste Frage, welcher indeß die ungenügende Antwort

zu folgen pflegte: „Er hat sich nicht genannt.“ Wer sich dringender an den Galleriedirector selbst wendete, erfuhr, daß es ein junger, deutscher Maler sey, welcher sich dem zu erkennen geben würde, der ihm einige Auskunft über das Original jenes Portraits mitzutheilen vermöchte.

Also eine Herzensangelegenheit; das leuchtete ein! Doch, wie es schien, nicht von gewöhnlicher Art. — Es fehlte nicht an mancherlei, sehr von einander abweichenden, Romänchen, die man sich aus den wenigen gegebenen Fäden, und vielen selbstgesponnenen zusammengewebt hatte; doch wie weit oder wie nahe diese Erklärungsversuche von der Wahrheit ablägen, blieb im Dunkeln. Nur darüber war man einverstanden: das Bild sey von meisterhaftem Pinsel; — an Zeichnung und Colorit, an Wahrheit des Ausdrucks, an Kraft und Klarheit der Beleuchtung das vorzüglichste der Ausstellung.

Wenige Tage vor dem Schlusse des Saales, als das Gedränge der Besuchenden sich allmählig verlor, und nur noch wenige der treuesten Liebhaber von den ihnen vertraut gewordenen Gemälden Abschied zu nehmen kamen; — da stand auch ich noch einmal vor jener räthselhaften Gestalt, von welcher bis jetzt der Schleier des Geheimnisses nicht abgehoben werden konnte.

Da mehrere Stücke an jener Wand theils verkauft, theils von den Künstlern zurückgenommen worden, so war hierdurch mancher leere Raum entstanden, den man durch eine veränderte und tiefere Stellung der zurückgebliebenen Tafeln auszufüllen gesucht hatte. Dieser Zufall gab mir Gelegenheit zu einer überraschenden Entdeckung. Denn auch jenes Räthsel-Bild hatte seinen Platz verändert und war jetzt dem Auge so nahe gerückt, daß ich auf der Palette, die am Fuße der Staffelei lehnend abgebildet

war, einen zarten Namenszug gewahr werden konnte, welcher, nun noch näher untersucht, — sich in ein wohlbekanntes Monogramm der beiden Buchstaben R. L. auflöste. „R. L.?“ — rief ich freudig erschrocken; „Richard! dich finde ich hier?“ —

Richard L** war der Name eines jungen Freundes, der sich meine Liebe vor mehreren Jahren in Dresden, wo er seine erste Malerschule durchlaufen, eben so durch sein kindlich treues Gemüth, wie durch sein vielversprechendes Talent erworben, und freundlich erwidert hatte.

Kaum weiß ich zu sagen, was mich in diesem glücklichen Augenblick der Entdeckung mehr entzückte: das Wiederfinden eines theuren Freundes, von dem ich lange keine Nachricht erhalten, — oder seine nun beurkundete, auf künftige Meisterschaft hindeutende, künstlerische Ausbildung. — Gewiß aber ist, daß die unedlere Freude über die eröffnete Aussicht auf Befriedigung der gereizten Neugierde, erst später sich einmischte, als ich den Galleriedirector aufgesucht, und endlich, viel zu spät für meine Ungeduld, in ziemlicher Entfernung von der Stadt, auf seiner Villa gefunden hatte.

„Ich kenne den Maler der schönen Unbekannten — rief ich ihm nach eiliger Begrüßung entgegen; — Er heißt Richard L** und ist mein Freund. Dürfen Sie mir sagen, wo ich ihn aufzusuchen habe?“

„Ihr Freund, — war seine lächelnde Antwort, — hat zwar die Kunde, die Sie von mir verlangen, eigentlich an eine andere Bedingung geknüpft. Da aber dieselbe bereits erfüllt zu seyn scheint, so glaube ich Ihnen unbedenklich Alles mittheilen zu dürfen, was ich weiß. Richard war, als die Ausstellung begann, in Gent; doch wenige Tage nach der Eröffnung wendete sic

ein Freund aus Antwerpen mit der Versicherung an mich, daß er höchst wahrscheinlich die verlangte Auskunft zu geben im Stande sey. Richard reiste, nach einer geheimen Unterredung, sogleich mit ihm nach Antwerpen ab, wo Sie in dem Hause jenes Freundes ohne Zweifel das Nähere erfahren werden."

Kaum hatte ich die nöthige Adresse erhalten, als ich eilend meine Abreise zu betreiben begann. Schon am folgenden Mittage waren alle die Bänder und Fädchen, womit man sich an jeden Ort geknüpft sieht, den man Monate lang bewohnt hat, theils rasch zerschnitten, theils sanft gelöst, und der dritte Abend zeigte mir die lieblichen mastenreichen Ufer der Schelde vor Antwerpen. Im rothstrahlenden Abendgold erhob sich in der Ferne der herrliche Dom Notre-Dame, in dessen Hallen eins der schönsten Kinder des großen Rubens thront. *)

Lebendig trat, während mich ein Nachen über den Strom trug, die Erinnerung des Genusses vor meine Seele, den mir vor mehreren Jahren die Betrachtung jenes unsterblichen Werkes gewährt hatte, und ich beschloß in dieser Stunde noch den Tempel zu besuchen, da es ohnehin jetzt nicht schickliche Zeit war, die vom Galleriedirector empfangene Karte abzugeben.

Eine fromme Vesperstunde war so eben geschlossen, als ich vor der stillen, fast schon dämmernden, Kirche anlangte. Neben mir schritten aus den hochgewölbten Pforten jene Andächtigen, die den abendlichen Gottesdienst gewöhnlich zu besuchen pflegen; — meist nur Solche, die des Tages und des Lebens Last müde gedrückt hat, und die ihr gepreßtes Herz nun doch ein wenig erleichtert mit heim nehmen auf

*) Nur wenige Leser bedürfen der Bemerkung, daß hier von der berühmten Kreuzesabnahme die Rede sey.

das harte, von schwer einzuschläfernden Sorgen umgebene, Lager.

Im Innern des Domes saßen und knieten nur hier und da noch Einzelne, in ihre Gebete vertieft, umher. Durch die hohen Bogenfenster fielen gelbe Streiflichter auf die reichgeschmückten Altäre, die hier nicht blos der heiligen Religion, sondern zugleich einer ihrer würdigsten Freundinnen und Dienerinnen, der heiligen Kunst, errichtet zu seyn scheinen.

Vor einem derselben, der durch sein erhabnes Gemälde zum Hochaltar dieser Kathedrale wird, stand ich bis es zu dunkeln anfing, in andächtige Beschauung versenkt. Es war eben jene weltberühmte Tafel, wo in herzrührenden Gestalten die weinende Liebe frommer Freunde beschäftigt ist, den Leichnam eines göttlichen Todten sanft auf die undankbare Erde herabgleiten zu lassen, die ihm für sein segenvolles Wandeln auf ihr, nichts zurückgegeben hatte, als einen Dornenzweig zum Kranze, — einen Baum zum Kreuze, — und einen Fels zum Grabe.

„Nein, — rief ich halblaut mir selber zu, — ein größeres Bild hat der große Rubens nicht gemalt!"

„Das meine ich auch; drum sey mir herzlich willkommen, Seelenbruder!" — So flüsterte eine Stimme dicht hinter mir, und als ich mich überrascht nach ihr umkehrte, — da drückte ich die mir zugereichten Hände Richard's an mein, vor Freude und Rührung hochschlagendes Herz!

„Dich, — dich sucht' ich ja in Antwerpen!" — rief ich, fast zu laut für diese geweihte Stelle.

„Was ich vermuthete," — antwortete er, mich zur Pforte hinauswinkend. — Darum eilt' ich dir nach und harrte bescheiden an deiner Seite, bis dein Blick aus dem Himmel der Kunst zurückkam, um auf einen armen, stümperhaften Erdensohn zu

fallen, der ich leider bin und bleibe. — Aber die alte, rechte Liebe ist doch auch noch da!" setzte er aufjauchzend hinzu, als wir jetzt im Freien standen und uns fest umarmt hielten.

„Du wohnest bei mir, — sagte Richard nach den ersten stürmenden Fragen des Wiedersehns, mich einem nahgelegenen Hause zuführend, — Alles ist hier schon seit gestern zu deinem Empfang bereit."

„So hast du dich, — fragt' ich erstaunt, — ohne Zweifel ganz andern Zauberkünsten ergeben, als jenen, die du sonst mit Pinsel und Farben getrieben, und stehst nun mit dienenden Dämonen im Bunde?"

„Das leider nicht, — antwortete er lachend, — wohl aber mit einem gewissen Galleriedirector in Gent!"

Ein Brief desselben, den er mir hinreichte, erklärte das wunderbare Zusammentreffen mit dem Freunde in den ersten Minuten meiner Ankunft. — Von mehreren Seiten hatte man dem Maler der schönen Unbekannten bedeutende Anerbietungen zu machen, und sich deshalb an den Galleriedirector gewendet. Dieser fand es der Mühe werth, einen Eilboten mit dem benachrichtigenden Briefe nach Antwerpen zu senden, und die Nachschrift kündigte Richarden die Ankunft seines Freundes an. Lange hatte er mich an den Ufern der Schelde erwartet, und war mir, als ich an einer entfernteren Stelle gelandet, eilend nachgefolgt zur Kirche Notre-Dame.

„Ein Räthsel wäre gelöst, — sprach ich, den Brief zurückgebend, — aber noch drückt mir ein andres das Herz.... —

„Dessen Lösung, — fiel Richard mir in's Wort, — freilich nicht so schnell, als jene, zu geben seyn möchte, und leicht uns einige Stunden unsrer kostbaren Zeit rauben könnte."

Möchten günstige Leser dieser Blätter die dringende Bitte, die ich dem Freunde als Antwort zurückgab, nicht blos errathen, sondern selbst einigermaßen theilen! — Die Stunde aber, welche sie der nachstehenden Erzählung widmen, sey keine kostbare, sondern eine müßige; — und sie werde ihnen nicht geraubt, sondern nur verkürzt.

In dem S—*schen Landstädtchen Güldau lebte ein Cassenbeamter, der seinem dritten Range im Orte Ehre zu machen wußte. Denn nur zu dem Justizrath und dem Oberpastor blickte er bescheiden hinauf; zu allen übrigen Bürgern hingegen schaute er mit dem nöthigen Selbstgefühl herab. Und das wird dem Herrn Landcassenrath Rothmann auch gewiß Niemand verdenken, der da weiß, daß die Natur, vermöge einer ihr eignen Oekonomie, die Justiz-, Finanz- und Cultminister einer großen Residenz aus demselben Teige zu formen pflegt, den sie zu Amtmännern, Superintendenten und Cassenverwaltern einer kleinen Landstadt verwendet. Es verschlägt wenig, daß dieser Teig bald auf einer goldenen, bald auf einer irdenen Schüssel angerichtet wird; denn die Ersten wissen eben allenthalben, daß sie die Ersten sind, und nur in diesem Bewußtseyn, nicht im zufälligen Glanze der Umgebungen, ruht die Kraft und Würde des vornehmen Charakters.

Unser Landcassenrath Rothmann war übrigens, trotz seinem Range von der freundlichsten Sinnesart; — ein kleiner, gesprächiger, wohlgenährter Mann, der zu leben wußte. Stadtkundig war es, daß man nirgends besser gespeist werde, als aus des Lan-

cassenraths Küche. Gab er zuweilen, wie Ehre und Herkommen mit sich brachten, dem Justizrath, dem Oberpastor nebst den trefflichsten Bürgern und Mitgliedern eines hochedlen Magistrats sein Gastgebot, so waren dreierlei Wirkungen dieser patriotischen Anstrengung unausbleiblich: die eine, — daß man sich's unvergleichlich schmecken ließ; die zweite, — daß man dem freigebigen Wirthe beim Abschiede nicht genug Lob und Dank zu sagen, oder, je nachdem der Wein sich kräftig bewiesen, zu stammeln wußte; und die dritte, — daß nachher auf dem Heimwege mancher Gast ein schiefes Maul zog, und zu seinem Nachbar sagte: „Herr Nachbar, wenn das mit Landcassenraths bis an's Ende zulangt, so wollen wir's loben."

So lebte in fröhlicher Behaglichkeit, nur ein wenig beneidet, Rothmann mit seiner braven, neben ihm alternden Gattin und einer einzigen Tochter, Clementine, — der Aeltern und des Städtchens Lust. Auch war sie ohne Zweifel eine der edelsten und lieblichsten Blumen, die jemals in Gülbau's Mauern geblüht hatten. Die gemeinen Leute des Oertleins nannten sie ein bildschönes Mädchen; — angesehene Bürgersöhne, — schon vertrauter mit den Modewörtchen der guten Gesellschaft, — riefen im Gespräche von ihr einmal über das andre aus: „Wunderschön! — Zauberhold! — Seelengut!" — Ja, der Amtsaccessist Freudentheil, den Niemand vorbeiging, der zu Lust oder Leid einiger wohlgerathenen Verse benöthigt war, hatte bei Ueberreichung eines Geburtstagskranzes Clementinen in einem meisterhaften Sonett „die Königsrose von Gülbau," und in der vierzehnten Zeile sogar eine „engelgleiche Huldin" geheißen.

Daß eine so anmuthige, bis zur weiblichen Volljährigkeit in freudigem Wohlseyn aufgeschossene Pflanze,

welche überall, — mochte man nun mit ihr den ehelichen Lustgarten eines vornehmen Herren, oder das wirthschaftliche Baumgärtlein eines ehrsamen Bürgers zieren wollen, — ihrem Plätzchen Ehre gemacht haben würde; — daß die „Königsrose von Gülbau" noch in der väterlichen Pflanzschule unausgehoben stand, das schien allerdings verwundernswerth! Das Gerücht wußte von einigen in Gold und Ehre glänzenden Heirathsanträgen zu erzählen, die unbegreiflicher Weise abgelehnt worden. Freilich wollte man eine geheime Neigung Clementinens zu dem vorhin erwähnten Sonetten-Dichter bemerkt, und hierin den Grund des Zögerns gefunden haben; — wenigstens war die Neigung nicht geheim, welche der Amtsaccessist gegen die „engelgleiche Huldin" zu erkennen gab. Allein da derselbe zwar ein braver, fleißiger und hübscher junger Mann war, übrigens aber bei angenehmen Talenten doch leider die gesuchtesten, — die man im griechischen Zeitalter attische nannte, — nicht besaß; da er mit andern Worten, — welche von selbst aussprechen, wohin der eitle Weltsinn die Armuth verdammt, — im Städtchen ein armer Teufel hieß: so war es den verständigen Gülbauern nicht zu verdenken, wenn ihnen die Idee von einer Verbindung zwischen ihm und Landcassenraths Clementine ganz lächerlich und abgeschmackt vorkam.

Zu jener Zeit, als das Geschick dieser Jungfrau auf seine Entscheidung, und ihr Vaterstädtchen auf die Befriedigung seiner Neugierde harrte, trat im schwarzen Adler ein Fremder ab, dessen prächtiger, hochbepackter Reisewagen, mit schmuckem mecklenburger Viergespann, ihm den tiefsten Bückling, den der dicke Adlerwirth in seiner Gewalt hatte, und ohne Weiters die Excellenz zuzog; — wiewohl der Reisende sich nachher ablehnend in das unterthänigst überreichte Fremdenbuch des Gasthofes einzeichnete.

„Hieronymus Stefano; — ohne Charakter und Excellenz; — kommt von Petersburg; reist zum Vergnügen und passirt durch, den 30sten October 18..“

Mit dem Durchpassiren schien's indeß eben keine Eile zu haben; denn vierzehn Tage lang fuhr Herr Stefano im Adler aus und ein, und nahm dann zwar mit glänzender Zahlung Abschied; aber nur, um ein, für den bevorstehenden Winter gemiethetes, Haus zu beziehen. Da die von ihm gewählte Wohnung der Rothmannischen gegenüber lag, die beiden Herren Nachbarn in kurzer Zeit auf dem besten Fuß zusammen lebten und wechselseitig bei einander schmausten; so sagten die Güldauer „Aha!“; und als sie vollends Mutter und Tochter in Stefano's Wagen, von ihm selbst geleitet, auf der Spazierfahrt erblickten, fügten sie hinzu: „Es ist richtig!“

Richtig war's nun wohl nicht. Indeß lag, wenn die Güldauer irrten, die Schuld schwerlich am fremden Herrn. — Wir müssen ihn etwas näher und ernster in's Auge fassen.

Fast niemals gehören die Menschen zu den Besten, — ja sogar selten zu den Guten, — von denen man zu sagen pflegt: „man wisse nicht recht klug aus ihnen zu werden.“ Wahrheit des Charakters, Reinheit der Absichten, die freundliche Gemüthlichkeit und all das Theilnehmende, Zartfühlende, Mitwirkende, was wir mit dem Worte Humanität am besten bezeichnen, — das verbirgt sich nicht! Es verschmäht jede Maske, — nicht, weil es auch mit der schönsten an eigenthümlicher Liebenswürdigkeit zu verlieren fürchtet, (denn die Absicht gefallen zu wollen ist ihm fremd,) sondern weil die mühevolle Kunst des Scheines es in seiner freien Wirksamkeit hemmt, und in seinem innersten Wesen lähmt. Der gute, naturgetreue Charakter ist wie

ein aufgeschlagenes Buch, das seinen klaren wohlzusammenhängenden Inhalt in deutlichen Ueberschriften kund thut, so daß man überall nachlesen kann, was man daraus zu lernen wünscht, aus dem man also allenthalben klug wird. Sein Gegenbild aber ist eine verborgene Chifferschrift, deren Sinn man oft gar nicht findet, oder nur durch mühsame Vergleichungen künstlich herauspunctiren muß, ohne am Ende überzeugt zu seyn, ob das Gefundene nicht als eine neue, das Gegentheil bezeichnende, Chiffer gelten soll.

Zu diesen chifferirten Charaktern gehörte unser Herr Hieronymus. Kannte man ihn nur wenig; sah man ihn nur da, wo er artig und unterhaltend seyn wollte, — wozu ihm als einem gebildeten, weitgereisten Manne weder der Stoff noch die Form abging, — so war man geneigt, Vieles an ihm zu loben; bei näherer Bekanntschaft und genauerer Vergleichung nahm man Manches wieder zurück und gestand am Ende „nicht recht klug aus ihm werden zu können." — Wem aber die Rolle seines Lebens vollständig entwickelt vor Augen gelegen hätte, würde Stefan's Scherzwort im Fremdenbuch des Adlerwirths in ganz anderem Sinne und vollen Ernstes unterzeichnet haben: „ohne Charakter und Excellenz."

Hironymus war ein aus den Jahren der Jugend bereits herausgetretener Mann, der sie indeß mit zimlich viel Glück noch zu behaupten suchte. Sein fester Körperbau hatte jenem, der Gesundheit feindlichen, Weltgenusse, welcher bei müßigen Verschwemern seiner Gattung so leicht in's Uebermaaß ausschweift, bis jetzt dem Anscheine nach widerstanden. Die stete Regsamkeit seiner Bewegungen hätte man jedoch lieber Unruhe, als kräftiges Leben nennen mögen. Nichts war an der ganzen, mehr schlan-

ken, als gedrungenen, Gestalt behender, als Augen und Hände. Jene blitzten mit schwarzem Stern, — bald scharf und durchschauend ihren Gegenstand suchend, bald scheuend, — unter der niedrigen, mit einer buschigen Haarlocke bedeckten Stirn hervor. Das rastlose Spiel der gelenken Finger aber erinnerte an die eingeübte Fertigkeit der Taschen- und Kartenspieler von Profession; — jener Meister der Kunst, bei welchen die Sehkraft in die Fingerspitzen zu treten lernt, und denen die kleinen bunten Blätter unter der Hand lebendig zu werden, und in flatternder Eile zauberähnlich zu gehorchen scheinen. — Diese Art von Finger-Gymnastik hing bei Stefano mit seiner Geschicklichkeit in kleinen mechanischen Arbeiten zusammen, zu welchen er eine passionirte Liebhaberei zu haben vorgab. Wie denn auch bald nach seinem Einzuge in der neuen Wohnung eine Werkstätte hergerichtet wurde, wo es stundenlang, ja seltsamer Weise sogar bisweilen tief in der Nacht, hämmerte, raspelte und dröhnte; doch nur sein Kammerdiener, der zugleich sein Kunstgehülfe war, durfte dieselbe betreten. Kam zuweilen ein Product der beiden Mechaniker zum Vorschein, so war es in der That etwas so Allerliebstes und Niedliches, daß die schöne Welt von Gülbau kaum Worte fand, ihre Bewunderung auszudrücken; und oft, wenn in den Theegesellschaften, die Stefano den jungen Herren und Damen häufig gab, er ihnen die merkwürdigsten Kunststückchen vorzumachen, und die zierlichsten Kunstwerkchen vorzuzeigen würdigte, erkaltete in erstaunter Aufmerksamkeit den Frauen der Thee und den Männern die Cigarre.

Wußte der Fremdling, der nach wenigen Monaten schon ganz einheimisch in Gülbau zu werden anfing, die junge Welt durch seine künstlerischen Siebensachen und Taschenspieler-Hokuspokus zu ent-

zücken; so kam er dagegen den älteren Herren, vorzüglich aber seinem Nachbar Rothmann, von einer andern Seite bei, die bei den meisten Männern von gewissen Jahren unter die leicht überwindlichen zu gehören pflegt. Er setzte ihnen nämlich mit gewissen elektrischen Batterien zu, die er stufenweise mit immer wirksamerer Ladung zu versehen wußte, bis die Zunge stammelte und der Fuß wankte. — Kennern der Physik braucht kaum bemerkt zu werden, daß er diese überraschenden Wirkungen nicht sowohl mit Leydner=, als vielmehr mit jenen Flaschen hervorbrachte, die man an den Ufern des Rheins füllt. —

Wer hätte unsern Hieronymus bei solchen trefflichen Unterhaltungsgaben nicht für einen unschätzbaren Gewinn der Gülbauer Winterkränzchen halten sollen? — Gleichwohl fanden sich bald einige Personen von Bedeutung, die bei seinem Lobe bedenklich den Kopf schüttelten und sich sogar manche mißbilligende Aeußerungen erlaubten. Wir nennen hier nur den privilegirten Sittenrichter des Orts, Clementinens ehrwürdigen Lehrer, den Oberpastor, welcher Stefano's Lobredner darauf aufmerksam zu machen suchte, „daß man ihn doch niemals in der Kirche erblicke" — Dann den Justizrath, der sich etwas auf seine physiognomischen Kenntnisse einbildete; und die sanfte, sinnige Clementine selbst.

Jener zum Beispiel behauptete, an Stefano's Nasenwurzel jene steilrechte, bedeutsame Linie entdeckt zu haben, die ein Ordenszeichen des faustischen Mephistopheles zu seyn pflege. Auch drücke der bisweilen aufwärts zuckende rechte Mundwinkel einen verborgenen Hohn, und die unstäten Blicke geheime Tücke und unsicheres Gewissen aus. Ja, er habe einigemal mitten unter dem lauten Gelächter, das Stefano durch lustige Schwänke bei seinen Gästen zu erregen gewußt, plötzlich eine finstere Wolke über

sein Gesicht hinstreifen gesehn, die ihn, den Beobachter, mit einem eiskalten Schauder erfüllt habe. Endlich gab er ihm auf den Kopf schuld: „der Mann habe sie alle zum besten.“

Drang auch die anmuthige Clementine mit ihrem Urtheil nicht so tief ein, wie der gelehrte, mienenkundige Justizrath; so durfte sie desto mehr dem natürlichen Gefühl ihres reinen Gemüthes vertrauen; und dem gemäß versicherte sie einst unter ihren Gespielinnen, als diese, — von Stefano durch einen glänzenden Ball überrascht und bezaubert, — sich in sein Lob ergossen: „Ihr komme er mit all seiner Artigkeit doch immer wie ein Geier vor, der eine Gesellschaft argloser Tauben bewirthe. Jeden Augenblick müsse man in Angst schweben, seine tückische Natur werde die Verstellung übermeistern, und er dann die scharfen Krallen in ein armes blutendes Taubenherz schlagen.“

Alle belachten das seltsame Gleichniß als ein grundloses; sie aber saß nachdenkend und fast wehmüthig an ihrem Nähtischchen und schwieg. Denn es fehlte ihr nicht an geheimen Zeichen, welche anzudeuten schienen, daß wohl der räuberische Geier sie selbst in's stechend scharfe Auge gefaßt haben möge.

Sie irrte nicht. — Nur die Eitlen und Einfältigen ihres Geschlechts täuschen sich leicht im Ahnen der Wirkungen ihrer Reize auf Männerherzen; dahingegen jene Schönen, die unsrer freisinnigen Clementine gleichen, die entstehende Neigung eines Mannes oft schon dann bemerken, wenn dieser selbst sich ihrer noch nicht deutlich bewußt ist.

Bei Stefano schien die Liebe, mit welcher er in seinem thatenreichen Leben so oft Spaß getrieben, endlich eine ernste Rache vorzubereiten. Sein Entschluß, sich in Gülbau auf eine Zeit lang niederzulassen, mochte zwar mit gewissen Geschäften in Ver-

bindung stehen; wohl aber hatte Rothmann's schöne Tochter ihn am meisten dazu bestimmt.

Ohne Zweifel glaubte er, die unerfahrne Kleinstädterin bald zur ersten Liebhaberrolle in einem kleinen Intermezzo, womit er sich den Winter über die Zeit vertreiben wollte, heranzubilden; — worauf dann, wenn es gar ausgespielt gewesen wäre, der bescheidne Künstler sich hinter den Coulissen auf immer verloren haben würde. Allein schon die ersten Versuche, — gleichsam die Leseproben, — überzeugten ihn, daß seine gewöhnliche Schule an diesem Lehrling verloren sey. Er fand bei Clementinen jene unüberwindliche Art von Sittsamkeit, die in religiöser Sittlichkeit wurzelt; — einen zwar naiven, einfachen Charakter, aber mit Verstand und Bildung gepaart; — und er wußte selbst nicht, welch ein drohender Engel über dem Paradiese der Unschuld schwebte, in welches er auf verbotenem Wege sich einzuschleichen suchte. Wie geschickt und artig er sich auch benahm, die Jungfrau gab ihm nicht das kleinste Zeichen einer Annäherung; und vielleicht rührten die finstern Wolken, welche der Justizrath zuweilen mitten unter Scherz und Lachen auf seinem Gesicht entdeckt haben wollte, daher, daß er den geringen Eindruck wahrnehmen mußte, den seine Künste bei der Einzigen hervorbrachten, auf deren Herz sie doch hauptsächlich berechnet waren.

Schwierigkeiten dieser Art, in dem reinen Wesen eines tugendhaften, religiösen Sinnes begründet, schrecken Versucher seiner Gattung nicht selten von ihrem Beginnen zurück. Doch Hieronymus gehörte zu jenen, den Frauen furchtbaren Männern, welche, was sie anfangs vielleicht nur im Scherz ergreifen, bald mit immer wachsender Heftigkeit fest halten, und die zuletzt geierähnlich ihre Beute lieber zerfleischen als fahren lassen. — Vielleicht zum erstenmal gewann die

Liebe in ihrer leidenschaftlichen Gestalt die Obmacht über seine leichtfertigen Grundsätze, und kaum war er hierüber mit sich im Klaren, so war es auch bei ihm beschlossen, Clementinen zu heirathen. — Ob auf immer, — oder nur, um zu seiner Zeit das geknüpfte Band eben so geschickt wieder aufzulösen, wie ein Taschenspieler die dem Scheine nach festgeschlungensten Knoten mit einem Hauch auseinander bläst, — das ließ er vorläufig dahingestellt seyn.

Clementinen würden die immer merklicher hervorblickenden Absichten Stefano's weniger beunruhigt haben, wenn nicht die wachsende Gunst, in welche er sich bei ihren Aeltern zu setzen wußte, ihr die Ahnung eines bevorstehenden nicht leichten Kampfes erweckt hätte. In der That begann derselbe früher, als sie erwartete; doch sie ging vorerst als Siegerin daraus hervor! — Stefano selbst hatte in seiner spielenden Manier die Entscheidung herbeigeführt.

Die Abendgesellschaft war bei Rothmann versammelt, der sich auch diesmal bemüht hatte, seinem Freunde Hieronymus in Anordnung und Aufwand auf eine würdige Weise nachzueifern. Dieser lobte, scherzte, spielte, erzählte in gewohnter Weise zur ergötzlichsten Unterhaltung der Güldauer Schönen. Unter andern ließ er ein neues Werk seines Kunstfleißes, eine aus Gold und Elfenbein gearbeitete Dose, die Runde machen und nach Verdienst bewundern. Die Form des kleinen mit einem Deckel verschlossenen Gefäßchens war so gefällig; alles so kunstreich mit verschlungenem Laubwerk verziert, daß man das Aeußere für die Hauptsache nahm, und im Bewundern desselben Niemand daran dachte, es zu öffnen, als — der Künstler selbst.

„Sie wissen es vielleicht nicht, meine schönen ...men, — hub er, den Deckel abnehmend, an, —

daß man einem ausgelernten Kutscher zumuthet, um einen gegebenen Mittelpunct in richtigem Kreise herum zu kutschieren? — Es wartet hier ein solcher geübter Meister, der gerade Dienste sucht, auf die Erlaubniß, vorfahren zu dürfen. — Komm nur heraus, Kleiner, und zeige deine Künste! Hier ist dein Mittelpunct!"

Er legte einen großen blitzenden Brillant, in Herzform à jour gefaßt, in die Schale. Dann hob sich mit dem Druck einer Feder eine Bahn von Elfenbein nebst dem kleinen, von Perlmutter schillernden, Muschelwagen herauf. Ein Amor lenkte an goldnen Fädchen das weiße Taubenpaar, das der verborgene Mechanismus in kreisförmige Bewegung setzte. Die Räder rollten um; der Kutscher schwang statt der Peitsche den goldenen Pfeil, und die zarten Flügelchen der Vögel deckten sich flatternd auf und zu, — so daß man in der That nichts Niedlicheres sehen konnte.

Alle Lippen öffneten sich zu einem bewundernden Ah! und kein weibliches Auge wußte, ob es sich mehr dem allerliebsten Fuhrmann, oder dem prächtigen diamantnen Herzen zuwenden sollte, mit welchem jedes der beschauenden Mädchen in Gedanken das ihrige schmückte. Nur Clementine saß stumm in unheimlicher Ahnung da, die sich nur zu bald bestätigt fand. Denn Stefano erklärte, als die Zauberdose wieder an ihn zurückgelangt war: „sie gehöre ihm nicht mehr zu, sondern der Schönen, deren Namen sie ziere." Entweder hatte man vorher unter dem künstlich gewundenen Laubwerk den Namenszug übersehn, oder der Meister hatte jetzt geschickt den Deckel mit einem andern vertauscht: kurz, er zeigte nun deutlich die goldnen Lettern, aus denen man den Namen Clementine zusammenbuchstabirte.

Der augenblickliche Entschluß der Ueberraschten, dieses eben so reiche, als bedeutungsvolle Geschenk nicht anzunehmen, ward übertäubt durch die Glückwünsche der Gesellschaft, vorzüglich aber durch die voreiligen Danksagungen der Aeltern, die, für sie das Wort nehmend, sich an den Geber richteten. Sie versuchte zwar einige ablehnende Worte, die man indeß gerade für das Gegentheil nahm, so wie ihre Bestürzung für die Verlegenheit freudiger Ueberraschung galt. — Ehe sie selbst wußte, wie's geschehn, war das Kunstwerkchen ihr in den Arbeitsbeutel geschoben.

Es ist leicht, aber unerfreulich, sich die Familienscene auszumalen, welche dem Gesellschaftsstück dieses Abends gleichsam zum Nachspiel folgte, als die Gäste Abschied genommen hatten, und Clementine erst ihre Augen durch Thränen, dann ihr Herz durch rührende, kindliche Worte zu den Aeltern sprechen ließ.

Der Vater ging gerade mit der Sprache heraus, und verhehlte nicht länger, daß Herr Stefano von ihm der Tochter Hand begehre. Unmäßigem Lobe seines Verstandes und Charakters folgte die Versicherung: daß er ihm theils Briefe gezeigt, woraus er ihn als den Sohn eines reichen Gutsbesitzers in den russischen Grenzprovinzen erkannt habe; theils sey ihm ein Blick in Stefano's Chatulle vergönnt worden, der ihn überzeugt, daß schon ihr Inhalt allein seine Tochter zur wohlhabendsten Frau in Gülbau zu machen hinreiche.

Das arme, bedrängte Mädchen wußte so triftigen Argumenten fast nichts entgegenzustellen, als ihre unüberwindliche Abneigung, ja ihr geheimes Grauen vor diesem fremden Manne, wie sie es vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft mit ihm empfunden. — Vergebens grollte der Vater und suchte

sich durch den genossenen Wein und die getäuschte Erwartung erhitzt, — immer mehr in's Zürnen hineinzuzanken; umsonst sprach die Mutter erst ein zuredendes Wörtchen, und ließ dann manches härtere von „kindischem Eigensinn" von „Sitzenbleiben, allzuspäter Reue" u. dgl. fallen. Clementine stellte dem furchtbaren Angriff nichts entgegen, als überströmende Augen und rührende Bitten; — Waffen, die von dieser liebreizenden, tugendreichen Gestalt wohl noch einen ganz andern Feind abzuwehren vermocht hätten, als den Andrang der älterlichen Herzen, die ja doch nur ihr theures Kind zu lieben gewohnt gewesen waren.

Bald neigte sich die Mutter gutmüthig mitweinend, auf ihre Seite, und nun war es auch um den alten Rothmann geschehn! Ja, der Sieg erklärte sich so vollständig für die Tochter, daß am Ende selbst wegen des heutigen Geschenkes eine Capitulation zu Stande kam, in welche der Landcassenrath, wiewohl seufzend und schmollend, einwilligen mußte.

Clementine wollte nämlich, um nicht geradezu den Geber zu beleidigen, das kleine Kunstwerk zwar behalten, aber der Vater sollte, mit der Erklärung, daß ein solches Kleinod für seine Tochter allzuprächtig sey und sich zu ihrem übrigen einfachen Putz nicht schicke, das kostbare Diamantenherz ihm zurückgeben.

Die Kluge hielt auch Jenen für klug genug, die eigentliche Bedeutung der Zurückgabe zu fassen.

Der am Abend beschwichtigte Sturm schien am andern Morgen keineswegs ganz zertheilt, sondern stand noch als eine ferne finstere Wolke fest, die mit neuen Blitzen zurückzukehren drohte. Denn als die Tochter wehmüthig dankbar, halb zagend halb hoffend, den Morgengruß an das väterliche Herz trug, fand sie es gegen sich kalt und verschlossen; und da

sie den mitgebrachten schimmernden Schmuck mit zarter zitternder Hand in die harte männliche legte, die sich, fast wie zu einem Schlage, drohend erhob; da wurden ihr die Gründe noch einmal wehthuend eingeschärft, aus denen der Landcassenrath, — der in der langen, schlaflosen Nacht Zeit genug gehabt hatte, sich Alles auf's Neue zu übersinnen, — der bescheidenen Dulderin gestern bewiesen: „daß sie ein albernes Ding sey." Ja, es schien immer bedenklicher zu werden, je näher der Augenblick kam, wo er den sauern Botengang zum Herrn Nachbar antreten sollte, um demselben Clementinens Körbchen, in Form eines brillantirten Herzens à jour gefaßt, zu überbringen.

Mit steigender Herzensangst lauschte sie hinter dem Fenstervorhang auf des Vaters Zurückkunft. — Wenn ein Gutmüthiger uns zürnt, so ängstigen wir uns darüber mehr, als wenn ein Zornmüthiger gegen uns aufbraust; denn diesem schieben wir die Schuld in's eigne Gewissen, da wir hingegen bei jenem mehr uns selbst anklagen zu müssen glauben. —

Als aber Rothmann lange beim Nachbar verweilte, hob sich das Barometer der Hoffnung bei Clementinen merklich, und stieg bis zu hellem Wetter hinauf, als der Vater endlich mit erleichterter Brust und erheiterten Mienen, von der verdrießlichen Korbgesandtschaft zurückkehrend, in's Familienzimmer trat.

„Ein edler Mann! Ein wackerer Freund!" hub er lobpreisend an, und erzählte dann, daß Stefano über die Zurückgabe nur betrübt, nicht beleidigt gewesen sey, und sogleich erklärt habe: „Clementinens Glück sey ihm zu heilig, um nicht das seinige so lange zum Opfer zu bringen, bis vielleicht nähere Bekanntschaft und vollkommen freier Entschluß sich seinen Wünschen günstiger zeige; — und um nichts

wolle er bitten, als um Fortdauer des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen ihm und der verehrten Familie. — „Kurz, — so schloß er seinen Bericht, — der Biedermann habe ihn endlich sogar zum Frühstück genöthigt, und ihm den besten Johannisberger vorgesetzt, den er jemals getrunken.“ — In der That spielte ein sanfter Wiederschein dieses Johannisfeuers auf des Gastes runden vollen Wangen nach. —

Die Tochter sank in dankbarer Rührung an seine Brust, woran sie sich wieder, wie sonst, mit derber Herzlichkeit gepreßt fühlte. Aller Zwist war vergessen, und der Vater ging in bester Laune in die Rechnungsstube an sein Geschäft; — freilich immer noch die schöne Hoffnung festhaltend: das Mädchen werde schon noch zur Einsicht kommen und Alles nach Wunsch ablaufen.

Von dieser Zeit an kam Stefano fleißiger, als vorher, zu Rothmann, dem er sogar, sich zu seinen trocknen Geschäften herablassend, oft Stunden lang in seiner Arbeitsstube behülflich zur Hand ging. Gegen Clementine zeigte er eine bescheidne Zurückgezogenheit, und sie würde ihre Meinung von ihm, um seines letzten Benehmens willen wirklich sehr gemildert haben, wäre es ihr nicht vorgekommen, als blicke etwas Unheimliches hindurch; als könne ein leidenschaftlicher und dabei so schlauer Mann unmöglich sich so mild anstellen, ohne einen geheimen Plan zu verfolgen. Doch selbst diese Furcht fing nach einigen Monaten sich allmählig zu verlieren an, und Clementine würde mit alter froher Unbefangenheit im väterlichen Hause fortgelebt haben, wenn nicht ein neuer, weit härterer Stoß des Schicksals den Frieden desselben erschüttert hätte.

Eines Morgens, als das Tischchen längst bereit stand, an welchem die Familie zu frühstücken pflegte; als der Kaffee über der wärmenden Pfanne, und die

von Clementinens Hand gefüllte Pfeife neben der goldgerändelten Tasse, — und Mutter und Tochter an ihrem Strickzeug auf den ungewöhnlich zögernden Hausvater harrten; da blickten endlich die beiden Frauen sich mit ängstlichen Fragen an, und eilten dann hinauf in die Arbeitsstube, wo er vor dem Frühmahl immer erst die Rechnung des vorigen Tages durchzumustern pflegte. — Sogleich erfüllte ein klägliches Jammergeschrei das Haus; denn Rothmann war leblos am Bureau zusammengesunken und in diesem Zustande hatten die beiden Suchenden ihn jetzt gefunden.

Alles eilte zur Hülfe. — Auch Stefano kam auf die sich schnell verbreitende Nachricht mit einem erschrockenen Gesicht, das für diesesmal wohl nicht erheuchelt seyn mochte, herbei; doch nur die Ankunft des Arztes, der den Zufall für eine tiefe Ohnmacht erklärte, welche wahrscheinlich ohne gefährliche Folgen vorübergehen werde, vermochte die trostlos weinenden Frauen einigermaßen zu beruhigen. Diese Hoffnung blieb indeß unerfüllt. Rothmann erwachte zwar aus jenem furchtbaren Zustande, der uns zwischen Schlaf und Tod schwebend hält, doch zeigte sich nur zu bald, daß der Anfall schlagartig gewesen sey; denn als der Kranke die Arme um seine, über ihn hingebogene, Gattin schlingen wollte, blieb der linke kraftlos zurück. Auch die Zunge, die sonst mit so lebhafter Geläufigkeit die Worte kurz und schnell hintereinander aussprach, war jetzt langsam und stockend geworden. Als er, sich halb in die Höhe richtend, zur vollen Besinnung zurückkehrte, sank er auch sogleich wieder mit einem tiefstöhnenden Ach! zurück, und antwortete auf die Frage: wo er Schmerz empfinde? mit schwacher Stimme: „das Herz! das Herz!" —

Erst am folgenden Tage bekam dies Wort seinen rechten Sinn. — Gattin und Tochter saßen am Krankenbette und richteten sich wechselseitig mit neuen Hoffnungen auf, da die Nacht ziemlich ruhig verlaufen war. Aus einem sanften Schlummer erwacht, verlangte der Kranke, daß Clementine sich so lange entfernen möchte, bis er ihrer Mutter ein Geheimniß vertraut habe, das sie nur von dieser hören dürfe.

So trug denn das gute Kind ihr beängstigtes Herz in ihr stilles Kämmerlein hinab, und der Engel, der die fromme Unschuld niemals verläßt, wenn er auch oft die Noth der Erde nicht von ihr abzuwenden vermag, — er nahm dieses Herz mit all seinen Thränen und Gebeten, um es in den Himmel zu tragen und vor Gott, daß er es gestärkt und getröstet wieder zurückbrächte.

Wie hätte sie es auch sonst ertragen können, als nach langem Harren die Mutter schluchzend hereintrat, sie heftig in die Arme schloß, und jammernd rief: „Du arme, unglückliche Tochter!"

„O Gott! — fragte Clementine erblassend, — ist der Vater todt?"

„Nein, — antwortete die Mutter, — nein! Gott wird ihm ja helfen, und uns, — daß wir Armuth und Schande mit ihm theilen!"

Und nun öffnete sich in ihrer, oft von bittern Klagen unterbrochenen, Erzählung vor Clementinens Augen der Abgrund, an dessen Rande Friede, Glück und Wohlstand ihrer theuren Aeltern zugleich mit dem ihrigen, wankend schwebte, und auf immer zu versinken drohte.

Der Landcassenrath hatte nämlich in jener geheimen Unterredung seiner Gattin entdeckt, daß ein

großer Cassen=Defect ihn zum Bettler, vielleicht in den Augen seiner Mitbürger zum Verbrecher, mache. — Er hatte bitter seinen Hang zum Wohlleben und zu einem unverhältnißmäßigen Aufwand angeklagt, der ihn verleitet, schon längst durch heimliche Schulden die kleineren, von Zeit zu Zeit entstandenen, Lücken auszufüllen. Aber den völligen Sturz habe seine gestrige Berechnung herbeigeführt, nach welcher er mit achttausend Thalern im Rest bleibe. Wie dies geschehn, möge Gott wissen! die Schlösser hätten sich zwar völlig unverletzt gefunden, aber er betheure auf seine, vielleicht nahe, Seligkeit, daß nur durch heimliche Entwendung diese ihm unerschwingliche Summe in der Casse mangeln könne. — Wäre Hülfe möglich, so müsse sie binnen einigen Wochen eintreten, weil sein Unglück späterhin sich der schon angekündigten Rechnungs=Commission nicht verbergen lasse.

Einige Tage des Jammers folgten diesem Tage des Schreckens. Wir wollen sie nicht schildern. Aber theilnehmend hintreten zu Rothmann's Krankenlager wollen wir in dem Augenblicke, der über Clementinens Schicksal entscheidet. Denn rührend und ehrwürdig erscheint uns ein edles weibliches Herz, das bricht, — und brechend noch die Kraft findet, sich zu bekämpfen und zu opfern!

Dort knieet die Arme mit hart vor der Brust gefalteten Händen, — ohne Thränen, — die vergangenen Tage haben ihre Quelle erschöpft. — Ihr großes, von Liebe und Mitleid glänzendes Auge ruht bald auf dem Vater, bald hebt sich's zum blauen Himmel hinauf, aus dem ein milder Strahl der eben aufgegangenen Morgensonne durch das stille Krankenzimmer verklärend auf sie niederblickt. Der Vater hat mit schwerer, stockender Zunge ihr vertraut: „Glück und Ehre der Familie, — vielleicht sein

Leben, — ruhe in ihrer Hand; denn Stefano, dem er als Freund seine Lage nicht verhehlt, — habe erklärt, die fehlende Summe durch ein Geschenk völlig decken, und der Mutter, wenn sie Wittwe werden sollte, ein hinlängliches Auskommen sichern zu wollen, falls er die Erfüllung seines liebevollen Wunsches von Clementinen hoffen dürfe."

Der Vater schweigt erschöpft, — Alles schweigt. Man hört nur die schweren Athemzüge der kranken Brust und ein leises Schluchzen der von ferne stehenden Mutter.

„Ach Gott, seufzte endlich Clementine aus tiefer Brust, — „ich weiß ja nicht, ob es dein Wille ist! Aber ich muß es glauben! — Ja mein Vater, — rief sie, plötzlich erheitert und gleichsam im Triumph über alle die unbeschreiblichen Empfindungen, die ihr Herz zerrissen, — triumphirend selbst über das entsetzliche Gefühl, von dem Manne, den sie nicht lieben konnte, gekauft, — gekauft zu werden — Ja, mein Vater! Ich reiche Herrn Stefano willig meine Hand!"

„Nun, so segne dich Gott, du fromme, treue Tochter!" — — —

Er legte die zitternde Hand auf das gesenkte kindliche Haupt. — Stefano trat herein. — Er wußte es, daß diese Stunde seine Wünsche krönen würde.

Nach wenigen Tagen verrichtete der Oberpastor die Trauung am Bette des Vaters, der dieses als Bedingung seiner früheren Genesung ausdrücklich verlangt hatte.

Als nach einigen Wochen die Rechnungs-Commission eintraf, fand sie alles in bester Ordnung. — Clementinens Mutter ward durch den Schwiegersohn eine ansehnliche Leibrente gesichert.

Religion völlig entfremdeten, wann der Reiz der Tugend selbst zu einem Reiz der Sinne wird.

Uebrigens blieb in Stefano's Thun und Treiben ihr vieles räthselhaft. Er arbeitete emsiger als je in seiner Werkstätte, und doch konnten die kleinen Producte der Drehbank, die zuweilen daraus hervorgingen, unmöglich den Fleiß zweier Männer Tage lang beschäftigt haben. Von Zeit zu Zeit langten Briefe für Stefano an, die begierig erwartet, doch niemals im Gespräche erwähnt wurden. Von jenen Gütern in den russischen Grenzprovinzen, die einst Rothmann aus solchen Briefen kennen gelernt haben wollte, war keine Rede mehr; dagegen aber wohl von einer bevorstehenden Geschäftsreise nach Holland, wohin Clementine ihren Eheherrn begleiten sollte.

Oft wenn sie am Nährahmen, — der bekanntlich ein unermeßlicher Spiel- und Tummelplatz weiblicher Gedanken zu seyn pflegt, — sich alles das übersann, konnte sie die quälendsten Zweifel weder unterdrücken noch beantworten. Doch mehr noch beunruhigte sie ein Verhältniß, das Anfangs widrig, dann drohend, und endlich entscheidend in ihr Schicksal sich einflocht.

Wir haben früher eines vertrauten Bedienten Stefano's erwähnt, der den Gehülfen bei seinen künstlerischen Zeitvertreiben abgab. Er nannte sich Lorenzo, und war ein junger Mann von feinem Ansehn, nicht ohne eine gewisse Bildung, die sich indeß mehr von Seiten des Verstandes und des äußeren Benehmens, als des Herzens und sittlichen Charakters kund that. — Clementine machte gleich nach ihrem Einzuge die Erfahrung, daß dieser Lorenzo keineswegs eine Art von Kammerdiener ihres Gatten sey, wofür er selbst ihn früher ausgegeben. Er leistete nicht nur keinen Dienst, wie man ihn von einem Bedienten erwartet; er sprach nicht nur in

einem Tone mit seinem angeblichen Herrn, den man jenem nicht erlaubt; sondern er nahm sogar seinen Platz an demselben Tische, an welchem Stefano mit seiner Gattin speiste. Dieser hatte blos einige entschuldigende Worte von „vieler Verbindlichkeit, die er gegen den braven jungen Mann habe und von seiner ausdrücklichen, nicht wohl abzuschlagenden Bitte“ für hinlänglich gehalten, Clementinen über die unerwartete Nähe dieses Tischgenossen zufrieden zu stellen.

Fast drang sich ihr bei den mancherlei Erklärungsversuchen, die sie hierüber im Stillen anstellte, die Vermuthung auf, Lorenzo sey, unter der Maske eines Kunstgehülfen, Stefano's Sohn. Wenigstens fand sie in diesem Glauben noch die meiste Beruhigung. Doch bald wurde derselbe auf eine seltsame, beängstigende Weise widerlegt. — Clementine konnte sich nämlich nach Verlauf einiger Monate nicht mehr verhehlen, daß dieser räthselhafte Hausfreund geheime Wünsche nähre, deren Art und Gegenstand sich ihr durch Blick und Wort immer deutlicher offenbarten.

Vielleicht hatte seine, oft hervorblickende Eitelkeit ihn überredet, daß Clementinens freundliche weibliche Huld, die sich auf all' ihre Umgebungen erstreckte, vorzugsweise auf ihn gerichtet sey. Darum änderte sie ihr Betragen gegen ihn, so wie seine Neigung wuchs, und wurde so einsylbig kalt, als es ihrem milden Herzen nur immer möglich war. — Umsonst! der bethörte junge Mann gab sich unaufhaltsam der sträflichen Liebe hin. — Noch schwieg die Bedrängte schonend, selbst gegen die Mutter, — welche der Kummer der letzten Zeit und ein früh hereinbrechendes Alter ohnehin tief gebeugt hatte. — Doch als Lorenzo selbst dieses Schweigen günstig zu deuten schien, als er sogar einst bei zufälligem Alleinseyn mit Clementinen, sich unbescheiden näherte, ihre

Hand mit wildem Feuer an seine Lippen riß, und seiner Leidenschaft nicht mehr Herr, mit seinem Arm sie zu umschlingen strebte; da rang sie sich heftig zürnend los; keine Rücksicht mehr kennend, als die der Pflicht und der Ehre, eilte sie, dem Gatten den Frevel seines Hausfreundes zu entdecken.

Stefano hörte stumm der Erzählung zu; aber eine entsetzliche Wuth arbeitete sich aus seinem Innern herauf. Die Hand hatte sich krampfhaft geballt, und zuckte, wie mit einem unsichtbaren Dolche bewaffnet. Ein gräßlicher Ausdruck in seinen sich entstellenden Gesichtszügen erfüllte Clementinen mit Grausen, und sie deckte erblassend die Augen mit beiden Händen zu.

In Stefano kämpften Eifersucht und Rachgier mit dem Gefühl der Ohnmacht, sie an dem verbrecherischen Lorenzo auszulassen, denn wir werden in der Folge uns überzeugen, daß er nur allzuviel Ursache hatte, ihn zu schonen.

Als er endlich mit einem donnernden Fluchwort hinauseilte, sprang die Erschrockne ängstlich nach, blutiges Unheil fürchtend. Sie hörte die beiden Männer heftige Worte wechseln, aber in einer ihr unbekannten Sprache. Doch bald mäßigte sich der Ton der Rede und Gegenrede, und Clementine trat wieder beruhigter zurück, sich mit der Hoffnung tröstend, daß Lorenzo, dessen Nähe ihr von jetzt an noch weit quälender seyn mußte, aus dem Hause, oder doch wenigstens aus ihrer Gesellschaft entfernt werde; obwohl sie nicht wagte, den ihr so furchtbaren Zorn ihres Mannes durch Fragen über den Ausgang des Zwistes auf's Neue zu wecken. Desto begieriger harrte sie auf die entscheidende Stunde des gemeinsamen Mahles.

Da aber gab ein Blick in das Speisezimmer ihr die Gewißheit, daß Lorenzo's Tischgedecke nicht fehle. In demselben Augenblicke trat Stefano herein.

Eine überwallende Bitterkeit, die vielleicht zum erstenmale ihr sanftes Herz erfüllte, trieb ihr heiße Thränen in die Augen. „Und dieser ißt wieder mit uns?“ fragte sie, auf seinen Platz hindeutend, den Gatten.

„Es ist nicht zu ändern!“ — antwortete er hart und kurz. — „Du kannst ruhig seyn, — setzte er dann mit milderem Tone hinzu, — er wird nach unsrer gegenseitigen Erklärung sich künftig artiger benehmen.“

Die Schwerbeleidigte kämpfte umsonst gegen das bittere Gefühl: ein Mann von Ehre könne, — dürfe nicht so handeln, wie es der ihrige sich jetzt erlaubt. Sie gab aber diesem Gefühl keine Worte, sondern trat stumm, in tiefster Seele gekränkt in ihr Zimmerchen zurück, und hin an's Fenster, — dem lieben Vaterhaus gegenüber. Sie lehnte ihre heiße Stirn an die kühlenden Glastafeln, und blickte durch den trüben Schleier, den ein unaufhaltsamer Thränenguß über die, sonst so hellleuchtenden, Augen zog, voll Jammer und Sehnsucht die ausgestorbene Wohnung ihrer glücklichen Kindheit an.

So nah und kenntlich war ihr trauriges Geschick bis jetzt doch noch nicht vor sie hingetreten! — Wie ein finstrer, quälender Geist stand es da, drohend mit einem jammervollen, verworrenen Leben. Da öffnete sich gegenüber das Fenster; — ihre Mutter blickte herüber, und mit beiden Händen zuwinkend grüßte sie freundlich die Tochter. — Da zertheilten sich plötzlich die dunkeln strömenden Wolken vor ihren Augen; da wich der böse Engel von ihrer Seite, und es wurde wieder hell in der trauernden Seele. „Für sie, — rief sie sich getröstet zu, — für sie und den armen Vater hab' ich ja Alles hingegeben!“ —

Das menschliche Herz, — leicht zerdrückt von der Last eigner Verschuldung, — hebet sich oft nur stärker und kräftiger unter dem Druck eines unverdienten Geschicks.

„Nun, auch diesen Dornenkranz will ich mir noch auf die Stirne drücken, die ja doch schon blutet!“

So zu sich sprechend trat sie nach wenigen Minuten mit ihrer gewohnten freundlichen Ruhe in den Saal, und nahm, sich still ergebend, ihr altes Plätzchen zwischen den beiden feindlichen Männern ein. — Lorenzo suchte kalt gegen sie zu scheinen, wiewohl das verborgene Feuer, welches selbst die bittere Beleidigung nicht zu dämpfen vermocht hatte, von Zeit zu Zeit aufflammend hervorblitzte. — Gegen Stefano war er barsch, fast übermüthig. Dieser hingegen hatte sich, scheinbar das Vergangene vergessend und das Gegenwärtige nicht bemerkend, in eine Art von scherzhafter Laune geworfen, und brütete innerlich arge Gedanken für eine unbekannte Zukunft.

So seltsam verworren und umdunkelt war das häusliche Verhältniß unsrer Freundin, als unvermuthet zur angekündigten Reise gepackt wurde.

Wir wollen Clementinens schmerzlichen Abschied von Güldau, und den allerschmerzlichsten von ihrer Mutter, mit dem dichten Trauerschleier überhüllt lassen, womit sie von dannen zieht, — die alten Leiden mitnehmend, und neuen entgegengehend.

Richard L**, jener junge Maler, der uns nun wieder näher unter die Augen tritt, hielt sich zu jener Zeit in Antwerpen auf. Er war, mit uns, der Meinung: man müsse Dichter und Künstler, um sie

recht zu fassen, in dem Lande studiren, wo sie erwuchsen und blühten. — Er war deshalb, nachdem er die alten edlen Italiener, und den schönen Himmel verlassen hatte, aus dem sich einst Raphael's und Guido's Engel niedersenkten, — hierher gekommen, die niederländischen Meister ebenfalls in ihrer Heimath zu besuchen.

Richard hatte das Fach der Historienmalerei ausschließlich zu dem seinigen zu machen gestrebt; auch schon durch einige römische Arbeiten bei Kennern große Hoffnungen erweckt. Da wir aber zu dieser Zeit lieber unser eignes Portrait, als ein Madonnenbild beim Künstler bestellen, und die werthe Gattin mit den holden Kindern im traulichen Familienkreis beim Frühstück uns wohl eher des Malens werth scheinet, als die Helden alter Wundergeschichten und Sagen: so mußte auch Richard sich in die Umstände fügen, welche bei ihm anfänglich ohnehin nicht die glänzendsten waren. Bereitwillig conterfeite er demnach Gestalten, nicht wie sie eine begeisterte Phantasie, oder die günstige Natur glücklicher Climate erschafft, sondern wie man sie eben überall auf den Märkten antrifft, wo die Natur mit Dutzend-Gesichtern feil steht; — unter ihnen sogar solche, von welchen er scherzweise versicherte: „daß er sie zum Possen so ähnlich male, als möglich."

Doch selbst in jenem Flach-Lande, wo die weibliche Schönheit mehr fleisch- als geistreich zu seyn pflegt, — gerade wie es schon zu Rubens Zeit gewesen; — selbst dort fand unser Maler wohl zuweilen manchen würdigen Gegenstand seines Pinsels; und dann lieferte er auch jedesmal ein Bild, das sich eines allgemeinen Lobes erfreute. Bald vervielfachte der Ruf die Portraitbestellungen so sehr, daß er eine gewisse Auswahl treffen, und völlig au-

druckslose Gestalten, — wie gute Advocaten schlechte Processe, — zurückweisen konnte.

Eine der ausgezeichnetsten Schönheiten Antwerpens war damals die Tochter eines Gastwirths. Richard hatte an ihrem, für den Vater gemalten, Bilde sein Höchstes geleistet. Die liebreizende Niederländerin war auf's beste getroffen, und doch auch zugleich übertroffen, so daß man wünschen konnte, sie möge einst noch gerade so aussehen, wenn sie zum Engel geworden.

Vor diesem Gemälde, das der stolze Wirth in seinem besten Zimmer zur Schau stellte, stand einst ein dort einkehrender Fremder mit seiner Gattin. Beide bewunderten, — Er die Kunst, Sie den Gegenstand; daher auch der Kunstkenner zuallererst nach dem Namen des Meisters, seine Gattin hingegen nach dem Namen des Mädchens fragte. Die letzte Frage beantwortete der schmunzelnde Vater zuerst, und berichtete dann Jenem, der Meister befinde sich gegenwärtig hier, und habe so viele Bestellungen, daß man seine Werke nur zu sehr hohen Preisen erhalten könne.

Ein neuer Reiz für den fremden Herrn, der nun darauf bestand, seine Gemahlin müsse diesem Künstler sitzen. Ihn schmeichelte schon der Gedanke, daß ihr Bild noch ganz andern Effect machen werde, als das der schönen Wirthstochter.

Und in der That hatte die Bildung der Fremden, außer den Zügen hoher Schönheit, noch einen ganz eigenthümlichen Reiz, der jener Antwerperin fehlte. Eine unbeschreibliche Milde blickte aus dem ätherblauen Auge, und um die zartgeröthete Lippe schwebte ein so wehmüthiges Lächeln, daß man mit Shakspeare hätte sagen mögen: „sie gleicht der Geduld auf einer Gruft, dem Grame lächelnd. — Es war unsre Clementine. —

Sie willigte in Stefano's dringendes Begehren endlich unter der Bedingung ein, daß ihre Mutter das Bild erhielte, die noch keines von ihr besitze.

Stefano, der in Antwerpen ganz bekannt zu seyn versicherte, suchte sogleich selbst den Maler auf, nahm ihn mit zu Clementinen; und niemand von uns zweifelt an seiner freudigen Zusage, das Portrait in Arbeit zu nehmen. Mit welchen Gefühlen er es ausführte, mögen hier einige Bruchstücke aus Richards Tagebuche selbst aussprechen, wobei wir ihm ein wenig Künstlerpathos leicht zu Gute halten werden.

Am 1sten Junius.

„Endlich einmal ein Kopf für den Pinsel eines Meisters! — Eines Meisters? — Armer Richard! das bist du freilich nicht!"

„Heiliger Raphael, hättest du doch dieses Weib, — immer möcht' ich sagen: diese Jungfrau, — gesehn, als du umsonst ein Modell zu einer deiner lieblichsten Gestalten aufsuchtest; als du im Briefe an einen edlen Freund deiner Kunst die Worte niederschriebst: Da die Schönheiten so selten sind, so bediene ich mich einer gewissen Idee in meiner Einbildung."

„Die besten Ideen hat ja doch die Natur selbst! Aber sie stellt ihre Ausführung oft nicht in einem Prunksaale zur Schau, wie wir unsre gelungenen Compositionen. Sie verbirgt sie wohl oft unter ein bäurisches Gewand; oder läßt sie auf fernen glückseligen Inseln aufblühn, wo kein suchendes Künstlerauge sie findet. Zuweilen bei günstiger Laune ruft sie wohl auch einem Kutscher, halt! zu, der, — unbewußt welch einen Schatz er in seinem Reisewagen

führt, — durch die Stadt kömmt, wo gerade ein armer Maler mit seinem Heimweh nach dem Lande der Schönheit, mit seiner Sehnsucht nach edlen vollendeten Naturformen wohnt. Und der Maler wird gerufen, kömmt, staunt, malt, verzweifelt am Gelingen, — und sitzt eben niedergeschlagen und zögernd vor seiner Staffelei, so wie Schreiber dieses!"

Am 2ten Junius.

„Da stehn nun die Umrisse! Hier und da auch ein Farbenklecks. — Das nennen wir arme mechanische Pfuscher „untermalen!" Muß all' anders, ganz anders werden!"

„Wie soll ich das zartblühende Leben mit diesen Werkzeugen, mit diesen groben grellen Farbenkörnern auf die todte Leinwand zaubern! Welche Schöpferkraft wird dieses Bild anhauchen mit dem lebendigen Odem, und rufen: Werde!"

„Eins ist mein Trost: — mein treues Gedächtniß. Immer schwebt sie vor mir und läßt meine Begeisterung nicht sinken. Aber gestehe dir nur, du möchtest sie lieber schildern als malen, und lieber lieben als schildern!

Am 3ten Junius.

„Wie sie nur an die Seite dieses Mannes gekommen seyn mag! Ich wüßt' es gern!"

„Tausend gegen Eins, er ist schlecht, — in der tiefsten Seele schlecht! Er hängt ein freundliches Gesicht, wie einen Vorhang, vor sein tückisches Herz; aber ich reiße ihn hinweg, und blicke auf den Grund, und erbose mich, und fühle dann wieder ein unbeschreibliches Mitleid mit der Armen."

„Ach sie ist nicht glücklich! — oder ich müßte nicht lesen können! Es steht ja deutlich in ihren Himmels-Augen geschrieben, über die zuweilen feuchte

Erdenwölkchen plötzlich hinziehn; — es spricht ja aus der ganzen, mit einem geheimen Grame ringenden, fast sinkenden, — nur noch an der starken Hand der Religion sich aufrecht haltenden Gestalt!"

„Sein Bild verfolgt mich. Ich kritzle es, als würd' ich's dadurch los, auf jedes Stückchen Papier, das mir eben zur Hand liegt."

„Da, da steht er vor mir, zum Sprechen ähnlich. Lächerlich! — Mir selbst unbewußt ist ihm ein Pferdefuß an's Bein gewachsen. Aus den hängenden, schlotternden Mode=Aermeln gucken niedliche Wolfsklauen hervor! Mein braver Freund in Rom hätte den Mann in seinen Umrissen zum Faust trefflich brauchen können; wiewohl sein scharmanter Satan diesem allerdings nicht weit nachsteht."

Am 4ten Junius.

„Arme Taube! Ich sehe dich mit den weißen Flügeln zuckend schlagen. Umsonst! Du entwindest dich deinem Geier nicht! — Doch heute war's eine seltsame Sitzung! — Hätt' ich doch einen treuen Freund hier, in dessen Brust sich die meinige ergießen könnte!"

„Ich fürchte, mich in ein Labyrinth hinein zu malen, zu dessen Ausgang mir am Ende der Faden fehlt."

„Aber warum war ich auch vermessen genug, von ihr zu fordern, daß sie mehr unter dem Malen sprechen sollte! Welch eine seelenvolle Stimme! Welche kindlich gute, einfache, und doch immer so sinnige, — immer das Rechte bezeichnende Worte!"

„Heute ward Er durch seinen Begleiter, — mir doch weit weniger zuwider, als sein Herr, Freund, oder was sonst er ihm seyn mag, — auf einige Minuten aus dem Zimmer gerufen. Vielleicht war's auch länger. Die Zeit verlor ihr Maß.

„Ich malte emsig fort. Doch plötzlich haftete mein Auge, wie gebannt, an dem ihrigen, und der Pinsel ruhte. Es hatte sich, ich weiß gar nicht welche ungewöhnliche Rührung allen ihren Zügen mitgetheilt. Sie wollte sprechen; aber die bebende Lippe gab den Worten des Herzens keinen Laut. — Ging mir es denn nicht eben so?“

„Signor Mephistopheles kam zurück, und ich behielt gerade noch Zeit, eine verrätherische Thräne hinwegzunehmen, die sich über die Wange eines armen Malers stehlen wollte, der selten geweint hat.“

„Sonderbar! der bewußte Signor muß sich stark auf Physiognomik verstehn. Er kam mir nachher ganz anders vor, und beobachtete mich scharf.“

„O seliger, schmerzenreicher Augenblick! du wirst nicht wiederkommen, denn Er wird fürder seine süße Beute fester packen, und sie mit sich hinwegführen, daß mir nichts zurückbleibt, als ein unauslöschliches Bild und eine nie versiegende Sehnsucht!“ — —

Clementinens Portrait war schon weit genug vorgerückt, um die besten Erwartungen zu begründen und den schwer zu befriedigenden Forderungen des Meisters selbst Genüge zu leisten. Während die Farben antrocknen mußten, hatte sich Richard dazu verstanden, auch Stefano's Kopf in Miniatur, welche Manier er beiher nicht ohne Glück übte, zu entwerfen. Er würde, wie wir ihn kennen, diese neue Arbeit abgelehnt haben, hätte ihn nicht die Hoffnung gelockt, die Königin seines Herzens während jener Zeit, wo sie ihm nicht sitzen konnte, doch wenigstens manchmal erscheinen zu sehn. Leider aber wurde sie selten, und dann nur auf Augenblicke, sichtbar.

Als endlich der mit wachsender Ungeduld erwartete Tag erschien, wo Richard am Oelgemälde fortarbeiten konnte, war unterdeß Clementinens Schicksal mit mächtigen Schritten, ja mit einem salto mortale, seinem Ziele entgegen geeilt.

Eines Morgens, als Stefano gerade abwesend war, und Clementine in schweren Gedanken an ihrem Schreibepult saß, — ungewiß, wie sie ihrer Mutter die immer trüber werdenden Ahnungen der beängstigten Brust verbergen sollte, — da trat plötzlich Lorenzo unangemeldet herein. Sie blickte heftig erschrocken auf, als er in sichtbarer Bewegung mit glühendem, dann erblassendem, Gesicht zu ihr herschritt; denn sein bisheriges Betragen hatte sie allerdings gänzliche Befreiung von seinen lästigen Zudringlichkeiten hoffen lassen.

Ihr zürnender Blick schien das Wort in ihn zurückzudrängen, das schon auf der zuckenden Lippe schwebte. — Er legte blos einen versiegelten Brief vor sie hin.

Clementine schob das Papier verächtlich zurück und stand auf, um sich schnell zu entfernen.

„Nein, — rief Lorenzo, sich an die Thür stellend, — Sie müssen lesen! — Ich beschwöre Sie, mich diesmal nicht zu verkennen! Es gilt Glück und Leben! Ich verlasse Sie, um niemals wiederzukehren. Ach, ich sehe Sie vielleicht zum letztenmale! — Sie müssen, müssen erfahren . . . .“

In diesem Augenblicke hörte man die Schritte eines Kommenden auf der Treppe. Lorenzo riß das Siegel seines Briefes auf, drückte ihn in Clementinens Hände und verließ tiefaufseufzend in eiliger Hast das Gemach.

Ihr erster Gedanke, als sie sich vom Schreck erholt hatte, war, das empfangene Papier ungelesen ihrem Manne zu übergeben. — Gewiß war es

mehr, als die Wirkung einer, ohnehin verzeihlichen Neugierde, was sie von der augenblicklichen Ausführung dieses Gedankens zurückhielt.

„Es gilt Glück und Leben!“ Dieser fast in Verzweiflung ausgesprochne Ruf war ihr doch zum Herzen gedrungen. Lorenzo's ganz ungewöhnliche Bestürzung, — die seltsame Versicherung, daß er sogleich sie auf immer verlasse; — alles dieses ließ sie die Enthüllung eines Geheimnisses ahnen, dessen Mittheilung erst dann rathsam seyn könne, wenn sie selbst es erkannt und geprüft haben würde. — Doch ihre Hand zitterte, als sie das Papier entfaltete; — ihre Augen wurden dunkel und sie sank, der Ohnmacht nahe, auf ihren Sessel zurück, als sie nachstehenden Brief gelesen hatte:

„In der Stunde, wo ich Ihren unwürdigen Gemahl auf ewig verlasse, drängt mich eine innere Gewalt, Ihnen die Binde von den Augen zu reißen, die Sie hindert, in ihm einen Bösewicht, und in mir einen treuen Freund zu erkennen, — der Sie wohl im Feuer seiner Leidenschaft beleidigt, aber die Verachtung nicht verdient hat, die Sie ihm seitdem bewiesen. Ein Verweis von Ihnen wäre hinlängliche Strafe gewesen. Mich an Ihren Mann zu verrathen, konnte mich wohl erbittern, aber nicht demüthigen; leider nicht einmal heilen! Ich wußte wohl, ihm zu imponiren, denn er war längst in meine Hand gegeben, wie ich in der seinigen bin, so lange mich die Flucht nicht rettet. Auch Sie, unglückliches Weib, rettet nichts, — nichts als schleunige Flucht!“

„Wissen Sie denn: Ihr Gatte heißt nicht Stefano, sondern * *, aus einer edlen Familie zu * *; — seine Namen und Pässe macht er sich im Nothfalle selbst. — Durch frühe Verschwendung und sträfliches Leben längst von den Seinen getrennt, hat er sich anfangs als Spieler umhergetrieben, und ist späterhin durch sein mechanisches Talent verleitet worden, Falschmünzer, — endlich Banknoten- und Wechselverfälscher zu werden. Sein Betrug erstreckt sich schon auf große Summen, die seine verschwenderische Lebensweise immer wieder aufzehrt.“

„Ich weiß, daß Sie an der Wahrheit dieser Entdeckung zweifeln — vielleicht einen Kunstgriff darin finden, mich bei Ihnen geltend machen zu wollen; darum muß ich beweisen. Lesen Sie in dem beigelegten Zeitungsblatt die Warnungsanzeige und vergleichen Sie damit diese dänischen Banknoten von nicht geringem Werth, welche durch seine kunstreiche Hand gegangen sind; — nur leider mit Vernachlässigung einiger kleinen Merkmale, an welchen jene öffentliche Warnung die Verfälschung kenntlich macht.“

„Zu seinem Unternehmen bedurfte er eines geschickten Kupferstechers, und ein Geist der Hölle führte ihn zu mir! Ich hatte mich durch Mangel verleiten lassen, meinen Grabstichel leichtfertigen Bildern zu verkaufen. Stefano war Menschenkenner genug, um dieses Umstandes willen, mich für einen brauchbaren Gehülfen zu halten. Es gelang ihm, durch seine schlauen Künste und durch lockende Versprechungen großer Belohnung, mich für seinen Zweck zu gewinnen. Ach! ich habe es oft bitter bereut; am meisten, seit ich Sie kenne! Es war zu spät, und ich zu tief in des Satans Netz verstrickt.“

„Vielleicht entschuldigt sich meine verwegne Liebe zu der Würdigsten der Frauen durch die tiefe Verach-

tung gegen den Unwürdigen, der mich zu seinen abscheulichen Künsten verführt, und elend gemacht hat.“

„Vielleicht ist es noch Zeit, dem gänzlichen Verderben zu entrinnen und mich nach Frankreich zu retten; doch Er ist rettungslos verloren! denn schon stellt man ihm von mehreren Seiten nach; schon sind geheime Agenten der dänischen Bank auf der Spur des Betrügers; doch Stefano, bisher immer glücklich in seinen Unternehmungen, schlau und kalt, — im Nothfall auf das Aeußerste gefaßt, — bleibt sicher, und denkt sogar mit hohen Wechseln nach Amsterdam zu reisen, um, wenn er sie in Geld umgesetzt hat, sich nach America einzuschiffen.“ —

„Ach! Ich zerreiße Ihr engelreines Herz, aber ich muß dennoch Ihnen auch das Schrecklichste sagen. Der Bösewicht, der die Casse Ihres ihm vertrauenden Vaters durch jene verruchte Kunst beraubte, welcher kein Schloß widersteht — war Stefano. Er wußte, daß die Noth, in welche er Ihre Familie stürzte, Sie in seine Arme führen mußte.“ —

„Die Zeit drängt mich fort! Mit jeder Stunde wächst die Gefahr. Ich beschwöre Sie noch, — knieend würd' ich es thun, wenn mir einige Augenblicke vergönnt wären, Sie zu sprechen, — ja, mit Thränen beschwöre ich Sie, sich mir anzuvertrauen.“

„Bis zum künftigen Morgen halte ich mich in der Nähe dieses Hauses verborgen. Wollen Sie mir das unaussprechliche Glück gönnen, Sie zu retten, so reicht ein Wink von Ihnen hin, und ich harre dann noch, — wäre es auch mit Gefahr meines Lebens, — so lange, bis es mir gelingt, Sie an einen sichern Ort zu bringen, der Sie von jenem

Unwürdigen trennt, der Ihnen Leben und Glück vergiftet hat, wie mir. — Stoßen sie mich auch jetzt noch zurück, so sagt Ihnen ein ewiges Lebewohl

der unglückliche Lorenzo.

Lange lag Clementine regungslos da, mit dem gräßlichen Briefe in der Hand; ähnlich einer Verzweifelten, die sich den Dolch in's müde gequälte Herz gedrückt hat, und deren herabgesunkene Hand nun noch krampfhaft das mörderische Werkzeug fest hält.

Als die Sinne sich wieder sammelten und auf die blassen Lippen die Farbe des wiederkommenden Lebens zurückkehrte; da war ihr erstes Wort jener heilige Name, welcher die letzte Stütze der Unschuld bleibt, wenn der Sturm des Unglücks sie zu zerknicken droht.

„O Gott! — O Gott!“ — das war lange das einzige Wort, der einzige Gedanke, dessen sie sich fähig fühlte.

Wohl versuchte sie, an der Wahrheit jener fürchterlichen Entdeckung zu zweifeln. Umsonst! Alles stimmte so sehr mit längsterregten Ahnungen und mit allen einzelnen Umständen ihrer bisherigen Erfahrungen zusammen! Lag nicht auch in den mitgetheilten Papieren der Beweis gegen einen, der Galeerenkette heimgefallenen Verbrecher klar vor Augen? — Und dieser trugvolle Bösewicht war der Mörder ihres Vaters! — Denn nur zu gewiß hatte jene teuflische Operation, die ihn zu Clementinens Besitz verhalf, den armen Rothmann tödtlich erschüttert.

So klaffte denn, schrecklicher als je, ein unabsehbarer Abgrund des Unglücks hart vor den Füßen

der Schwindelnden auf! Doch ein junges blühendes Leben, das der sittlichen Kraft nicht ermangelt, rafft sich selbst in solchen verzweifelten Lagen instinctartig auf, dem drohenden Verderben zu entrinnen. — Auch Clementine rief: „Rettung! Rettung!" mit gerungenen Händen zum Himmel hinauf.

Aber wie, — wo sie suchen? — Bei Lorenzo? — Nimmermehr! Ein Mann wie dieser, selbst wenn er reuig erscheint, hat sich allzuwenig bewährt, um das Vertrauen einer Clementine zu gewinnen! — Sollte sie aber allein entfliehen, — irrend in der fremden Stadt, — vielleicht schon nach wenigen Stunden wieder in Stefano's Gewalt, und dann um so rettungsloser? — —

Da brach plötzlich ein himmlischer Lichtstrahl von Hoffnung durch die furchtbare Nacht des Zweifels herein. Richards Bild stand vor der zagenden Seele!

Sie hatte sein braves Gemüth so wenig, als seinen reinen, männlich kräftigen Sinn verkannt. Ja, es hatte vielleicht noch kein junger Mann einen so günstigen Eindruck bei ihr zurückgelassen, als Richard.

„Er ist der Engel, den dir die Vorsehung sendet!" schien eine innere Stimme ihr zuzurufen; und sie zweifelte nicht. Glaubte sie doch selbst darin den Fingerzeig einer höheren Schickung zu erkennen, daß gerade der künftige Tag zur Fortsetzung des, nun bald vollendeten Portraits bestimmt war. Dieselbe Schickung, — so hoffte das fromme Kind, — werde es auch an einem günstigen Augenblicke nicht fehlen lassen, wo sie Richard einige schriftliche Worte mit dem Bekenntniß ihrer großen Noth hinreichen könnte.

Ein Zufall begünstigte, wunderbar genug, diese Hoffnung.

Noch vor der bestimmten Stunde saß am andern Morgen Richard schon hinter der Staffelei und mischte auf der Palette das zarteste Roth mit dem blendendsten Weiß; denn heute sollte die Blüthe des holden Angesichtes in ihren schönsten Farben prangend aufgehn.

Von Zeit zu Zeit blickte er verlangend nach der Thüre hin, aus welcher die geliebte Gestalt hereinschweben sollte, deren Schatten er hier auf der Leinwand festzuhalten strebte.

Endlich öffnen sich die Thüren! — Clementine tritt zugleich mit Stefano grüßend ein. Doch kaum hat Richard sie in's Auge gefaßt, die Arbeit zu beginnen; so erschreckt ihn die sichtbare Veränderung ihrer Züge, — der Ausdruck eines kaum zu verbergenden inneren Kampfes. Schon will er theilnehmende Fragen an sie richten; doch die Furcht hält ihn zurück, daß es dann vielleicht für heute um das Malen geschehen seyn möchte. Stefano läßt sich sehr ernst, fast finster, an ihrer Seite nieder. Es herrscht tiefe Stille, in welcher nur die Seelen sprechen, doch keine der andern vernehmlich.

Da ertönt plötzlich auf der Straße an der Pforte des Gasthauses Soldatenschritt und Waffenklirren, mit dem Commandowort des Officiers, der sie führt.

Einer der angesehensten Männer der holländischen Generalität war vor Kurzem hier eingekehrt und bekam jetzt seine Ehrenwache. — Stefano, dem diese Veranlassung unbekannt geblieben, mochte das Aufziehn der Wache vielleicht in Beziehung mit sich selbst setzen, und sprang aufgeschreckt an's Fenster, Gattin und Maler vergessend.

Clementine ergreift den entscheidenden Augenblick. Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, der Richard zugleich erschüttert und entzückt, breitet sie die Hände flehend gegen ihn aus, sich halb vom

Stuhle erhebend. Sie läßt ihn ein zusammengefaltetes Blatt erblicken; „für dich!“ — sagt ihr Blick, und sogleich fällt jenes Blatt mit dem Taschentuche zu Boden. Richard ist ihr augenblicklich zur Seite, um ihr das entfallene Tuch zu überreichen, — eigentlich aber, des kostbaren, ihm bestimmten, Geschenkes sich heimlich zu bemächtigen. — Kaum geschehen, so kehrt Stefano, — der sich nun über das Aufziehn der Wache belehrt und beruhigt hat, von dem Fenster zurück; und fast scheint er etwas von dem zu ahnen, was vorgegangen; — wenigstens wird er noch finsterer und einsylbiger, als zuvor, und bittet nach wenigen Minuten den Maler, seine Arbeit bis morgen einzustellen, da Clementine augenscheinlich sich heute nicht wohl befinde. — Sie widerspricht nicht. Richard selbst sehnt sich heim in sein stilles Zimmer, wo er durch Clementinens Gabe der Glücklichste aller Sterblichen zu werden hofft. Das Gemälde nimmt er mit, um in der schönsten Begeisterung zu Hause daran fortzuarbeiten.

Als Richard bei seiner Wohnung anlangte, reichte ihm ein Knabe, der ihn erwartet zu haben schien, einen Brief hin, auf dessen Umschlag er die Worte erblickte: „schnell zu erbrechen.“ „Nur nicht schneller als dieses theure Blatt!“ — sagte Richard, — jetzt in sein Zimmer hastig eintretend und Clementinens Brief entfaltend. — Er las mit immer wachsendem Entsetzen folgende Worte:

„Halten Sie den Schritt, den ich jetzt zitternd und zagend thue, einer Unglücklichen zu gut!“

„Es fehlet mir an Zeit, wohl auch an Kraft und Besinnung zu einer umständlichen Erzählung. — Ich kann nur betheuern, daß ich mich ohne eignes Verschulden in großer Noth, und nahe am Untergange befinde.“

„In dem Hause irgend einer rechtschaffenen Familie Ihrer Bekanntschaft Zuflucht zu finden, um fern von einem Manne, dessen Verbrechen mich auf ewig von ihm scheiden, — fern von dem Mörder meines Vaters, bald ruhig zu sterben, das ist mein Wunsch und mein Gebet zu Gott, und mein Bitten an Sie. Denn mir ist wohl bewußt, daß Sie es redlich meinen, und die theilnehmende Thräne, die Sie neulich der Ahnung meiner betrübten Lage weinten, hat mir Zutrauen erweckt.“

„Denken, beschließen Sie für mich und geben Sie mir morgen, wenn Sie zum Malen wiederkommen, schriftliche Nachricht. Ein günstiger Augenblick mir dieselbe zuzureichen, wird nicht fehlen; das hoffe ich fest.“

„Retten Sie, wenn es möglich ist! Ach ich bin ein armes hülfloses Geschöpf, und habe Niemand auf der Welt, als eine alte Mutter, die in der Ferne um mich weinet. Gott erbarme sich meiner!“

Clementine.

Auf eine für Richard unbegreifliche Weise hellte der zweite Brief, den er so eben auf der Straße empfangen, das furchtbare Dunkel mehr auf und ergänzte Clementinens rührende Worte. — Er war — von Lorenzo geschrieben, wiewohl nicht unterzeichnet.

Dieser beklagenswerthe Jüngling, dem es mit seiner Reue rechter Ernst zu seyn schien, — hatte gestern vergebens auf irgend ein Zeichen geharrt, das seiner letzten Hoffnung günstig gewesen wäre, und nun, — da jeder Augenblick ihm Entdeckung und Haft drohte, — mit der Ausführung seines Ent=

schlusses zur eiligsten Flucht nicht länger gesäumt. Aber dieselbe innere Macht, die ihn zur Entdeckung an Clementinen gezwungen, nöthigte ihm auch diesen letzten Versuch ab, sie zu retten; denn sein erwachtes Gewissen peinigte ihn unaufhörlich mit dem Vorwurf: um Stefano's Verbrechen gegen Clementinens Vater gewußt, und sie nicht gewarnt zu haben. Lorenzo kannte ihre Achtung für Richard und schätzte ihn selbst.

„Ich kann, — schrieb er unter andern, — der Engel dieser Heiligen nicht werden, — bin's auch wohl nicht werth; Sie aber haben ihr Vertrauen nicht verscherzt, — besitzen Klugheit und Muth; es muß Ihnen gelingen, die Unglückliche ihrem Verderber zu entreißen! denn nur allzugewiß würde gemeinschaftliche schmähliche Verhaftung mit ihm dieses reine zarte Leben schnell zerstören."

Er enthüllte nun umständlicher das Drohende der Verhältnisse und Stefano's Verbrechen, — durch Abdrücke verfälschter Banknoten und einige andere Papiere hinlänglich bewiesen; und schloß mit dem Ausdruck der wehmüthigsten Reue, die uns hoffen läßt, daß seine Flucht in die Ferne zugleich eine Flucht vom Laster zur Tugend gewesen sey.

Aber welch ein Tag für Richard! — Es traf sich, daß es der längste des Jahres war; für ihn war es der längste seines ganzen Lebens! Im nie empfundenen Kampfe zwischen hellauflodernder Liebe, brennendem Eifer zu helfen, — tiefem Abscheu, rachesinnendem Zorn, und dem endlich alle anderen Gefühle überwachsenden, sich in manche bittere Thräne ergießenden Mitleid, — irrte er rastlos umher.

Erst der Abend brachte ihm eine ruhigere Stunde mit, und festen Entschluß zu einem besonnenen Plan. Und sollte es nicht gelingen, Clementinen Kunde davon zu geben, dann wollte er den Verbrecher ohne Säumen seinen Richtern überliefern, da ja die Beweise seiner Schuld zugleich für Clementinens Unschuld zeugen mußten. — Der ersehnte Morgen erschien, — dann auch nach unendlichem Harren die bestimmte Stunde! Aber sie versetzte ihn in die heftigste Bewegung, über die er kaum Herr werden zu können fürchtete. Die Wangen glühten, die Augen funkelten, die Hände zitterten ihm. „Und ihr sollt heute malen!" rief er sie betrachtend aus, und sich mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, festes Herz fassend, schritt er, als ein langweiliges niederländisches Glockenspiel den nahen Stundenschlag verkündigte, mit mächtigen Schritten durch die Straßen. — Er erreicht das Gasthaus, schwerathmend, wie der Wettläufer sein Ziel. Er eilt die Treppe hinauf zum wohlbekannten Zimmer, — — die Thüre ist verschlossen! Sein immer stärkeres Klopfen hört nur ein herzukommender Bedienter des Hauses, der ihn bedeutet: „die fremde Herrschaft sey gestern schon abgereist"

Richard, den diese Rede, — obwohl sie im faulen Ton eines gähnenden Hausknechtes vorgetragen ward, — gleich einem Donner erschütterte, hatte schon die Hand ausgestreckt, den unschuldigen Boten der Schreckensnachricht zu packen; — (denn in der Aufwallung leidenschaftlicher Gefühle bleiben wir immerfort Kinder, die den Stein mißhandeln wollen, an den sie sich stoßen.) Doch jetzt trat auch der Herr des Hauses, welcher des Malers knirrschenden Zorn der Besorgniß zuschrieb, umsonst gemalt zu haben, erläuternd herzu, und Richard konnte sich wieder besinnen und fragen.

Das Wenige, was er erfuhr, schien doch immer bedeutend genug. — Stefano hatte am gestrigen Mittage, angeblich zur Spazierfahrt, das Gasthaus mit Clementinen verlassen, war nach einigen Stunden ohne sie zurückgekehrt, um für den Abend seine Abreise zu beschleunigen.

Richa:d fragte an allen Thoren der Stadt ohne irgend einige Kunde zu erhalten. Am Hafen aber berichtete ihm ein Fischer, daß er einen Reisenden, dessen Schilderung Stefano's Gestalt zu entsprechen schien, auf einem Nachen stromabwärts habe fahren sehn. — Unser Maler, der mit seinen zur höchsten Spannung aufgeregten Gefühlen ohnehin nirgends Ruhe fand, schlug eilig mit Postpferden die Straße nach Amsterdam ein, wo er am Abend des folgenden Tages anlangte.

Er hatte im erwähnten Briefe die Nachricht gefunden, daß Stefano bedeutende Wechsel in Amsterdam zu heben im Begriff stehe, daher glaubte Richard auf diesem Wege eher, als auf jedem andern, einiges Licht erhalten zu können. Er war übrigens mit einer Art von Steckbrief ausgerüstet, der besser als die genaueste Beschreibung einer Polizeibehörde, den gesuchten Mann kenntlich machte, — der nun wohl unter seinem bisher geführten Namen gewiß nicht mehr aufzufinden seyn mochte. — Es war jenes, glücklicherweise noch nicht abgelieferte, Miniaturbild Stefano's.

Mit diesem und Lorenzo's Papieren trat Richard am folgenden Morgen, sobald die Bureaus der großen Geldhändler sich öffneten, seine Entdeckungsreise durch dieselben an.

Mehrere fanden die Anzeige allerdings nicht unwichtig, und nahmen sie einstweilen zu Buche; andre hatten schon Kunde von dem ansehnlichen Preiße, den den die dänische Bank auf die Entdeckung des Betrü-

gers gesetzt hatte; doch Keiner erinnerte sich, jemals das Original zu diesem Portrait gesehen zu haben. Nur bei * — und Compagnie, — einem der ersten Häuser Amsterdam's, — schien man der Sache eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Bild und Papiere gingen im Bureau von Hand zu Hand; die Herren des Hauses selbst wurden herbeigerufen; man unterredete sich leise und richtete dann an Richard die gern von ihm erfüllte Bitte: „ihnen Portrait und Papiere bis morgen auszuhändigen, und sich gefallen zu lassen, seine Wohnung im Hause zu nehmen, um für einen, vielleicht eintretenden, Fall schnell zur Hand zu seyn.

Neue peinliche Erwartung! doch aber auch neue Hoffnung! — Nach einer schlaflosen Nacht und einigen Morgenstunden, die durch den Besuch der schönen, diesen Großhändlern gehörenden, Gemäldesammlung einigermaßen sich verkürzten, eilte ein Diener mit der Bitte herein, ihm sogleich zu folgen.

Richard trat in ein kleines, an das Comptoir stoßendes, Cabinet, dessen Glasthüren mit Gardinen verhangen, und wo die Herren vom Hause nebst einigen Unbekannten versammelt waren. Man winkte ihm, sich zu dem nur wenig zurückgezogenen Vorhang hinzustellen. Nach wenigen Minuten trat ein Fremder in's Comtoir, bei dessen Anblick Richard fast laut aufgeschrieen hätte: — es war Stefano! — — „Erkennen Sie diesen Fremden für den Mann, den Sie portraitirten, und für eine und dieselbe Person mit dem durch die Papiere bezeichneten Betrüger?" fragte einer der Anwesenden, — dem Anscheine nach ein Gerichtsbeamter. Auf Richards bejahende Versicherung zog der Fragende eine Klingelschnur an und sogleich trat hinter Stefano, der im Gespräche mit den Comptoirbedienten sein Geschäft begonnen hatte, eine Militairwache ein, deren Anfüh=

rer dem Erblassenden seine Verhaftung ankündigte; zugleich umringten ihn die Soldaten, um ihn hinwegzuführen. Richard, der sich nicht länger zu halten vermochte, riß die Thür des Cabinets hastig auf. „Unglücklicher, — rief er ihm nach, — wo ist Clementine?" — Doch derselbe Herr, der vorhin die Frage an ihn gerichtet hatte, bat dringend „jetzt die Gerichte walten zu lassen; schon im nächsten Verhör müsse Alles sich aufklären." Während dieser Mahnung war Stefano schon abgeführt. — Doch leider eilte Satan mit seiner Beute für diesmal zu sehr!

Wenige Minuten nach des Verbrechers Entfernung, erhob sich ein immer wachsender Lärm von zusammenlaufendem Volk. Man hört das Rufen der Wache, — eilt an's Fenster, und dann, den Vorgang ahnend, auf die Straße hinab. Richard drängt sich bis zu Stefano's Richtplatz hindurch. Denn sich ohne Rettung verloren sehend, — von Richards wohlbekannter Stimme wie von einem Todesengel gemahnt, — hatte er sich schnell entschlossen, sein eigner Henker zu werden. Dem Scheine nach der Wache ruhig folgend, zog er einen verborgen gehaltenen Dolch hervor, und sank, ehe man den Selbstmord verhindern konnte, mit einer tiefen Brustwunde zu Boden. Schon lag er mit gräßlich entstellten Zügen röchelnd da, als Richard herbeikam. Umsonst suchte er ihn an der schlaffen blutigen Hand emporzurichten, ihm unaufhörlich dieselbe Frage zuschreiend: „Wo ist Clementine? Wo ist dein unglückliches Weib?"

Ein herzugerufener Chirurg zog ihn endlich mit freundlicher Gewalt zurück. „Lieber Herr! — sprach er, — die Todten antworten nicht mehr."

Die Augen aller Umstehenden waren theilnehmend auf den Jüngling gerichtet, der in tiefen Schmerz versunken trostlos dastand. — Man hielt

ihn für den Bruder eines durch diesen Selbstmörder unglücklich gewordenen Mädchens. —

Jetzt wurde der Leichnam auf eine Tragbahre gehoben, und Richard wankte erschöpft am Arm eines Comptoirbedienten in das Haus der Bankiers zurück. Hier erfuhr er, nach einiger Erholung, daß Stefano gestern schon ansehnliche Summen gegen Papier umgesetzt und heute noch mehr zu heben im Begriff gestanden; — daß man ihn sogleich im Bild erkannt, Richard aber noch nicht davon benachrichtigt habe, um eine desto unbefangnere Anerkennung des Verbrechers im entscheidenden Augenblicke zu erhalten. Auch dieser hatte im Verhör mit der Gegenwart eines so furchtbaren Zeugen überrascht werden sollen. Eine Maßregel, die sich indeß späterhin schon dadurch als überflüssig zeigte, daß Stefano's Gepäcke, welches man sogleich in Beschlag genommen, die klarsten Beweise seiner Verbrechen enthielt. Die dem Hause zuständigen Summen hatten sich sämmtlich noch vorgefunden. — Uebrigens stimmten alle Erkundigungen darin überein, daß Stefano unter verändertem Namen ohne alle Begleitung in Amsterdam angelangt sey.

Auch die letzte schwache Hoffnung, daß vielleicht die Papiere aus Stefano's Nachlaß einiges Licht über Clementinens Schicksal geben könnten, wurde zunichte; und Richard säumte nun nicht länger, das Haus der Bankiers zu verlassen, wo man ihn mit ungemeiner Theilnahme und freundschaftlicher Dankbeflissenheit behandelt hatte; — wie man ihn denn auch nur nach der Zusage entließ, daß er künftig bei ruhiger Gemüthsstimmung zu ihnen wiederkehren und einige Gemälde ausführen wolle, mit welchen man das beste Zimmer des Hauses zu zieren versprach.

Als Richard in Antwerpen anlangte, fand er einen Brief des Wechselhauses auf ihn wartend

worin man erklärte, „daß die Besitzer desselben für große, seinen Bemühungen schuldige, Verbindlichkeiten durch beiliegende Banknote von zweitausend Ducaten ihre Dankbarkeit einigermaßen ausdrücken zu müssen glaubten.“ — Ein Geschenk, welches Richard nicht ausschlagen zu dürfen meinte, da er es sogleich jener Unglücklichen gelobte, die er von nun an rastlos aufzusuchen sich durch Liebe und Mitleid unwiderstehlich gedrungen fühlte.

Durch die Ereignisse, in welche ihn ein Geschick verflochten hatte, das er bald das glücklichste, bald das traurigste seines Lebens nannte, fand Richard sich in seinem Innersten verändert. Der muntre, lebensfrohe, — alle Gestaltungen der Außenwelt mit so reicher Phantasie der inneren aufnehmende Jüngling war jetzt ein ernster Mann geworden; saß oft da in düstern Träumen verloren, wo er sonst fröhlich gewacht und genossen hatte. Sonst schien ihm die ganze Welt, — jetzt aber nichts mehr anzugehören, als Clementinens Brief und ihr unvergängliches Bild. — Die rührenden Worte: „Ich bin ein armes hülfloses Geschöpf, und habe Niemand auf der Welt ꝛc.“ wurden oft von seinen Thränen benetzt. „Ach, du hast wohl noch einen Freund, — seufzte er dann, — Einen, der gern sein Leben wagte nur um jenen Blick von dir, den er nimmer vergißt!“

In solcher Stimmung malte er jenes Bild, welches Clementinen in dem Augenblick darstellte, wo sie ihn um Rettung anfleht. Mit der Vollendung dieses Stücks erwachte auch der Gedanke, es zur bevorstehenden Ausstellung nach Gent zu bringen, um, — wenn es ihm gelingen sollte, die Aufmerksamkeit der Kenner und Kunstfreunde darauf hinzulenken, — vielleicht auch dem Schicksal seines theuern Gegenstandes auf die Spur zu kommen; denn bis jetzt war noch jeder andre Versuch fruchtlos geblieben.

Irrte er nicht, wenn er späterhin glaubte: Clementinens guter Engel habe ihm diesen Gedanken zugeflüstert; so dürfen auch wir glauben, daß es sein Werk gewesen sey, als ein Arzt aus Antwerpen, — (derselbe, dessen der Galleriedirector im Anfange dieser Erzählung erwähnte,) — sich vor diesem reizenden Bilde einer Kranken erinnerte, die er vor einiger Zeit verschiedenemal zu besuchen veranlaßt worden war.

Dort hatte er freilich eine Gestalt erblickt, die unter der entstellenden Gewalt eines bösartigen Fiebers lag; — an jener zerknickten Blume waren die reizenden Farben verblichen, die hier im frischesten Glanze leuchteten; — jenes Auge, halbgeschlossen und ausgelöscht, hatte ihn nicht mit dieser reinen, jungfräulichen Milde anblicken können; — die erquickende Anmuth, welche hier in der schwebenden Haltung des schlanken, zartgeformten Körpers bezauberte, war dort von der Hülle des Krankenbettes überdeckt; — aber gleichwohl schien ihm die Aehnlichkeit allzu auffallend, um zufällig zu seyn.

Auch die einzelnen Umstände jener Krankenbesuche hoben sich allmählig in seiner Erinnerung deutlich hervor, und widersprachen der Vermuthung nicht, welche die Betrachtung des Bildes erregte: als handle sich's nämlich hier darum, eine Geliebte oder Freundin wiederzufinden, die den Ihrigen durch heimliche Gewalt entrissen worden, und nun im Verborgenen nach Rettung seufze.

Es war ein kleines, in einer abgelegnen Straße stehendes Haus, wohin man den Arzt gerufen, und er hatte die Kranke in einer Kammer angetroffen, deren Fenster in einen engen Hofraum gingen und bei seinem Eintritt durch Vorhänge verdunkelt waren, welche jedoch auf seinen wiederholten Befehl

geöffnet werden mußten. Es war ihm im Hause Niemand zu Gesicht gekommen, als ein betagtes Weib von widrigem Aussehn, und eine junge Dirne als Wärterin, die er für eine Person von schlechten Sitten zu halten geneigt gewesen war.

Er hatte übrigens jene Kranke in einem gefährlichen, doch aber nicht hoffnungslosen Zustande gesehen. Die Mittel, die er gereicht, waren nicht ohne Erfolg geblieben, und schon bei seinem dritten Besuche hatte er die Macht des Fiebers merklich verringert und das Bewußtseyn zurückkehrend gefunden. Dieß aber war der letzte seiner Besuche; denn als er wiederkam, versicherte ihm die Alte: es habe sich die Patientin hinlänglich erholt, um sie zu ihren Verwandten bringen zu können, welche sie ohne Zweifel ihrem eigenen Arzte zur Vollendung der Kur übergeben würden.

Dieß waren die Entdeckungen alle, welche Richard der Ausstellung seines Gemäldes verdankte. Er fiel in der Freude seines Herzens dem wackern Mann um den Hals, — der ihm seinerseits alle Beihülfe zur ferneren Verfolgung der aufgefundenen Spur zusicherte, und nach den Mittheilungen Richards überzeugt war, daß Clementine sich jetzt noch in jenem Hause befinde. Daß sie, nur s i e es sey, bezweifelte Richard keinen Augenblick und klar enthüllte sich vor seinem Geiste der ganze Zusammenhang ihrer letzten Schicksale. — Er irrte im Wesentlichen nicht. Es war folgender.

„Stefano, durch die Gefahr drohende Flucht seines Gehülfen zur Eile gedrängt, wollte so schnell als möglich jene Summen noch erheben, die ihm zur Reise über's Meer unentbehrlich schienen. Clementinen, deren Gegenwart leicht hindernd werden konnte, beschloß er bis zur Vollendung seines Geschäftes in Antwerpen harren zu lassen, um sie dann unter irgend

einem Vorwande zur weiten Reise zu bereden oder zu zwingen. — Es war indeß Manches im Verhältnisse zwischen ihr und dem jungen Maler seiner Beobachtung nicht entgangen. Seine Eifersucht wallte heftig auf. Clementinens kaum mehr zu verbergender Abscheu erbitterte ihn noch mehr; und so hatte sich bei ihm der Plan entwickelt, dessen Ausführung sie theils ein wenig züchtigen, theils während seiner Abwesenheit ihm sicher verwahren sollte. — Unter seine früheren Bekanntschaften in Antwerpen gehörte ein nichtswürdiges Weib auf jener tiefen Stufe sittlicher Verdorbenheit, von welcher man unmittelbar in's Zuchthaus und an den Schandpfahl gelangt. Nur sie war gegen reichliche Bezahlung zu gewinnen, ihr Haus, das längst eine Herberge der Sünde gewesen, zum Kerker der Unschuld zu machen.

Auf jener Spazierfahrt, deren der Wirth gegen Richard erwähnte, und welcher Clementine ohne sich zu verrathen ihre Begleitung nicht versagen durfte, — stockte der Wagen plötzlich in jener Gegend der Stadt, wo Stefano's würdige Freundin wohnte. Der Kutscher, — ebenfalls ein treuer Spießgeselle seiner Verbrechen, — erklärte, der Verabredung gemäß, daß eine Ausbesserung nothwendig sey, die gleich in der Nachbarschaft besorgt werden könne. „So treten wir, — sagte Stefano zu Clementinen, — einstweilen hier in das nächste Haus, wo eine mir bekannte Wittwe wohnt.“ Die Getäuschte folgte dem schändlichen Manne bis zu jenem Zimmer, das man ihr bestimmt hatte. Hier entfernte er sich bald unter dem Vorwande, selbst die Herstellung des Wagens betreiben zu müssen, und — kehrte nicht zurück. — Die Alte aber reichte Clementinen ein Billet ihres Mannes, das einige bittere Bemerkungen über ihr Benehmen gegen ihn in diesen Tagen, und den Befehl enthielt, hier, wo es ihr übrigens wohl gehen

werde, seine Zurückkunft von einer kurzen Geschäfts=reise abzuwarten.

Mit der letzten gesunkenen Hoffnung sank auch Clementinens letzte Kraft. So freundlich und unter=thänig sich auch die Wächterin ihres Gefängnisses an=stellte, und allen ihren Wünschen zuvorkommen zu wollen versicherte, — Clementine hörte nicht darauf. Stumm und bleich saß sie thränenlos mit gefalteten Händen da, und wollte, als die Zeit des Abend=essens gekommen, und ihr ein Tisch mit auserlesenen Gerichten vorgesetzt wurde, nichts genießen. Ein kleiner Schauder, der sie von Zeit zu Zeit anwan=delte, wurde in der Nacht zum schüttelnden Fieber=frost, und die mit Macht hereinbrechende Krankheit heilte den tödtlichen Gram der gedrückten Seele durch wohlthätige Vergessenheit aller ihrer Leiden.

Die Alte selbst gerieth in Angst über die dro=hende Gefahr, das ihr anvertraute Gut nicht wieder an seinen Herrn abliefern zu können, und entschloß sich, einen Arzt rufen zu lassen, da ohnehin der be=täubte Zustand der Fieberkranken keine Entdeckungen fürchten ließ. Nach Verlauf mehrerer Tage, als die angewendeten Mittel sich wirksam zeigten, und die durch des Kummers Gewalt nur niedergebeugte, nicht zertrümmerte Natur sich zu neuem Bewußtseyn aufrichtete; da erst schien es bedenklich, dem Arzte ferner noch den Zutritt zu erlauben, daher man ihn nun auf die erwähnte Weise zurückwies.

Clementinens Wiederaufleben, wie man wohl die beginnende Genesung aus diesem gefahrvol=len Zustande nennen konnte, — war wunderbarer Weise von dem schweren, verzweifelnden Gram ent=laden, der sie vorher zu Boden gedrückt hatte.

Wie ein seliger Geist, der sich plötzlich aus den Gefilden des Friedens auf diese streitvolle Erde ver=

setzt sähe, anfangs noch im Nachgenuß der himmlischen Herrlichkeit die Eindrücke des Erdenjammers gar nicht empfinden würde; so blieb unsre Freundin in eine selige Ruhe versenkt, obschon die Erinnerung alles dessen, was sie erduldet, zugleich mit ihrem Bewußtseyn erwachte. — Stefano hatte unterdeß sein elendes, verworfenes Leben geendet; und mag man es nun immerhin seltsam und unerklärbar finden, es bleibt dennoch gewiß, daß Clementine es fühlte, der Fluch, der bißher auf ihren Tagen geruht hatte, sey hinweggenommen, und es nahe die Zeit der Vergeltung. — Nur suchte sie dieselbe anderswo, als im irdischen Leben, und war immer noch fest überzeugt, daß sie in Kurzem durch einen schönen, sanften Tod, zur ewigen Ruhe eingehen werde. Ja, dieser Gedanke befestigte sich so sehr, daß sie selbst dann, da schon mehrere Wochen verflossen waren, und sie das Krankenbette mit allen Zeichen fortschreitender Genesung wieder verlassen hatte, an ihre baldige Auflösung glaubte; blos, weil sie sich ihre süße Ruhe und fromme Heiterkeit anders nicht zu erklären wußte, als durch die Vorahnung des herannahenden Sterbens.

Als so die liebe Gefangene sich immer heitrer nach der ewigen Freiheit sehnte, indeß ihre Wärterin immer ängstlicher auf Stefano's Zurückkunft harrte: da trat unvermuthet derselbe, uns wohlbekannte, Arzt zu ihr ein, den sie früher an Clementinens Krankenlager hatte rufen lassen. Doch zu großem Schrecken der Alten kam er nicht allein, sondern einige kernhafte Schnurrbärte folgten unmittelbar und nahmen mit niedergestampften Gewehren ihren Posten an der Thüre. Die alte Sünderin verhehlte nicht, was ohnehin nicht länger zu verhehlen gewesen wäre, und folgte dann heulend und zähnklap-

pend dem Polizeibeamten, der sie hinführte an ihren Ort; während der Arzt mit **Richard** zu Clementinens Gemach hinaufstieg.

Beide hatten sich darüber einverstanden, daß Richard nur dann zum Vorschein kommen sollte, wenn sein Gefährte es zulässig fände. Jene junge Dirne, die bisher die Pflege der Kranken besorgt, wurde vorausgeschickt, den Arzt anzumelden, „**der sie in den ersten Tagen ihrer Krankheit besucht habe.**“

Clementine saß völlig angekleidet an einem kleinen Tischchen vor jenem heiligen Buche, nach dem sie dringendes Verlangen getragen, und das wohl jetzt zum erstenmale in diesem Hause einkehrte. — Wie nun einmal höhere, durch die Kraft des religiösen Glaubens veredelte Menschen das Uebernatürliche mit dem Natürlichen leicht zu vereinigen, und überall das Einwirken göttlicher Kräfte zu erblicken gewohnt sind; so ist es auch Clementinen in der Folge immer bedeutsam gewesen, daß sie, — als der fremde Mann bei ihr angemeldet wurde, dessen sie sich nicht zu erinnern vermochte, — gerade die erquickenden Worte gelesen hatte:

„Siehe, die Tage deiner Leiden sollen ein Ende nehmen und der Herr will dein ewiges Licht seyn.“ —

Sie ließ ohne Bedenken den Arzt hereintreten, und bei seinem Anblick dämmerte doch das Bild eines Bekannten wieder auf.

Dem braven Manne wurden die Augen naß, als er das edle Weib, das er aus Richards begeisterten Schilderungen so lieb gewonnen, ihn mild anlächelnd in dieser heiligen Beschäftigung erblickte, und als sie ihm, mit freundlichen Worten grüßend, die schöne, nur noch ein wenig zitternde, Hand zum

Dank für die Mühe hinreichte, die er, ihr unbewußt sich um sie gegeben habe.

Er fühlte wohl: bei einem solchen, in höheren Regionen des Lebens einheimischen Gemüthe waren die gewöhnlichen Gefahren großer Ueberraschungen weniger zu fürchten, und sagte es ihr daher bald: „daß sie dieses Haus mit jedem Augenblick verlassen könne, doch nur, um ihn zu seiner eignen Familie zu begleiten, und in der Pflege seiner Gattin und Töchter ihre völlige Genesung zu finden, ehe sie die Reise zu ihrer Mutter antrete.“

— Und doch saß sie einige Minuten lang sprachlos da, nicht wissend, wie ihr geschehen. — Dann mit Schrecken erwachend rief sie aus: „O Gott! So ist Er also zurückgekehrt?“ — Sie vermied, den ihr furchtbaren Namen auszusprechen. —

„Ruhig, theure Seele, — antwortete der Arzt, — Er kehret nimmer zurück!“ — und behutsam zögernd entdeckte er ihr seinen plötzlichen Tod, ohne sie mit den gräßlichen Umständen desselben zu quälen. — Sie aber saß weinend in tiefe Wehmuth versunken da. „Gnade, Gnade für den Unglücklichen!“ schluchzte sie mit emporgefalteten Händen. — Der Arzt ehrte durch ein langes Schweigen den ehrwürdigsten Schmerz.

„Ja, ich gehe mit Ihnen, — sagte sie endlich mit neuerwachenden Hoffnungen, — und wenn mir Gott Genesung schenkt, so habe ich nur noch Eine Pflicht auf der Welt, — meine Mutter zu pflegen!“

„Sie haben vorher noch eine andre, — sagte mit leisem Lächeln der Arzt, — die Pflicht, einem treuen Freunde zu danken, dem Sie vielleicht am meisten Ihre Rettung schuldig sind.“

Ein schnelles Erröthen überflog die blassen Wangen. Sie ahnete jetzt die Nähe des Mannes, dem

sie sich in ihrer höchsten Noth anvertraut hatte. — Draußen stand Richard und harrte mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks, der ihm vergönnen würde zu erscheinen.

„Kommen Sie immer herein!“ — rief der Arzt nach der Thüre gewendet. — Clementine erhob sich in süßer Verwirrung so vieler, einander verdrängender, Gefühle; und es war ein recht herrlicher Lohn für Richard, als er, rasch eintretend, die angebetete Gestalt gerade in derselben Stellung wieder erblickte, wie er sie gemalt hatte, und wie er sie damals gesehn, als sie die Hände flehend zu ihm erhob. — Nur hatte sich jetzt die Miene der flehenden Angst in den reizenderen Ausdruck eines gerührten Dankes und einer engelreinen Freude verwandelt. —

Glücklicher Richard! Die Wonne ist unaussprechlich groß, — aber du hast sie wohl verdient und durch bittere Schmerzen errungen! — Suche nur nicht nach Worten! du findest keine! — Strebe nicht, aus der gepreßten überfüllten Brust einen Laut heraufzuheben, der deine Gefühle ausspreche!

Nein, sinke lieber nieder mit der stummen Lippe vor der armen, verlassenen, so müde gequälten Gestalt des besten Weibes, die jetzt reich an Freuden und Freunden, — und aufgerichtet an der allmächtigen Hand der Vergeltung vor dir steht, — und die ja so wenig weiß als du, wie sie sagen soll, was sie empfindet! — — —

Clementine fand im Familienkreise des Arztes eine Pflege und Würdigung, die mit beschleunigter Heilkraft ihre vorige Gesundheit, ja selbst ihre blühende Schönheit zurückführte.

Richard geleitete sie, in Gesellschaft der Schwester des Arztes, — einer würdigen verwittweten Frau, — sobald die ärztliche Sorgfalt es gestattete, heim nach Güldau zu der armen Mutter, welche oft die bittersten Thränen vergossen, obgleich sie niemals klar in den Abgrund des Elendes ihres geliebten Kindes hatte blicken dürfen.

Durch unbekannte Hand war dem guten Mütterchen vor der Tochter Ankunft ein goldschweres Päckchen zugesendet worden, blos von den Worten begleitet: „Das Eigenthum ihrer zurückkehrenden Clementine.“

Wir errathen den Geber! — Es waren jene Ducaten, die Richard in Amsterdam zum Geschenk erhalten, — noch mit einer bedeutenden Summe vermehrt, welche der brave Maler für mehrere Copieen seines herrlichen Bildes von reichen Kunstfreunden empfangen hatte. — Denn niemals war sein Pinsel so gesegnet gewesen, als seit jener Zeit, wo er die Schuld entlarvt hatte, um die Unschuld zu retten. —

Eine dieser Copieen, — freilich nur mit herzlichen Händedrücken bezahlt, — hängt hier in meinem Gartenzimmer und hat mich immerfort begeisternd angeblickt, während ich diese Erzählug niederschrieb.

Nun aber weiß ich wohl, indem ich dieselbe jetzt beschließe, daß viele Leserinnen glauben werden, sie sey noch nicht recht zu Ende, und das Beste müsse noch kommen. Allein ich bin in der Verlegenheit, ihre Erwartung nicht befriedigen zu können. — Fast zwei Jahre sind vergangen und Clementine wartet noch mit kindlicher Treue, — von allen braven Güldauern verehrt, so wie früher beklagt, — der geliebten Mutter in süßem Frieden. Richard aber reist in fernen Landen umher, und überschaut die

Schöpfungen großer Meister seiner Kunst, um sich zu ähnlichen Werken immer mehr zu begeistern.

Mit Clementinen, der ewigen, einzigen Geliebten seiner Seele, unterhält er einen ununterbrochenen Briefwechsel; aber das ist Alles! — Wohl hat er längst seines Lebens höchstes Glück in ihre Hand gelegt, um es wo möglich mit derselben von ihr zurückzuerhalten; doch ein eignes Bedenken hält das holde Weib, das ihn ja doch im innersten Herzen liebt, — Eines hält sie ab, ihm zum Altare zu folgen: — Sie hält sich nicht für würdig genug, ihn als Gattin zu beglücken."

„Bin ich, — schrieb sie einst an Richard, — bin ich auch ohne Schuld in das dunkle Verhängniß des verirrten St. gezogen worden; so war ich ja doch seine Gattin; und ein Mann, wie mein edler, herrlicher Freund, darf wohl nicht den Trauring dieser Hand bieten, die einst einem Verbrecher Treue gelobt hatte." —

So hat sich denn zwischen diesen beiden lieben Seelen ein ganz eignes, wohl selten im Leben der Liebenden vorkommendes, Verhältniß gebildet; — ein Verhältniß, von dem sich, genau betrachtet, glauben läßt, daß es, — wo nicht den sehnlichen Wünschen, doch wenigstens der Kunst meines Richards frommt. — Denn gleichwie eine Nachtigall im verhangenen Käfig stärker und schöner schlägt, wenn sie sich nach dem himmlischen Licht und nach der irdischen Freundin sehnet: so pflegen sich auch bei Dichtern und Künstlern die edelsten und herrlichsten Werke diesseits des Vorhanges zu gestalten, womit die Hand des unerbittlichen Schicksals ihnen das Paradies ihrer liebsten Wünsche verhüllt.

Nur die Ferne ist poetisch, und selbst die reizendste wird durch Nähe höchstens in eine leibliche Prosa übersetzt. Daher auch die meisten und klüg-

sten Romandichter und Leser das Buch zumachen, wenn sie bei der Hochzeit der Liebenden angelangt sind. — Die gegenwärtige Erzählung rühmet sich demnach des besonderen Vorzugs, noch früher zu verstummen.

Spätere Nachschrift.

Ein eitler Vorzug, der sich nicht länger behaupten läßt! — Mein verblendeter Freund rennt unaufhaltsam aus der Poesie in die Prosa hinein! — —

Muß ich mir nun das selbstgeflochtene Kränzlein des Ruhmes auch selbst vom Haupte nehmen und demüthig in einen sauren Apfel beißen, — der mir jedoch, gesteh' ich, einen überaus lieblichen Nachgeschmack zurückläßt! — Die Geschichte ist nämlich, seit ich ihre Erzählung schloß, um ein wichtiges Ereigniß reicher geworden, durch dessen Mittheilung ich mich hiermit den holden Leserinnen, (denn mit Lesern macht ein Schreiber schon weniger Umstände;) bestens zu empfehlen gedenke.

Es liegt ein Brief vor mir, den ich so eben aus Güldau von Richard erhalten, worin sich folgende Stelle als die interessanteste auszeichnet:

„Triumph, mein Freund! Clementinens Zweifel sind besiegt! Die Alles mildernde Zeit und die Alles überwindende Liebe waren allzumächtige Bundesgenossen meines Herzens!“

„Kaum weiß ich, ob ich schwebe, oder sitze, indem ich dir dieses sage; denn meine holde Braut

sieht mir lächelnd über die Schulter und drückt die glückliche Hand, die nicht schreibt; — an die andere aber kommt hoffentlich die Reihe morgen, wo sie der ehrwürdige Oberpastor segnend in Clementinens Hand legt."

„So schmücke denn ihr Bild mit den schönsten Blumen, die dir dein Frühlingsgärtchen schenkt! Für ihren Maler und dich setze einige Flaschen des besten deutschen Weines bereit, denn bald führe ich sie, — der Glücklichste die Glückliche, — als ewige Freundin an dein Herz!"

II.

Die Reise mit Amor.

Von

W. von Schütz.

Die Reise mit Amor.

Noch war ich unerfahren
Im süßen Dienst der Liebe,
Und stand doch schon in Jahren,
Wo Sehnsucht weckt die Triebe.
Schwül manche Dämmerstunde
Hatt' ich herangewacht,
Doch Heilung meiner Wunde
Gab keine holde Nacht;
Als zaubrisch einst die Helle
Des Mondes mich umspann;
Da kam vor meiner Zelle
Geflügelt Amor an.
Zu Venus Rosenthrone
War ihm die Wang' erblüht
Und purpurn, gleich dem Mohne,
Der Lippen Paar durchglüht.
Des Angesichtes Leuchten
Glich einem Blumenhain,
Und aus dem Aug', dem feuchten,
Floß warmer Frühlingsschein.
Staub lag ihm auf den Sohlen
Staub auf dem goldnen Pfeil:
Er sprach: ich will erholen
Bei dir mich kurze Weil'.

Da ward dem Herzen bange
So nah dem Götterknaben,
Und dennoch sprach ich, lange
Ruh' möge hier dich laben.
Doch mußt du weiter eilen,
So laß mich nicht allein;
In Einsamkeit hier weilen
Wär' mir zu herbe Pein.

Nein, ich muß bald von hinnen,
Sprach er, in manch Gefilde
Wo Feste mir beginnen,
Die Zünft'gen meiner Gilde,
Muß hier die Lippen würzen,
Muß da die Sehnsucht zünden,
Hier Liebeswerbung kürzen,
Dort Schmachtende verbinden.

Er sprach's, die Flügel spreitend
Und schüttelnd ab den Staub,
Sein Flug war schon entgleitend,
Sein Ohr der Bitte taub.
Da faßt' ich mit den Händen
Ihm kühn die Fersen an;
Bei seines Aug's Rückwenden
Mein Flehen so begann:

Amor, der beim treusten Sohne
Nach der Wand'rung hier geruht,
Gib dem Gastfreund nicht zum Lohne
Ungestillte Liebesgluth.
Will ich doch dir Opfer zünden,
Will ich doch dir Weihrauch streu'n;
Laß die Gaben finstern Schlünden
Mich nicht spenden, wo sie reu'n.
Nicht an der Verwesung Raine

Mag die Funken ich versprüh'n,
Sondern lang' im Myrthenhaine
Deiner Mutter selig blüh'n.
Laß mich ihres Zaubers Wonne,
Jeder Blume Kelch enttrinken,
Will er ewig nur mir Bronne
Heil'ger Maiengluthen blinken.
Noch rann jede holde Welle
Mir vorbei anmuth'ger Frauen,
Nicht enthüllt am Felsenquelle
Durft' ich die Najade schauen.
Du, der itzt durch Goldpalläste
Wandelst und das Schattenthal,
Trag' mich gleich 'nem leichten Weste
Mit zur Laub' und mit zum Saal.
Nur von dir kann holde Kunde
Dem begier'gen Lehrling werden,
Soll er einst mit lautem Munde
Preis dir singen weit auf Erden.
Darum löse mir den Schleier,
Dann besait' auch ich die Leier.

So hatt' ich erfleht den Götterknaben,
Daß er lächelnd sprach: ich lohn' es, daß dich
Meiner Mutter Mädchenreigen locket.
Drauf mich wandelt er zum schlanken Pfeile,
Reisig ihm zu ruh'n im goldnen Köcher,
Süß umweht von seines Fittigs Düften.
Rascher Vogelflug ward seine Wand'rung,
Die, so wähnt' ich, blumenvolle Länder
Zeigen würd' in wärmrer Sonne grünend
Und der Erdentöchter Tulpenflor.
Doch läßt Amor von der Schalkheit nimmer,
Hört nur, welchen Zug er mit mir antrat.

Bald umwehten kälter uns die Winde,
Wurden rings die Tannenwälder düstrer,
Und im Schnee die weiten Ebnen blinkten.
Hier und da nur kündeten sich Weiler
Durch den Rauch, der quoll aus dürft'gen Hütten;
Aber wohl gebaut und stark and rüstig,
Eingehüllt in Pelzgewand die Glieder,
Schritten die Bewohner uns vorbei.
Trauernd dacht' ich da der frühern Tage,
Der verlaßnen Heimath, trauter Stunden,
Und verklagte heimlich meinen Führer,
Weil der Bös' anhielt bei Häuserreihen,
Die dem Bazar ich vergleichen möchte.
Zieh'nder Schaaren holzgezimmertem
Lager glichen Weiler von Baracken;
Dennoch, war Geschoß und Dach auch niedrig,
Waren Fenster eng gedrängt beisammen;
Um so lust'ger, um so trauter flammten
Aus den schmalen Lucken her die Lichter,
Und es wirbelten im Schimmer Klänge.
Da schwoll mir die Brust. Dies sind die Tänze,
Rief ich, sind die sel'gen, wie sie Götter
Wallten, als wir selbst noch Liebessterne,
Ihren Melodieen folgend kreis'ten,
Wir noch nicht gebeugt mit trägen Knieen
Uns zum düstern Pilgergang gegürtet.
O dies ist der Schritt, den Liebe wandelt,
Wenn sie holder Brust entgegenschwärmt.
Lob dem Führer, daß er's also fügte.
Kein gebrechlich Schleichen, nüchtern Reden,
Das die Sang geweihte Zung' entweihet
Sah' ich, goldner Lichter und der goldnen Töne
Zauberschleier hüllte die Gestalten,
Die sich wie beim Göttermahl durchschlangen.
Nicht im dürft'gen Rock, im Prachttalare
Wogte hin das stolze Wall'n der Männer,

Deren Fuß den Estrich trat gleich Kön'gen,
Mit dem goldverbrämten Purpurstiefel,
Während sich die Linke, schön gefingert
In den Gürtel drängte, der die Hüften
Eng umspannt mit Silber hielt und Perlen.
Doch die Rechte warf geschlitzte Aermel
Ob den Schultern frei gekreuzt zusammen,
Und des Hauptes reich gestickte Mütze
Sich erhob als Kron' aus dunklen Locken;
Doch die Herrscher wurden bald Besiegte.
Denn zu flechten Kränze süßen Taumels
Mit den ros'gen Alabasterarmen
Glüh'nder Frauen, zarter blüh'nder Mädchen
Beugten gern zu Sclaven sich Heroen.
Nimmer war gespannter Teukros Bogen,
Wie geschweift den schönen Frau'n der Rücken;
Nie gerötheter Cythere's Rose,
Wie das Blumenthor der Nelkenlippen;
Noch am Himmel Jupiter entflammter,
Wie die Sonn' im Wald glomm ihrer Augen,
Nie durch's braune Labyrinth der Haare
Wand ein sammt'ner Rubinstrom sich wilder.
Wonne krönte Mienen und die Blicke,
Die sich sah'n den starken Mann gefesselt;
Denn der Reiz erfreut und sein Erobern.
Stolz und Demuth, Flehen und Gewähren,
Schien der Hände Bieten und Entlassen,
Bald der Sohlen trunknes Freudestampfen,
Bald der Zehen zephyrleichtes Kosen.
Da stand ich verblendet und verloren,
Wie vorm Quellenthal im Abendgolde,
Künft'gem Liebesstern entgegenschwellend.
Nun erst fühlt' ich; schwärmen wohl mit Allen
Woll' ich, doch nur einen ewig fassen,
Weil im Glanz, der blendend mich umwogte,
Also zahllos schien der Sterne Fluthen,

Daß ich seufzte: hier wird Fülle tödten;
Denn sie wogt der Brust unstät vorüber.
Da dem Aug' der reiche Schenktisch winkte,
Mit den Bechern, deren Goldfluth golden
Starrend Leben Heldensprossen malte.
Blöd stand ich von fern mich selbst zu suchen,
Als die Zecher gastlich alter Tugend
Treu, mir Botschaft sandten mich zu laben.
Sey willkommen, hieß es, Fremdling unserm
Volk, und freu' dich, daß du hergewandelt,
Daß du tratst in unser Land, das frohe,
Mitzuleben unsre wonn'gen Tage.
Denn nie schließet Stillstand uns die Feste,
Noch beugt kümmerlicher Fleiß den Rücken.
Leere Buhlschaft mit der Fratze Weisheit
Siechthum, und die Sorgen steh'n uns ferne.
Liebe, Pracht und Wein schmückt unsre Schwelle.
Drum den Becher nimm, leer' ihn, den vollen,
Und geselle dich dem Kreis der Schönen.
Jene, mit der stolzen Schulter, die den
Reih'n führt, schmückt mein Lager und gewährte
Mir das Schwesterpaar der schwell'nden Schwäne,
Welche dort des Tanzes Fluth durchfurchen,
Und wie Wild bald aus Masoviens Wäldern
Durch die Jägerschaar der Tänzer werden
Hin beim Schall masur'scher Weisen schweifen.
Sey nicht schüchtern. Siehst du nicht die Blicke,
Deren stilles Lächeln und Gelispel
Dich herbeiruft mit der süßen Neugier
Die muß dämmern, eh' die Liebe zündet.
Doch auch nicht mit stolzem Fremdlingshochmuth
Werd' ein Spötter, der die Sitten höhnet,
Die geliebten, uns zur Lust verlieh'n.
Nah' dich als ein lehrbegier'ger Schüler,
Der verräth die künft'ge Meistertugend,

Und manch zarter Busen wird dir schlagen.
Stamml' in unsrer Sprache, selbst dein Stammeln
Lockt auf schöne Wangen reizend Lächeln,
Und der Frau'n Anlächeln kündet Gutes.
Schnell wird sich zu freundlicher Belehrung
Dir die Lippe formen, dann sey dankbar
Opfr' und Liebesbitten bring' zum Opfer.

So der Gastfreund; und die traute Rede
Lockte mir heran der Frauen Blicke.
Mit der Schönheit kühnem Herrscherschritte,
Der der Reize Glanz befeuert, kam die Reichste
Sprechend: Unter uns soll dir's behagen.
Denn erhöht den Frau'n das Fest ein Fremdling,
So bringst du ja noch zugleich uns Anmuth,
Und die nutze, sie gewährt dir Vieles.
Zögre nicht uns zu gesteh'n die Siege,
Bald besiegt seyn macht dich früher Sieger;
Und wir sind nicht hold der spröden Lüge.
Flieh den Schwarm der Männer um den Schenktisch,
Fühllos bleiben sie den holden Freuden,
Die den Sinn uns Tags wie Nachts durchdämmern.
Leuchtet doch in deinen Augen Wärme,
Rundet die gewölbte Brust doch Jugend,
Schwellen doch den schlanken Wuchs noch Reize,
Flammt dein Blut in Zügen doch, die sagen
Nicht der Weinpocal ist's, den sie suchen,
Warmer Lippen Purpurbecher ruft sie.
Den Erstarrten sey die Traub' ein Labsal,
Frösteln sie doch an der Schönheit Brunnen.
Ihnen muß die Zeit wohl Wechsel kürzen.
Du gibst Wein hin, leckre Kost und Ansehn,
Darfst du trinken unsrer Anmuth Blüthe,
Und trinkst sie, wie's jungem Durst geziemt,
Von des Tages Glanz, im Traum der Nacht;

Bist nicht kalter Stahl, den Gluth nur flüchtig
Uebergoldet; nein dein Kern ist Feuer.

Wenn, wo Töne lockend spielen
Auch die Rede Zauber webt,
Und der Weisen heimlich Zielen,
In ein Herz bringt, das schon bebt,
Wo der Schönheit Rosenblüthe
Zart die junge Brust erschwillt,
Und was ihr im Herzen glühte
Sich im Reigen beut als Bild;

Da kein widerstrebend Rasten
Einem Sinn gegeben ist,
Der am Liebestisch zu gasten
Sehnsucht trug seit langer Frist.
Kann er wohl das Rufen fliehen,
Das von Augen geht und Seiten?
Wo sich Kreise selig ziehen
Muß er ihren Pfad beschreiten.

Den Wellen dunkler Seide folgt' ich, die
Der Hüften Blum' umflatterten, wie scherzend,
Doch über ihr, dem Herzen nah so fest
Den Leib umspannten mit des Gürtels Armen,
Daß schwell'nder nur der Traubenkorb der Brust
Sich braunbelockt auf schlankem Stamme wiegte;
Und meiner Sinne Fürst, der Wangen Paar,
Stolz auf dem Thron so schöner Glieder sitzend,
Mir nah'nd im Reih'n, ließ mild ein Lächeln glänzen,
Das lüstern sich am Augenschimmer sonnte,
Und ich besiegt war von der traub'gen Rebe.

Denn wie mir Zecher ihre Goldfluth boten,
Dacht' ich, wird nicht verachten mich die Nymphe,
Daß ich den Traum, der schwärmt im Duft der Gläser
Und nicht den Saft der quill'nden Staude suche?
Doch hört es Herzen, die noch ungeprüft!
Das was die Seel' am heißesten und tiefsten
Ersehnt, was ihr die bängsten Sorgen wölkt,
Das zu gewinnen zagt ihr bangend Beben.
Bald schien die Huld der Reizenden zu kalt,
Bald fragt' ich: sind zweideutig nicht die Zeichen,
Bald: kann so hohe Schönheit deiner achten?
So schlich ich zu der Becher Zauberspiegel,
Da mußt' ich Zorn in manchem Auge lesen,
Daß kalt den Frau'n, ich Blut der Traube suchte,
Nicht Pfirsich-Wangen, für des Herzens Schäumen,
Noch durstend bot den Schultern den Tribut,
Der ihn für Brust und Wange sollte kaufen.
Doch ihrem Mittag nahte sich allmählig
Die Sonne meines Muths und suchte Kühlung
Am schwell'nden Wipfel meiner schlanken Ulme.
Erst nur der Liebeswort' Anflüstern wagend
Ward ich bald kühn, und auf den Blüthenschnee
Der Schulter legt' ich hin das Rosenopfer.
Alsbald griff schnell zur schön geformten Laute
Die stolze Frau, nun zart als sey die Zither
Der Freund wohl selbst, mit dem will Liebe kosen.
So reizend legte sie den klingenden
Geliebten an die Brust, und Finger feiner
Wie Zeh'n gefolgt dem Klang', auf Saiten tanzten,
Die drob entzückt in Melodieen bebten.
Da streut aus dunklen Augen Gluth die Säng'rin,
Ließ über goldne Fäden Töne hüpfen,
Und vom Korall der Lippen mir dies Lied:

Wenn in unserm Land geglitten
Ueber Eis du bist und Schnee,

Weites Feld nur hast durchschnitten,
Wald und den gefrornen See,
Wenn der Wolf aus rauher Oede
Dir geheult sein gierig Lied;
Glaube nicht drum, daß jedwede
Freud' aus unsern Fluren schied.

Kümmert Frauen Schnee und Wald,
Wenn, wie Welten zu besiegen,
Männern hochblüht die Gestalt,
Die zu Füßen uns muß liegen.
Wir das mächt'ge Reich regieren,
Wir den König, die Magnaten.
Wenn zu Siegen wir sie führen
Schmücken sie sich gern mit Thaten.

Und so Wichtiges beschickend,
Scheint der Tage heitres Spielen,
Nur das Netz der Anmuth strickend,
Nach dem Festgelag zu zielen.
Morgens lassen muth'ge Rappen
Wir an leichte Wagen schirren,
Hoch im Koller steh'nd, dem Knappen,
Durch die Gassen hinzuschwirren.

Bis die Sorge für den Glanz,
Der den Abend schmückt, erwacht,
Und der Fuß, geziert zum Tanz,
Taumelt in die süße Nacht.
Froh dann, wenn die Reigen wallen,
Weil uns selbst der Reiz beglückt,
Wird noch süßer das Gefallen,
Wenn sich ihm die Huld'gung bückt.

Mancher Gast wähnt uns bezwungen,
Wenn das Prachtgewand ihm fein

Blanker Gürtel hält umschlungen,
Und den Stiefel ziert das Bein.
Liebe geht nach andern Dingen,
Unerfahrnen Freuden oft,
Und dem Fremdling kann gelingen,
Was umsonst der Landsmann hofft.

Ferne Männer, wohlgestaltet,
Gleichen neuem Liebessange,
Und wo neues Feuer waltet
Steht die Brust in vollerm Drange.
Gleicht das Antlitz doch 'nem Garten
Allwo gern die Sinne ruh'n,
Nicht jedweder Blume Warten
Kann gleich wohl uns Frauen thun.

Diese Worte führten mich zur Schwelle,
Wo der Muth das Zagen ruft zum Kampfe.
Muth entriß der schönen Hand die Laute,
Furcht sie stimmte so zum Gegenliede:

Darf der Fremdling hold empfangen
Sich im Land der Liebe seh'n;
Nenne Kälte nicht sein Bangen,
Nenn' es unterdrücktes Fleh'n.
Leuchten ihm die Augen heller,
Nenn' es Gluth nur, welche klagt,
Fließen ihm die Worte schneller,
Nenn' es Liebe, die nicht wagt.

Traute Worte hätt' ich viele
Süßer Liebesschmeichelei,
Doch ging ja der Bahn zum Ziele,
Noch mein Lehrlingspfad vorbei.

Bang vorm ersten kühnen Schritte,
Der mich Holden nahe bringt,
Fürcht' ich die verwegne Bitte,
Fürcht' ich, ob mein Wunsch gelingt.

Nun erschloß ihr Aug' der Liebe Tempel,
Als begeh' ihr taumelnd Fest die Göttin,
Fragte: sprachst du wahr? träumst nur vom Zauber?
Hast noch nicht im Liebeshain geschlummert?
Willst erst brechen dir die zarten Blüthen?
Folge dann, ich will dich gerne weihen.
Dies, dacht' ich bei mir, ist Landessitte?
Gilt hier mehr der Lehrling denn der Meister,
Daß dem Lehrlingthum die Kränze grünen?
Wahrlich, dann kam ich zum schönsten Wohnsitz!
Weiche Hände faßten mich mit Wärme,
Wie mich nie gehüllt in Blut und Blüthe,
Rissen mich dahin dem süßen Durste
In Musik und Tanz mit ihr zu baden.
Jetzt erst fühlt' ich, daß ich Venus faßte,
Und verstand erst den Gesang der Reize,
Ahnt' erst, was Gewandes Wellen bergen,
Wußte nicht, ob dies der Schluß des Festes,
Oder ob die Kerz' erst sollte flammen,
Als auf weichem Polster träum'risch Dunkel
Uns die Lieb'ermüdeten umhüllte.
Und der Stern der Wonne sollt' erst funkeln,
Aber weh', ich Armer war betrogen,
Denn von Amors Pfeil die Spitze blinkte.
Lächelnd hielt er sie mir hin zum Zeichen,
Daß er wieder mich verwandeln müsse
Zu 'nem flücht'gen Wandersmann der Liebe.
Abermals erstarrt zu rothem Golde
Keimt' ein Flügelpaar mir an den Schläfen,

Das mich forttrug aus dem bunten Saale
Und der Mädchenblumen Sternenkreisen,
Einer neuen Wanderfahrt entgegen.

Doch schwärmt' ich fort in trunkner Festesfeier
Trotz Eis und dunkler Tann' und rauhem Wind,
Noch strickte Sehnsucht der Erinnrung Schleier,
Als schon an Baches Schmelz die Luft strich lind,
Der Zedernwald stolz blüht' als sel'ger Freier,
Die Sonne spielt' um jedes Blumenkind.
Verändert hatte rings Natur die Bühne,
Für nördlich Dunkel bot sie lichte Grüne.

So kamen wir zu milddurchwehter Au',
Wo goldnes Licht Jasmin und Nelk' umspielte,
In schlanken Palmen und Cypressen lau
Der düftereichen Weste Hauchen wühlte,
Und auf der Flur im Silbernetz von Thau
Die Nacht erfrischend ihren Athem kühlte,
Der Nachtigall zur Losung in den Zweigen,
Sie dürfe brechen nun der Ros' ihr Schweigen.

Wo sind wir? sprach ich, noch im vor'gen Lande?
Blüht in der Wildniß solch' ein Zaubergarten?
Der laute Kerzensaal auf flachem Sande
Genügte nicht der Brust, um sein zu warten;
Sie will zurück zum grünen Blumenstrande,
Zur Rast im Laubenhain, will zu dem zarten
Geknosp' des Lenz, und drum auf weiten Leeben
Schuf sich das rauhe Land der Gärten Eden.

Doch fand ich ihn an Gängen ungemessen,
Und wie der Flug drang tiefer in's Gefild,
Mußt' ich, den Schmuck schuf Menschenhand, vergessen,
So reicher blüh't auf jedem Schritt sein Bild;

Spät erst ließ mich der lange Zug ermessen,
Das ganze Land sey solch ein Garten mild,
Wahrhaft hier quill' in Berg, Wald, Bach und Thale,
Was Winterlust als Nachbild wies im Saale.

Amor, sprach ich, der Ernst in Tändeln hüllet,
Klug gabst du mir als Taumel erst und Traum
Sehnsucht, die selig hier den Busen füllet,
Wo Rosenblut kein flücht'ger Purpurschaum,
Noch kurze Zier. Sie lebt wahrhaft und quillet
Als Herzens Urbild, als der Schönheit Baum,
Deß Kron' ein Himmel, Erde seine Sprossen
Hält Himmelslicht und Erdensaft durchflossen.

Wo wallt hier nicht der Liebe Weh'n und Düften?
Wo fleußt sie, flammt sie, blüht sie, klagt sie nicht?
Sie wogt ein Sehnsuchtstrom in allen Lüften,
In Brust, in Baum, in Fluth, in Sternenlicht.
Der Sprosser selbst in schatt'gen Baumesklüften
Zur süßen Rosenbraut voll Inbrunst spricht,
Ja hier am Palmbaum unter Himmelshallen
Wird Lieb' in holder Freiheit zwanglos wallen.

Ich irrte nicht, beschattet von Gezelten,
Den luft'gen, sah man Siedler weit und breit,
Die Mauern flieh'n, so gleich getrennten Welten
Entfernten von der Gartenlieblichkeit,
Der Bach, Luft, Schall und blüh'nder Baum sich stellten
Zum Obdach hin in einen Kranz gereiht.
Gen Ispahan erst sich die Straßen engten
Weil Haus, Bad, Garten, Minaret sich drängten.

Der Gott verstohlen mich zum Garten brachte,
Der Düfte streut um des Kalifen Schloß,
Platan' und Oleander hier sich dachte
Zu Gängen, die des Mondes Born begoß,

Und Mädchen, deren Busen sprach, ich schmachte,
Ein Schleier lang vom Haupte niederfloß,
Der, wenn sie hold im Garten sich ergingen,
Vom Wirbel bis zur Zeh' sie mußt' umschlingen.

Nun Amor, sprach ich, laß mich ihnen nahen!
Doch mir verbot Gespräch ein stummes Winken.
Die Jünglingsbildung durft' ich nicht empfahen,
Ich mußt' als Pfeil im goldnen Köcher blinken,
Und im Gezweig, wohin nicht Blicke sahen,
Saß ich versteckt mit Aug' und Ohr zu trinken
Die Silberkläng', entzitternd süßer Leier
Der Mädchenbrust, gehüllt in weiche Schleier.

Von einem Ton nur schwärmten alle Saiten,
Vom jungen Sultan, ihnen Mond der Nacht.
Welcher wird heut das Lager er bereiten?
Das sagte jede zu der andern sacht,
Auf welchem, wenn von Lippen Seufzer gleiten,
Die Gluth der Lieb' in Gliedern angefacht,
Hinüber zum verheißnen Garten schwebt,
Wo süßes Leben süßem Tod entbebt.

Der schöne Mond läßt unsre Nacht verdunkelt;
Die spröde Thirza, die dort einsam schleicht,
Im Himmel ihm als licht'res Sternbild funkelt.
Hat ihn deß schmachtend blasser Strahl erreicht,
Dann, wenn ihr Antlitz ihm nur halb entdunkelt,
Vom Morgenroth der Lippen nicht mehr weicht
Sein Aug', ein Strahl, dem Thirza seh'n und sprechen
So süß ist, wie der Liebe Rosen brechen.

Jetzt hatt' im Garten mit den Blumensternen
Gekrümmt sich und entwölkt der helle Bogen,
Der zeigt, krystallne Welt, ein Land von Fernen
Wo Phantasie sich Lauben aufgezogen

Aus Silberblüthen, die mit goldnen Kernen
Des Schlafs geheimer Schatz hinabgebogen,
Der Traum, den drum so zart die Lüfte weben,
Weil er in's Herz soll unvermerkt uns schweben.

Der Sultan kam, sein Blick nach Thirza spähte.
Gleich fand er sie, die trauernd ging allein.
Doch tiefes Seufzen ihr den Schleier blähte;
Ein Zittern traf das rosige Gebein,
Als ihr des Nah'nden Gruß entgegenwehte.
Bleich sank sie hin im bleichen Mondenschein.
Wird treulos, sprach er, Thirza dir das Leben?
Und beugte sich vom Boden sie zu heben.

Als er den Schleier ihr zurückgeschlagen,
Den Glanz im Blick der Augen Wimpern schlossen,
Und bleiche Lippen mühten sich zu sagen:
Den Fieberpfeil hat in mein Herz geschossen
Des Mondes Strahl, laß mich zur Kammer tragen,
Wenn neu der Wangen Hyacinthen sprossen,
Will ich mich zärtlich dir an's Herze schmiegen,
Und dich auf Wellen meiner Liebe wiegen.

Da sprach er: lebe wohl, man soll dein hüten
Sie wankte hin, gestützt von den Gespielen
Doch winkt' er bald, und aller Schönen Blüthen
Sah ich vor ihm in farb'gem Schimmer spielen,
Die funkelnd bald, und schmachtend bald sich mühten,
Die Gunst des seidnen Tuches war ihr Zielen.
Der Auserwählten er es zögernd reichte,
Die hold ihr hell Gazellenaug' ihm neigte.

Thirza im dunklen Duft der Zell' enthüllte
Den Schleier sich, den zarten feingewebten,
Daß Ambraduft des Haar's die Nacht erfüllte;
Und Liebesseufzer ihrer Brust entschwebten.

Erst spät in sichrer Nacht sie sich umhüllte
Den zarten Leib, und ihre Pulse bebten,
Als sie zum Fenster sich des Gartens wagte,
Und zitternd wie die Weib' um Liebe klagte.

Der Perl' gleich, von der Muschel noch umschlossen,
War unter einem Schleier, den kein Strahl
Aus eines Jünglings Augen je durchschossen,
Denn Ibrahims, in ihrer Unschuld Thal
Die zarte Blüthe Thirza's aufgeschossen,
Weil des Kalifen Gruß ihr brachte Qual,
Und nur ihr duftend Lager hatte dürfen
Vom Reiz des süßen Leibes Kunde schlürfen.

Sie hatte sich den Jüngling hinberufen
Durch ihrer Blumen sinn'ge Redekunst,
Nach den Cypressen auf den wald'gen Stufen
Der Gartenwand zu trauter Liebe Gunst,
Und Schwindel, die heut List und Sehnsucht schufen,
Nun wurden ihr ein seliger Vergunst,
Sie lauscht', ob hin zum stillen Haine walle
Sein Fuß und schon der Stimme Lispeln halle.

Sie nannte den Athem der Nacht
Wogende Rede,
Zunge mit Flügeln,
Schwester der Freiheit,
Und sagte: wo wandelst du hin?
Nicht in entschlummerter Rosen
Becher gieße Betäubung,
Noch störe der silbernen Lilie
Schlaf durstendes Auge,
Oder küsse die Blätter
Der schweigenden Pappel,

Auf zum Geflüster.
Ibrahim suche, gegürtet
Mit meiner Sehnsucht,
Sag' ihm, ich steh' bei den Blumen
Aber einsam und klagend
Weil zur Wüste veröde
Mir sein Fernseyn den Garten.
Scheltend nenn' ihn des Winters
Plündernde Hand,
Die den Frühling beraubt,
Oder stolze Tulpe, die schlürfte
Berauschenden Trank des Hochmuths,
Und nicht duftet von Liebe.
Späh nach den schwarzen glänzenden
Zaubrern der Augen,
Ob sie die Nacht beschwuren
Trank des Vergessens zu spenden,
Und brich wie du ihn findest,
Trägt ihn nicht her der Fittig der Liebe,
Von der Wang' ihm Granaten,
Aus den Haaren ihm Veilchen.

So klagte sie, da wie vom Hauch der Winde
Geschüttelt, wogte Meereswellen gleich
Benetztes Gras bald auf bald ab gelinde,
Durchfurcht von eines Nah'nden Schritten weich,
Die tiefen Seufzer sandte sie geschwinde
Als Boten aus in's seegrün wall'nde Reich,
Und Ibrahim, der wohl ihr Hauchen kannte,
Fernher in süßer Liebesred' entbrannte.

Schon im Wald der Cypressen
Traf mich ein Strahl aus dem Spiegel
Deines schimmernden Gartens;
Aber das blendende Haupt

War geschlossen den Blumen,
Als ihn mein Wandern betrat;
Denn ihm fehlte der Mond,
Seiner Reize Beleuchter.
Doch glimmt im Weihrauch des Athems
Von Thirza's Reiz schon die Ampel.
Nun glüht die Fackel der Tulpe,
Nun glänzt das Aug' der Narzisse,
Nun funkeln die Perlen der Myrthe
Und auf die Beete schüttet der Jasmin
Die Milchtropfen seiner Blüthen,
Sich senkend auf den Stamm der Ceder.
Laß nun, schlanke Ceder,
Deinen Wuchs mich betrachten.
Vom Mondglanz der Stirn übergossen
Gleicht er der Silberfluth,
Die vom Gebirg fällt,
Wenn der Abend sie röthet.
Himmel! sie hebt mir den Schleier,
Nur Schlingen der Locken umdunkeln
Den Amarant der Wangen,
Weil sie dem Zephyr
Unser Geheimniß vertraut.

Und Ibrahim, er hatte wahr empfunden,
Daß sich dem Schweigen Thirza's Stimm' entwunden.

Glänzt der Smaragd des Frühlings
Endlich, sprach sie, im Garten
Und verjagt den Winter der Nacht?
Rauscht die Stimme des Zephyr,
Der ein duftend Geschenk stahl,
Aus dem Balsam der Locken
Meines Ibrahim?
Jüngling, wovon soll ich sprechen?

Als jener, welcher dich schreckt,
Mir emporhob den Schleier.
Fromm dies Erröthen hielt' ich
Wie Fasten im Ramayan,
Und wenn allmählig gewichen
Bläßrer Gluth meine Schaam,
Hat Schmerz ja das Blut mir gebleicht.
Den Arm verließen die Spangen
Und Erblassen ward mein Erröthen.
Nicht mehr nenne mich Rose,
Denn ich ward zum Jasmin,
Deß bleicher Wange die Liebe
Anweht Farbe des Todes,
Und die Brust, einst glänzender Kampfer,
Gleicht der sinkenden Locke
Schmachtender Hyacinthen.

Ich konnte nicht in mir den Schmerz mehr stillen,
Als so von Lieb' ich fand ihr Herz verzehrt,
Im Kampf unschuld'ger Gluth mit frommem Willen,
Und sagte, meinem Führer zugekehrt:
Läßt sich nicht dieses Paares Wunsch erfüllen?
Er aber sprach, ich hab' ihn schon gewährt,
Hab' aufgeschlossen die geheimen Bahnen
Zur sichern Flucht mit fremden Karavanen.

Da ward ich froh, doch seufzte meine Freude,
Und tief, tief aus der Brust solch Seufzen kam;
Lieb' ist ein ewig glänzendes Geschmeide,
Fühlt' ich; vorher mich nur ein Rausch benahm.
Ihr stumm Geheimniß lag wie goldne Weide
Vor mir, beblumt mit zarter Gluth und Schaam.
Nicht tadelte die Schaam der Liebe Blühen,
Sie schalt sich, daß Entbehrung schuf ihr Glühen.

Und warum hier entbehren? mußt' ich fragen,
Grünt hier der Sehnsucht doch ihr Eden nah.
Denn wenn der Blätter goldne Flügel schlagen,
Steht Liebe schuldlos in dem Brautkleid da,
Und wenn der Blumen Fackeln sonnig tagen,
Erröthet nicht der Durst beim süßen Ja.
Denn braucht ein Herz wohl reinen Trieb zu hüten,
Wo darf kein unterird'scher Zauber brüten?

So schied ich, und mein Antlitz war geröthet,
Wie wenn der Sonne Sinken Sehnsucht strahlt,
Der Abendstern die heißern Gluthen tödtet,
Und leis' im Himmel sich die Thräne mahlt
Des Mondes, der beim Sterngelag verödet,
Tribut dem Schmerz einsamer Liebe zahlt.
Ich seufzt', und Amor, der verstand dies Hauchen,
Sprach: in des Meeres Lethe werd' ich's tauchen.

Sein Flügelpaar fand Segeln gleich ich schwellen,
Sah, wie Sirenen und Delphine pflegen,
Als fichtnen Schwan ihn durch die Meereswellen
Rudernd mit mir sich fluthwärts fortbewegen.
Die Wasserbogen, wie sich Kriegsreih'n stellen,
Mit Liebespfeilen zielten mir entgegen,
Und auf der Schaumfluth weißen Blüthenkronen
Sah lächelnd Anadyomen' ich thronen.

Doch Waffen sich im Fluthgeblüm' verhüllten;
Sie schmerzten mich, wie Duft pflegt beim Erquicken.
Ich bangte, wenn sie Nebel zart umhüllten,
Und bangte, strahlten sie von Sonnenblicken;
Verwundet, wenn sie süß das Herz erfüllten,
Und süß erfüllt bei der Geschosse Zücken.
Hier kämpfte Sehnsucht aus krystallnen Klüften,
Dort aus der Luft Erblüh'n zu rothen Düften.

Die Meersvögel, glänzend ihre Schwingen,
Gleich Tauchern mit benetztem Silberflaum,
Um sonn'gem Blau den feuchten Schmuck zu bringen,
Seemöven, gleich beschwingtem Wogenschaum,
Sah man tiefflatternd mit der Fluth bald ringen,
Bald wogen durch des obern Himmels Raum.
Und Purpurglieder der Korallenriefe
Sich senkten still in's Bad der Meerestiefe.

O Glanz! O Blüh'n! Endloser Wogen Wallen!
Mit diesem Gruß grüßt' ich das weite Meer,
Weshalb läßt du mir Kriegsgesang erschallen?
Machst aus dem Kampf Musik, schmückst dein Gewehr?
Soll schwach bemannt die Burg der Brust dir fallen?
Bleibt mir der alte Busenfreund nicht mehr?
Zufriedenheit im blüh'nden Jugendhain,
Als eng mich schloß das Thal der Heimath ein?

Dort sich des Traumes schwell'nde Lipp' erfaßte
Zu frühem Gruß das weiße Morgenlicht,
Statt Götterschmucks aus fernem Fluth-Palaste,
Der hier der Schaumgebornen Leib umflicht,
Die mir am Arme wallt wie fernem Gaste,
In's goldne Feenreich, in's Abendlicht
Hingleitend, das nicht friedlich stiller Nacht
Unstetes Leben birgt in blüh'nder Pracht.

Zieh' ich auch mit; im Haus der Brust geblieben
Ist mir ein Ziel der Thränen. Wenn sie stocken
Am Augenbach, dann Thränenschleier trüben
Berg, Fluth und Thal mit feuchten Nebellocken,
Und tief verlassen fühl' ich mich im Lieben,
Einsam gebannet an der Wehmuth Rocken,
Der Minne Faden mir nur selbst zu weben,
Wo mich auch mag umfluthen schwellend Leben.

Endlose Lust lacht dieser Ocean
Als stieg' er aus der Nacht der Frühlingsblüthe,
Dem Maienfest im Knospenkleid zu nah'n;
Er prangt, ein Thal, das dem Smaragd gleich blühte,
Der aus der Wellen Augen himmelan
Dem ersten Strahl der Sonn' entgegenglühte;
Und ich, wie mir endloser strömt Entzücken,
Nenn' es zu grenzenlos, mich zu beglücken.

Wie selig still itzt Meer und Himmel ruh'n,
Im Aug' und Arm sie sich einander blüh'n,
Das macht so friedlich ihrer Liebe Thun.
Doch mir bringt's Leid, mir winkt kein Eiland grün,
Kein Herd, dem Pilgerziel mich zu beschuh'n;
Den Lohn verwehrt die Liebe meinen Müh'n.
Also hatt' ich entsagt schon aller Wonne,
Da lag ein Eiland fern im Glanz der Sonne.

Insel der Freundschaft, nannten wir es lachend,
Weil ihm den Strand des Friedens Buchten schmückten.
Den glatten Silberspiegel traut bewachend
Sich Kokospalmen in die Fluten bückten.
Im frischen Grün, die Berge dicht bedachend,
Der Pisang, Yam, Brodbaum, Aiho nickten,
Als wollten sie des Gastfreund's Hütt' umschatten,
Und schon von fern dem Wandrer Gruß erstatten.

Wir landeten und sahen wie sich reihten
Die Bäume rings nach voller Lauben Weise
Um Dach den bunten Wilden zu bereiten,
Die bald in Paaren, bald in weiterm Kreise
Gelagert auf des Eilands grünen Weiten
Hier horchten dem Gespräch gutmüth'ger Greise,
Dort schienen durch der Jugend Lied gefangen,
Wenn Knab' und Mädchen um den Palmbaum sprangen.

Wenn ich das weiße Wölkchen
Im Mond sah, nachtbethaut;
Hab' ich im Herzensgrunde
Ein Antlitz weiß geschaut.

Und weil ich standhaft hoffte,
Es käm', und säume nur;
Ist heut' mein Aug' gewandert
Durch weißer Wangen Flur.

Froh ihrer Blüthen Helle,
Nun auch das Herz ich will,
Drum schwamm ich durch die Welle,
Es mir zu rauben still.

Ich werd' es wohl erjagen
In dieser Mondennacht,
Und wenn es mir geschlagen,
Die Opferstunde wacht.

Im Mond das weiße Wölkchen
Hat mich getreu belehrt,
Es wäre, gut zu sterben,
Ein Weißer mir beschert.

Sie war's, ich sprang in's Boot ihr Herz zu ziehen
An mein's hinauf, jedoch des Mädchens Kraft
Das Ruder nahm, schon sah den Kiel ich fliehen
Zum Eiland, dem sie schwimmend sich entrafft.
Was thust du? fragt' ich. Wo die Palmen blühen,
Sprach sie, bring' ich dich in der Liebe Haft,
Dort harrt mein Lager deiner in der Hütte,
Und zog durch's Meer mit raschem Ruderschritte.

Auf ihrem Lager sitzend sprach ich Flammen,
Doch mächt'ger wie mein Glüh'n mein Lieben war.
Drum sagt' ich ihr, ich müsse mich verdammen
Schmück' ich mit ihres Opfers Kranz mein Haar,
Und schiede dann. Voll meine Thränen schwammen,
Doch sie mit Augen ruhig, froh und klar
Sprach: wohl weiß ich, daß du mußt morgen fliehen,
Und drum soll heut noch unser Opfer glühen.

Nun wollte nicht mehr Amor's Drohen frommen,
Der Altar glomm; wir traten treu hinzu,
War doch die Stunde beiden uns gekommen!
Jedwedem hauchte mild und süß die Ruh,
Nachdem wir uns den herben Durst genommen.
Wir fühlten gleiche Wonn' im neuen Du,
Und war auch mir ein Dorn im Herzen blieben,
Sprach sie doch lächelnd, laß dich nichts betrüben.

Wir zogen eng' umarmt zum Strand zurück,
Entnetzend mit dem Tritt das Gras vom Thau;
Als aus dem Meer uns grüßt' ein Purpurblick,
Sprach sie: der Mond erblüht ist meiner Au'.
Ich suchte dieser Stunde kurzes Glück,
Weil nun, so weit sich spannt des Himmels Blau,
Nach Sitten, die nur Sagen noch uns nennen,
Von dir ich hindern kann jedwedes Trennen.

Wir sind in ferner Region entsprungen
Von Männern, deren Sinn zurück begehrte
Zum Mark der Götter; mancher hat gerungen
Bis Wog' und Gluth als Opfer ihn verzehrte.
Denn ob ihn hatte Flamm' ob Fluth verschlungen,
Das war gewiß, daß er dem Gott rückkehrte,
Dem er sich opfernd weiht. Im Selbstanzünden
Wird, lehrten sie, Verlust zum Wiederfinden.

Im Brodbaums Schatten hört' ich Greise sprechen
Vom Wandel, welchen jener Leben nahm,
Wie das zu Bäumen, Thieren, Sternen, Bächen
Mit ew'ger Wellenregung wiederkam;
Und wenn ihm zu entweichen war Erfrechen,
So heischte von den Frauen Treu' und Scham
Sich von des Gatten Wandrung nicht zu trennen,
Die Trennung aber hob nur das Verbrennen.

Der Männer Gott wogt in den luft'gen Wogen,
Die sich durch alle Wesen wechselnd schlingen;
Hat heißer Todeskuß sie weggezogen,
Kann ihnen nur die Flamm' uns wiederbringen.
Dich tragen noch des Lebens Wellenbogen,
Drum muß ich nach dem Wellentode ringen.
Von Heimath nicht, noch Vätern darfst du weichen;
Doch ich kann dich im Fluthentanz erreichen.

So gab den letzten Kuß sie meinem Munde
Und sprang in's Meer gefaßt von seinen Banden,
Daß kein Blick mehr entstieg dem feuchten Schlunde.
Schwarz sich der Segel lange Flöre wanden
Den Mast hinauf, die Rudrer auf den Bänken
Gleich Todesrittern ernst mir winkend standen.
Mit Thränen mußt' ich meine Wangen tränken
Als ich zur Trauerarch' hinüberschritt,
Nur feigen Blick der Heldin nachzusenken.
In jeder Wog' ihr Bild dahin mir glitt;
Wie sie sich in den Wellen dem vermählte,
Den sie nicht mochte ziehn zum Opfer mit.
Ich weiß nicht, welchen Lauf mein Schiff sich wählte,
Doch jener Hauptmann war davon entschwunden,
Amor, der einst der Ruder Federn stählte;

Die Sonn' auch hatte sich dem Blau entwunden,
Als sollten Wolken ihr die Erd' umhüllen,
Die Trauerblumen sich in's Haar gewunden.
Ich ließ mein Aug' manch feuchten Bothen füllen,
Hinab zu der in's Wogenhaus zu steigen
Die mich so laut rief aus beschäumten Hüllen.
Zu Strömen schickt' ich sie hinab den Reigen
Der Fluth, und rief dann wieder: Amor rette!
Jedoch gab Antwort nur ein brausend Schweigen.
Auch er, sprach ich, schied von des Lebens Stätte,
Ersehntes gab er mir, es zu verlieren.
So keuch ich nun an des Verlustes Kette.
Er nicht kann öffnen mehr der Wonne Thüren,
Ich müßte mich des Thraziers Vorbild weih'n,
Wollt' ich Euridice der Nacht entführen.
Da goß in's Meer ich der Gelübde Wein
Daß ich Verlornem nur nach wolle streben,
Treu siedelnd nun in der Entrückung Hain.
Doch ließ die Parz' ich streng den Faden weben,
Der führte mich gen Abend durch die Wellen,
Dort sah der Fluth ich ein Gefels entstreben.
Am Fuße zwar hört' ich die Brandung bellen;
Jedoch des Hauptes silberweißen Thron
Ein goldnes Kreuz ich sah mit Licht erhellen.
Was sagt dies Kreuz? fragt' ich mit bangem Ton,
Und ward erwidert: treuer Liebe Flucht
Verfolgt, fand hier im Meer Verein'gungs Lohn.
Nun! sprach ich, so reif' hier auch meine Frucht,
Hier an der Liebe Felsen will ich landen,
Und ließ mich steuern zu der Klippenbucht.
Dort siedelnd fragt' ich: muß denn Alles stranden?
Ist aus der Meeresfluthen tiefem Thal
Zum Leben Keiner abermals erstanden?
Denn mich traf keines flücht'gen Blitzes Strahl
Als sie, da Puls an Puls zur Flamme sprühte,
Für ewig mir verkündet ihre Wahl.

Drum hör' ich noch sie Liebesgruß hier bieten
Aus Sonn' und Sturm, aus Felsen und aus Wogen.
Doch was sind Grüße, brech' ich nicht die Blüthen!
Ich weiß, um's Leben ward ich nicht betrogen.
Das weckt mir nur so rein're Melodieen,
Je mehr der bunte Blumenkranz zerflogen.
Doch kann ich dürsten wieder aufzublühen,
Und neuer Farbenpracht mich woll'n erfreuen,
Wenn ich nicht darf im alten Feuer glühen?
Dort mein verlaßnes Herz sey dein Erneuen.
Grüßt sie je wieder mich mit Blick und Munde,
Will deinem Aufersteh'n ich Opfer streuen.
So lebt' ich mit Gestirn und Sonn' im Bunde
Am Grab der Treuen, dem krystall'nen Spiegel,
In sel'ger Ruh', fern jeder Trauerstunde.
Mir wuchs die Kraft zu breiten meine Flügel
Zum Sterngebirg hinauf, zur Pracht der Tiefe,
Doch nie zerriß ich der Erinn'rung Zügel.
Denn wie mir wuchs die Ruh', als ob ich schliefe,
Ergrünt ich neu, weil Blick und Wort' erwachten,
Als ob mit beiden sie die Treue riefe.
Nicht glüh'nde Träume mir die Kund' anfachten,
Den Wahn verscheucht' ich, daß ein Traumbild heile.
Wahrhaft'ge Boten mir die Nachricht brachten.
Da sah ich einst zur abendlichen Weile
Den Sturm empor die schwell'nden Fluthen heben,
Als ob er sie zu Flammenzungen theile.
Es färbte sie der Abendflammen Beben
Und wie der rothen Gluth enttaucht ein Kessel
Fand ich darob ein irres Schifflein schweben.
Wohl suchen sah' ich's meinen Felsenfessel,
Doch hatt' es ringend sich mir zugewandt,
Riß es zurück des Meeres Feuerfessel.

Nie war der Ocean so glüh'nder Brand,
Der Himmel fluthenblau, purpurn die See,
Und goldbesäumet Meer= und Himmelsrand.
Jedoch dem Kampf entriß nach langem Weh'
Sich das verschlagne Schiff, zur Landung kam
Die Mannschaft, fromm umknie'nd der Klippe Höh'.
Als sey's die Heimath, sie die Bucht einnahm,
Verkehrend dort nach Sitte reis'ger Schaar,
Die der Bedrängniß und dem Sturm entkam.
Ich von der Höh' am Kreuz steh'nd ward's gewahr.
Doch während Landende das Mahl erquickte,
Ein Ankömmling entschlichen ihnen war.
Ihn mühvoll ich die Höh' anklimm'n erblickte,
Die Pilgermuschel ihm das braune Kleid
Beglänzt vom Sonnenschimmer golden stickte.
Nicht meinem Heil'genbild mehr stand er weit,
Als wunderbar mich seine Blick' erreichten,
Wie Sonnenblitz trifft wenn der Himmel schnei't.
Sie, sprach ich, ist's nicht, die herzieht zu beichten,
Und dennoch jenes Aug's Einsiedelei
Bezog ein Blick den ich schon einst sah' leuchten,
Als mir ein Fluthentod ward Schwur der Treu'.
In dieses tiefen Ernstes heißem Dunkel
Erstanden ist derselbe Geist mir neu.
Und nur bezogen hätt' es sein Gefunkel? —
Nein wahrhaft eins sind Siedler hier und Zelle,
Es ist mein treuer flammender Karfunkel.
Dies Angesicht, nicht rosig lilienhelle,
Braun gleich dem Abendroth nenn' ich vertraut,
Hätt' es gebräunt auch nur die Sonnenwelle.
In dem Moment ward ihr Gebet erst laut.
Mir war's als hör' ich die zum Tod Getreue.
Denn ew'ge Treu' klang noch im treuen Laut.
Und was ich hörte sprach wie sel'ge Reue,
Gleich Fluthgewühl aus welcher altes Leben
Erquillt, daß des Vergangnen neu sich's freue.

Jetzt wollte sie vom Knieen sich erheben,
Und wie zum Heil'genbild sich Sehnsucht richtet,
Sah ich mit Ruh' nach ihr, fest, ohne Beben.
Seyd Ihr's, der hier dies Siedlerhaus errichtet?
Sprach sie; seyd Ihr's der hier kniet? Ich gab ja,
Drauf sie; so habt ihr schon das Werk verrichtet.
Doch kommen werd' auch ich dem Ziele nah.
Mich trieb ein Drang aus meines Innern Wänden
Zu suchen mir was noch mein Aug' nicht sah.
Denn mir erscholl der Ruf mich hinzuwenden
Den Schaaren, welche ziehn zum heil'gen Orte,
Der ward entrissen der Erlös'ten Händen.
Drauf als sie mich verließ mit diesem Worte,
Gab als Reliquie sie der Wunderstunde
Mir einen Blick, den ich behielt zum Horte,
Ihn täglich legend auf des Herzens Wunde.
Daselbst ließ bald er solche Heilkraft spüren,
Daß ich mich schmückte neuem Gnadenbunde.
Schon durft' ich so verjüngte Tage spüren
Wie sie die Zeit gibt wo das Erdreich sprießt,
Wenn Schmerz und Lust Verjüngungskriege führen.
Es hatte wieder mich ihr Blick gegrüßt
Wo mochten seyn die Spiegel auch gegossen,
Deß' Kreis' ich fand von ihrem Blut versüßt.
Nicht waren dieser Blicke Blüthen, Sprossen
Aus fremder Saat, in fremdes Land gestreut;
Neu stand der Blumenkelch, längst mein, erschlossen.
Und kein Vergessen das den Sinn zerstreut,
Uns ewiglich verheißne Wiederkehr
Wahrhaften Eigenthums ward mir erneut.
Licht war der Strahl und doch von Kummer schwer,
Blieb stets bei mir, und riß mich doch weit fort,
Wenn mich im Morgenstrahl umschwamm das Meer.
Die Seele keucht nur, die schweift hier und dort,
Nicht der, deß' regen Lebens Wallerschaft
Zurück soll führen zum verlaßnen Ort.

So dacht' ich und blieb in der Felsenhaft
Dort täglich sendend von der Liebe Bogen
Zur Wiederfundnen der Gedanken Kraft.
Und hört' einst Abends aus dem Bett der Wogen
Bekannt' Gespräch', auch Eisengang von Tritten,
Als ob Gepanzerte herangezogen.
Sie waren bald die Höh' hinaufgeschritten,
Da sah' ich Ritter die des Kreuzes Zeichen
Sich fromm gewählt, und stand in ihrer Mitten.
Wir wollen wieder das Verlorn' erreichen,
Wahrhaft im heil'gen Ernst; so tönt ihr Spruch,
Weil wir Europa's Andacht sah'n erbleichen.
Drum sind gerüstet wir zum Kriegeszug,
Durch den der Muth mag wieder göttlich lodern,
Der zielvergessen wuchert frech genug.
Im Wogenschlamm der Welt Brut würde modern
Wenn sich kein neues Opfer wollte zünden,
Drum wir zurück das heil'ge Grab uns fodern.
Gehemmt nur wurden wir von widern Winden,
Schon mancher Pilgerzug ging uns voran,
Wir werden zu Jerusalem ihn finden.
Und bei den Worten sich mein Herz besann,
Sprach: nehmt mich mit, auch mich Verlornes drängt;
Denn jener dacht' ich, die mein Herz umspann.
Kaum hatte sich in's Meer die Nacht gesenkt,
So blüht im Segel Wind, der Schaum am Kiel,
Beglückte Fahrt ward unserm Schiff geschenkt.
Dem Stern Jerusalem, dem lichten Ziel,
Entscheuchten wir der Heidenvölker Schwärme,
Daß Manna wieder von dem Himmel fiel.
Erstarrtem Sinn ward neuer Andacht Wärme,
Mir mein Geheimniß klar, denn ich erkannte
Weshalb ich bald laut juble, bald mich härme.

Im Fehl, als ich der Treuen mich entwandte,
Ward Gab' und Raub der Wechsel mir der Stunden,
Wie's Jedem ziemt, der sich dem Herd entbannte.
Und ich verglich mein Leben jenen Wunden,
Die, schmerzlos todt, im Schmerz uns wonnig mahnen;
Daß, brach auch unser Herz, es soll gesunden.
Das Siegsheer schwang zum Rückzug seine Fahnen,
Und hatt' Andacht zum Helden mich gestählt,
Betrat ich nun als Ritter meine Bahnen.
Einst hatte mich der Sonne Gluth gequält,
Da sucht' ich Wasser auf 'ner Felsenmatte,
Es quoll im Schatten, den zum Dach gewählt
Mit einer Schäfrin eine Pilgrin hatte,
Die bei dem Heimzug Laubenschirm und Quelle
Geladen an die Spiegelfluth, die glatte.
Kaum bog ich hin mich zu dem Wasser helle,
Als ich im Wiederschein das Aug' sah' flammen
In brauner Gluth, das vormals ich der Welle
Zweimal geseh'n entsteigen und entflammen.
Da loderte mein Herz, und seine Gluthen
In Tropfen heiß mir aus den Augen schwammen.
Der Pilgrin aber der die Blicke ruhten
Voll stiller Rast sah ich mit einem Mal,
Der Thränen Brunnquell durch die Wangen bluten.
Vier Gäste saßen nun zum Liebesmahl,
Es waren unsre Blicke die's genossen,
So gab als Abbild mir die Quell' im Thal
Das Herz zurück, deß' Blut in's Meer geflossen.

III.

Vierzeilen.

Von

Friedrich Rückert.

Vierzeilen.

Wenn Jemand liebt, und im Vertrau'n
Davon zu Andern spricht er,
Wird er die Hörer schlecht erbau'n,
Oder er ist ein Dichter.

Liebe wohnt in einem Irregarten,
Wo sich kreuzen wirrer Pfade viele.
Geh auf gut Glück einen! Ob zum Ziele
Er dich bringen wird, mußt du erwarten.

Es hat sich gegen Liebe die Vernunft ermannt,
Und als Empörungsfahne Weisheit aufgesteckt.
Die Liebe hat zum Angriff einen Hauch gesandt,
Und die Vernunft hat zitternd das Gewehr gestreckt.

Liebe, der flatternde Sylphe,
Rief: zu Hülfe zu Hülfe!
Da kam, daß er ihm helfe,
Wein, der schwärmende Elfe

Gieße Wein mir auf die Stirne!
Aber laß den Mund auch nippen.
Liebeverbrannt ist mein Gehirne,
Liebeverlechzt sind meine Lippen.

Hätte zu einem Traubenkerne
Mich nur doch der Himmel bestimmt!
Niemand kenn' ich nah und ferne,
Der so ganz im Genusse schwimmt.

Mein Herz! o trinke nur immer Wein!
Für arme, wie du auf Erden,
Kann Rausch das einzige Mittel seyn
Zum reichen Manne zu werden.

Ach der traurige Zeitenlauf!
Sieh wie du dich davon befreiest,
Herz! wend' all deinen Fleiß darauf,
Daß du immer betrunken seyest.

Trinke bei des Lebens Feste
Ein paarmal, und geh hinaus.
Das sind unbescheidne Gäste,
Die hier fordern ew'gen Schmaus.

Zwar die Welt hat ew'ges Leben
Unter Ros = und Lilienblüthen.
Doch was nützt das uns, die eben
Sie nicht dürfen ewig hüten.

Sieh', der Schöpfung Rosenbeet
Wird nie von Gewächsen leer:
Wenn von hinnen eines geht,
Kommt das andre frisch daher.

Zürne nicht des Herbstes Winde,
Der die Rosen raubet,
Sondern Rosen geh geschwinde
Pflücken, eh' er schnaubet.

Ohne des Weines Helle
Will ich einsam nicht sitzen;
Denn ein Klausner mit Witzen
Hat immer Licht in der Zelle.

Im Frühling, im freundlichen Kreise,
Aus schöner Schenkenhand
Das Glas zu nehmen, ist weise,
All' Andres ist Unverstand.

Weder Treue noch Dauer
Verspricht das Lächeln der Rose.
Stoff unendlicher Trauer
Für Nachtigallengekose.

Wer sich am Süßen der Liebe will laben,
Ohne das Bittre genossen zu haben,
Will im Tempel zu Mekka ruhn,
Ohne das Pilgerkleid anzuthun.

Nur der Freude Schaum genießen,
Ist nicht unsrer Schenke Brauch.
Willst du trinken mit Hafisen,
Trinke Grames Hefen auch!

Die Welt, da sie nicht länger wollte silbern seyn,
Da kam Smaragd und trieb das Silber vom Bezirke.
Es haben nun des Frühlings Kaschmirweberein
Den Gärten zugeeignet all' ihr Kunstgewirke.

Sieh' Liebchen! aufgethan ist nun die Schenke
Der Blumen wieder von dem Wirth, Herrn Lenzen,
Der seinen durst'gen Gästen zum Geschenke
Gibt das Getränk, o Großmuth ohne Grenzen.

Wärme dich an Rosengluth,
Komm aus dem Gemäuer!
Dir im Mai, o junges Blut,
Taugt nicht Kohlenfeuer.

Auf, Herz! gekommen ist der Mai
Mit frischem Blüthentriebe.
Geh' in die Gärten am Serai,
Und sieh', ob blüht die Liebe.

Das Herz, wenn es deine Schönheit siehet,
Zittert und fliehet.
Wie sollt' es nicht vor der Macht erbeben,
Die es will zwingen, sich selbst aufzugeben?

Was man nicht kann hassen,
Und noch weniger lassen,
O Herz! da ist kein Mittel geblieben,
Als es von ganzer Seele zu lieben.

Der Unverstand nur ist geehrt,
Der Rohheit nur ist Glück beschieden.
Du bist gebildet und gelehrt,
Hafis, und damit sey zufrieden.

O danke Gott, Hafis, daß du
Auf Geld und Gut nicht zähltest,
Als du Gesang und Seelenruh
Zu deinen Schätzen wähltest.

Schenke! reiche mir goldnes Naß,
Oder flüss'ge Rubinen.
Tränk' einen Mann mit ihnen,
Der nie sonst Gold noch Gestein besaß.

Nimm den Becher freudig hin,
Ob kein Edelstein auch Glanz ihm gebe.
Denn der edelste Rubin
Ist im Becher selb das Blut der Rebe.

Wäre hefenlos der Wein,
Dornenleer die Rose!
Liebes Herz, es soll nicht seyn
Nach dem ew'gen Loose.

Der Trank des Lebens ist nicht ohne Hefen,
Der Taft des Daseyns auch hat seine Streifen.
Doch säume nicht, den Becher zu ergreifen,
Noch, dir den Bund zu winden um die Schläfen.

Hafis! gäb's einen ewigen Genuß,
So hätte nicht Dschemschid die Welt verlassen.
Von dieser Welt geht Jeder, wann er muß;
Und Jeder eile, was er kann, zu fassen.

Die Rose stand im Thau,
Es waren Perlen grau.
Als Sonne sie beschienen,
Wurden sie zu Rubinen.

Durch Schaden wird man klug,
Sagen die klugen Leute.
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Thor noch heute.

Einer sprach einst zur Cypresse:
Bringst du keine Früchte mir?
Ihm zur Antwort gab die Hohe!
Scheint die Schönheit keine dir?

Die Wolke kam von Segen schwanger,
Und regnet' über Meer und Anger,
Dem Feld entblühten Grün und Rosen,
Das dumme Meer fuhr fort zu tosen.

Herr Gott! diese Straßenkäufer
Sind so dumm wie Pflastersteine.
Suchen mußt du andre Käufer
Lied! für deine Edelsteine.

Der Frühling ist ein Dichter;
Wohin er blickt, blühet Baum und Strauch.
Der Herbst ein Splitterrichter;
Die Blättlein welken, die berührt sein Hauch.

Die Poesie ist freilich Zauberei;
Ob aber der Poet
Mehr Zauberer, mehr selb bezaubert sey?
Ist, was in Frage steht.

IV.

Wanderlieder.

Von

Wilhelm Müller.

---

1. Der Mondsüchtige.

Du bleicher Mann da droben,
Sieh'st wieder so mürrisch aus:
Bist wohl recht unzufrieden
Mit deinem luftigen Haus?

Hör', Freund, wir wollen tauschen:
Ich geh' und räume dir
Für diesen kühlen Abend
Mein warmes Lager hier.

Dafür sollst du mich heben
In deinen Mond hinauf,
Mich mit ihm wandeln lassen
Den hellen Himmelslauf.

Will auch auf deiner Warte
Ganz mäuschenstille stehn,
Und nach der bösen Erde
Nicht viel herunter sehn.

Will keinen Dieb verrathen,
Will stören kein liebendes Paar;
Nur Eines möcht' ich sehen
Und das recht hell und klar.

Dir, Mond, will ich's vertrauen,
Es ist die Liebste mein,
Die ich beschauen möchte
In deinem goldnen Schein.

Sie wohnet in der Ferne,
Blickt oft empor zu dir:
Du guckst im Weltgetümmel
Wohl kaum einmal nach ihr.

Ich wollt' sie besser finden,
Ich kenn' ihr Fensterlein;
Durch Laden, Glas und Gitter
Schlüpft' ich zu ihr hinein.

Hinein in ihre Kammer
Mit aller Strahlen Fluth! —
Wo ist der Mond geblieben?
Der Himmel auf Erden ruht.

2. Abend.

Die Trommeln wirbeln, die Pfeifen klingen,
Sie woll'n die Soldaten zu Bette bringen;
Wir aber, wir Burschen, in langen Reih'n
Ziehn durch die Straßen aus und ein.
Ei, Abend, wie du bist so schön!
Die Nebel rauchen auf den Höh'n,
Die Sternlein von dem Himmel blitzen,
Die Mägdlein vor den Thüren sitzen,
Und Mancher stiehlt sich aus dem Zug,
Denkt, Zwei und Zwei ist auch genug.

Ich grüße dich, mein Abendstern,
Mein holdes Mägdlein in der Fern'!
Mir ist's, wenn ich gen Himmel seh',
Als ob dein Auge droben steh' —
Du schau'st wohl eben auch hinein,
Und denkst an mich — das wird es seyn.
Ade, ihr Freunde, gute Nacht!
Mein Liebchen winkt, ich folg' ihm sacht.

3. Die Bäume.

Grüne Bäume, kühle Schatten,
In den Wäldern, auf den Matten,
Seyd dem Wandrer immer hold!
Wollt an seine Straß' euch stellen,
Schützend euch ihm zugesellen
In des Mittags schwüler Gluth!

Hat das Stadtthor mich empfangen,
Such' ich wieder mit Verlangen
Nach dem ersten grünen Baum,
Der mit seinen frischen Zweigen
Mir den rechten Weg will zeigen
Zu dem besten kühlen Wein.

Euch begrüß' ich auch, ihr Linden,
Mag euch gern auf Märkten finden,
Dicht und kugelrund belaubt.
In des Abends Feierstunde
Führt mich die gewohnte Kunde
Immer zu den Bäumen hin.

Vöglein in den Wipfeln singen,
Und die Funkenwürmchen schwingen
Ihre Lichter in dem Grün;
Unten wollen sich ergehen,
Die im Dunkel sich verstehen
Besser als im Sonnenschein.

Heim in meines Mädchens Garten
Grünen Bäume vieler Arten,
Doch vor allen preis' ich dich,
Baum, in dessen glatten Rinden
Unsre Namen sind zu finden
Und ein flammend Herz darum.

Haben oft dabei gesessen
Und des Scheidens gar vergessen,
Meinend, daß wir wären eins,
Wenn wir so in eins verschlungen,
So von einem Brand durchdrungen
Unsre beiden Namen sah'n.

---

4. Heimkehr.

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderstab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Wanderlustige Gedanken,
Die ihr flattert nah und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern.

Was uns in der weiten Ferne
Suchen hieß ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

Schwalben kommen hergezogen —
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde schon geflogen
Und noch ist die Welt nicht wach.

Baut in meinen Fensterräumen
Eure Häuschen weich und warm —
Singt mir zu in Morgenträumen
Wanderlust und Wanderharm!

V.

Radegundis und Amalfred,

oder

die letzten Alt-Thüringer.

Von

C. W. Böttiger.

Radegundis und Amalfred.

Seit mehr als anderthalbtausend Jahren leben die Thüringer in der Geschichte, und fast seit eben so langer Zeit hat ihre Geschichte die Feder des frommen und abergläubigen Mönchs, welcher Legenden und Klosterstiftungen mit schwerfälliger Hand aufzeichnete, des heitern Dichters, des Staatsmannes und des bessern Geschichtschreibers in Bewegung gesetzt. Demungeachtet muß man heute noch eingestehen, daß in ihrer Geschichte gar Vieles dunkel geblieben und mit der Zeit wohl unaufhellbar geworden ist. Während dieser Bemühungen ist Thüringen selbst mehr als einmal um seine politische Existenz gekommen, und die neueste Zeit, die es dem frühern Herrscherhause ganz entfremdete, droht des ehrwürdigen Namens Laut ganz aus der Wirklichkeit verhallen zu lassen, wie so mancher Name und Titel in der Zeiten Sturm und Drang seither verschollen ist. Aber diese große Zeit politischer Umwandlungen, des Umgestaltens oder Aenderns des Bestehenden, mahnt wie von selbst an die frühere Zeit des Werdens und des Entstehens;

das letzte Glied der Kette biegt sich unwillkührlich herum nach dem ersten, damit sich das Ganze still und groß zum Ringe schließe. Ist es geschehn, dann ist, wie jenes alte Gleichniß sagt, im großen Haushaltungsbuche der Vorsehung das Blatt, das jeder Staat dort einnimmt, abgeschlossen und geendet. Was aber in der Tiefe und Befangenheit des gewöhnlichen Lebens als unerhört und beispiellos angestaunt und bewundert wird, das gleicht sich dem, der auf den heitern Höhen der Geschichte steht, zum Gesetzlichen und Nothwendigen aus; und wie von den höchsten Gebirgsgipfeln sich die geringeren Erhöhungen und Hügel zur Ebene verflächen, so bieten auf dem höchsten Standpuncte der Geschichte die großen Revolutionen der Völker und Reiche nur das versöhnende Gemälde eines ewigen auf Werden und Vergehen des Einzelnen gegründeten Fortbildens im Allgemeinen dar; die Einheit des Ganzen bleibt gerettet und alle Weltgeschichte wird nur Eine große Theodicee.

Oft und in der neuern Zeit am häufigsten ist vom Falle des thüringischen Königreichs gesprochen worden; es könnte Manchem überflüssig scheinen, wenn hier eine neue Schilderung versucht wird. Aber Wenige haben von dem ersterwähnten allgemeinen Standpunct aus das ernste Ereigniß — denn das bleibt immer der Untergang eines Theiles des lebenden Menschengeschlechts — gewürdigt, mehr um einzelne hervorspringende Züge, um einige dankbare Bilder, die das Ganze bietet, oder um gefällig ausschmückende Darstellung auf Kosten der Wahrheit bemüht; ohne gründliche Erforschung der alten ächten Quellen, (weil man es bequemer fand, aus dem zugänglichern aber trüben Sumpfe der spätern Chroniken und Sagen zu schöpfen) und ohne den Zusammenhang mit dem großen Ganzen festzuhalten. Viele haben nachgewiesen, wie Thüringen unterging, haben des Volkes Ursprung, erstes

Auftreten und Handeln, seines Landes Grenze und Größe, seiner Könige Thun und Treiben geschildert; aber Wenige haben angedeutet, daß in der eigenen Schwäche, in den Verbrechen des Herrscherhauses, in seiner gothischen Politik, mit der es stieg und sank, in des Staates Stellung zu den Staaten der Franken, die einer gewaltigern Kraftentwickelung fähig waren, — ein Theil der Ursachen seines Unterganges liege; Niemand hat sich darauf berufen, daß die Zeit der Vernichtung dieses Königreichs in die große Entwickelungsperiode des Mittelalters falle; daß Thüringens Heidenthum dem Kreuze christlicher Eroberer früher oder später doch erliegen mußte, und daß das Land durch seine politische Vernichtung — wenn diese auch zunächst ein Werk der Leidenschaften war — erst für den neuen Glauben und eine höhere auswärtige Cultur (der in großen Reichen am längsten widerstanden wird) am ersten gewonnen werden konnte. War es auch hier nicht die Absicht, jeden dieser Puncte besonders durchzuführen: so sind sie doch, wie sie sich aus der Betrachtung jener Zeit entwickelt, die Grundideen, von denen ausgegangen und mit welchen an der Hand der ganze Versuch gewagt wurde. Noch unbeachteter ist aber neben dem Reiche selbst die Geschichte seines Königshauses geblieben. Und doch ist es eben dieses, welches in seinen gewaltsamen Schicksalen, in seinem merkwürdigen Eingreifen in so manche andere hochberühmte Geschlechter, in seiner Zerstreuung und seinen traurigen Exilen ein anziehendes Gemälde giebt; in den Gefilden von Pannonien, Griechenland und Italien, in den Klostermauern von Poitiers enden die äußersten Aeste; ein zarter Faden der Sehnsucht schlingt sich um die nah verwandten aber fern getrennten letzten Zweige; gewaltige Leidenschaften und Verbrechen entehren mehr als ein schuldiges Glied der Familie, bis diese selbst durch Unglück vernichtet

oder geläutert mit der hohen Reinheit einer Heiligen sich endet.

Am Ende des vierten Jahrhunderts, als das alte Rom — frevelnd nannte es sich das ewige — nur noch des halben Römerreiches Hauptstadt war, im Innern geschwächt und entnervt, von Außen von einem kräftigeren Geschlechte germanischer Völker angegriffen und bedrängt, seinem unvermeidlichen Sturze entgegenging; wo der große Völkerbund der Franken sich im westlichen Deutschland und längst des Rheines in verschiedenen Stämmen ausdehnte, und der Römer jenseitiges Gebiet befeindete, nach dem er schon im Norden in der Bataver Insel eine bleibende Erwerbung gemacht hatte, — scheint sich in dem Herzen Deutschlands das thüringische Königreich gebildet zu haben. Die tapfern Nachkommen der alten Hermunduren, Hermunduringe oder Thüringer genannt, erstreckten bald ihr Königreich über die Länder zwischen der Elbe und der Werre, wo die Chatten, den Franken verbündet, ihnen öfters Grenzen setzen mochten, und von der Ocker, Aller, Bode mit Inbegriff des Harzes, bis herab gegen die fränkische Saale und den Main, selbst in Zeiten glücklicher Feldzüge bis gegen die Donau. Des Landes Kern jedoch war und blieb vom Harze bis zum Thüringer Waldgebirge, von der Saale bis zur Werre; das Weitere war von der Zeiten Glück oder Unglück abhängig. Damals kannten die Römer wenig mehr von ihnen, als ihre Pferde; über des eigenen Landes Angelegenheiten um das innere barbarische Deutschland unbekümmert. Vieler Völker alte Namen mögen in dem der Thüringer, wie in dem der Franken und ihrer südlichen

und nordöstlichen Nachbarn der Alemannen und Sachsen untergegangen seyn. In einem Kampfe mit dem Frankenkönige Chlodio treten die Thüringer (431) an das hellere Licht der Geschichte; in einem Kampfe mit demselben Volke gehet ihr Königreich nach hundert Jahren (531) unter. Auf dem Diesberg an der Werre baute Chlodio die Burg Dispargum, um von da die Thüringer im Zaum zu halten und sich nachdrücklich gegen die Gallier zu rüsten. Noch gelang indeß nicht jeder Einfall der Franken in die römisch überrheinischen Länder; noch schimmerten umsonst altrömische Städte, wie Mainz, Trier und Cöln lockend herüber, weil der römische Feldherr Aetius die Grenzen tapfer schirmte. Doch schon 440 gelang das oft Gewagte; das alte Trier, der Sitz mehrerer Imperatoren, zum vierten Mal erobert, ging in Flammen unter; der Pesthauch unzähliger Leichen raffte hin, was der Franzisse entgangen, und gleiches Schicksal theilte Mainz. Cöln erhielten sich die Franken zu weiterer Unternehmung. Aber über die Franken wie über die Thüringer kam der furchtbare Attila, vor dem, wie der Dichter singt, der hercynische Wald in Kähne zerfiel und den Rhein bedeckte. Unter seinem Völkerheere waren auch Thüringer und Franken, Freund und Feind; weil alle gleich sehr sein gewaltiger Wille beugte. Doch auf den Feldern von Chalons und an Aetius größerer Tactik scheiterte (451) die rohe Kraft. Schnell, weil er zu gewaltig gekommen war, zog dieser Sturm vorüber.

Bald nachher trat in Thüringen ein König Basinus auf, mit dem die zusammenhängende Reihe thüringischer Könige beginnt. An zwei Königinnen und ihre Verbrechen knüpft sich ihre Größe wie ihr Fall. Ueber die westlichen oder überrheinischen Franken herrschte damals Merovāus Sohn, Childerich, ein siebzehnjähriger Wollüstling, der mit der Krone

auch die Gewalt über die Weiber und Töchter seiner Unterthanen erlangt zu haben meinte. Ihn vertrieb das hochergrimmte Volk, und er fand an dem thüringischen Hofe acht Jahre lang gastfreundliche Aufnahme. Als aber die Franken über des Römers Aegidius, dem sie die Herrschaft übertragen hatten, drückende Regierung ihres frühern Herrn Laster vergessen hatten, sendete Wiomad, Childerichs zurückgelassener Minister, der Abrede gemäß, die Hälfte des Goldstücks, das er mit dem Könige vor dessen Flucht getheilt, als Zeichen, daß er jetzt die Rückkehr wagen könne. Aber dieser hatte seine Laster nach Thüringen mitgebracht, und dort die schöne Königin (ihr Name war unbekannt, darum hieß sie nach ihrem Gemahl Basina) zum Ehebruch verführt. Kaum war er in sein Reich zurück, so folgte ihm Basina, dem Undankbaren die Ehrvergessene. „Ich habe," sagte sie, „erkannt, wie brauchbar und vielvermögend du bist, darum bin ich gekommen, bei dir zu leben. Wüßte ich noch einen Kräftigern als dich, ich hätte ihn an dem Ende der Welt aufgesucht!" Sie blieb und der Sohn dieses Verbrechens wurde Chlodwig, der Gründer des vereinten Frankenreichs. Zwar für Basinus unmittelbare Züchtigung war Childerich zu fern; doch er war Franke, und jedem Franken schwor der hart beleidigte Thüringer furchtbare Rache. Mit barbarischer Wuth griff er zunächst die Ostfranken an und eroberte Dispargum. Dort bis zum Rhein herrschte Sigismer, des Westgothen Eurich Schwiegersohn, oder schon Siegbert der Hinkende, gegen den nachmals Chlodwig den Sohn zum Vatermorde reizte. Man erpreßte Geißeln und ermordete sie nachher auf schreckliche Weise. Knaben durchbohrte man die Füße und hing sie mit denselben an hohe Bäume. Mehr als zweihundert Mädchen (hatte doch ein Weib den schändlichen Verrath begangen!) band man jedes zwischen zwei wilde

Pferde und trieb die Pferde auseinander; andere hef-
tete man mit Pfählen über die Wegegleise und ließ
dann schwerbeladene Wagen über sie gehn. Was nicht
starb wurde eine Speise für Hunde oder Geier. Frei-
lich erzählte dies erst vierzig Jahre später Dietrich,
Chlodwigs Sohn, als er selbst schwerbeleidigt seine
Franken zum Rachekrieg gegen Thüringen berief.
Wie lange diese Kriege dauerten, wird nicht gemel-
det; wohl aber gedenkt die Geschichte, daß um jene
Zeit die Thüringer auch siegreich bis über die Donau
nach Noricum und Rhätien streiften, Frankonien und
die Oberpfalz sich unterwarfen. Ueber diese Ver-
größerungen nicht weniger als über jenen Rachekrieg
erzürnte Chlodwig, seit 481 König der Westfranken,
der mit unerhörter Politik sich endlich alle andern
Frankenstämme unterwarf, und (491) gegen Basinus
zog und ihn besiegte Wohl nur für die den Fran-
ken abgenommenen Länder zwang er ihn zum Tribut,
doch ließ er ihm sein Land. Basinus starb bald nach-
her, und seine Söhne theilten seine Länder. Wahr-
scheinlich erhielt Waldrich (Balderich) Thüringen nörd-
lich von der Unstrut mit dem Harze, Werther (Ber-
tharius) die östlichen Gauen nach der Elbe zu, und
Hermanfried, der älteste, das Hauptland von der Un-
strut bis zum Regen und der Donau.

Unterdeß hatten in Italien schon lange Auslän-
der geschaltet; schon hatte Genserich der Vandale, von
Africa aus Rom geplündert, und Ricimer, der An-
führer der fremden Truppen im römischen Solde,
Kaiser aus- und eingesetzt, als endlich Odoacer, der
Fürst der Rugier und Heruler, den Sohn Orests,
den Romulus Momyllus das Kaiserchen (Augustulus)

das schwache Scepter niederlegen ließ und mit einem Jahrgehalt begnadigte. Nicht einmal daß ein Ausländer herrschte, war das Neue, denn schon mehrere hatten so geherrscht, nicht die Verfassung wurde abgeändert, das Wesentliche blieb; nur daß der Herrscher sich blos König nannte und Scyren, Rugier und Heruler die Herrschenden, die Römer aber die gehorchenden Bewohner Italiens wurden, war die Veränderung. Nicht ein gewaltiger Stoß also hatte den Thron der Cäsaren zerschmettert; er war gefallen, nur weil ihn Niemand eben weiter halten wollte. Doch über den Mächtigen kam ein noch Mächtigerer. Theodorich der Ostgothe aus dem Hause der Amaler (Dietrich von Bern im deutschen Nationalepos) gewann nach dreijähriger Belagerung von Ravenna die Herrschaft Italiens, Siciliens und der Länder südlich von der Donau bis weit nach Mösien und Dacien hinein; groß als Eroberer, größer noch als Herrscher und Gesetzgeber. Zehn Jahre am oströmischen Hofe lebend, hatte er gelernt, wie man nicht herrschen müsse; wie man es müsse, lehrte ihn sein eigner großer Geist. Ihn achteten oder fürchteten die Könige aller deutschen Stämme. Seine Politik war eine höhere, als man bisher gekannt. Obgleich sebst Arianer wie seine Gothen, schonte er doch die neuen Unterthanen, die nicäisch glaubten; obgleich an der Spitze eines ganzen sieggewohnten Volkes, liebte er mit Weisheit und Mäßigung den Streit mit Nachbarkönigen zu schlichten und war der erste, der im westlichen Europa den Gedanken eines politischen Völkergleichgewichts zu verwirklichen strebte. Darum schützte er den Schwachen und drohte gegen Uebermacht und Uebermuth. Viele Fürsten seiner Zeit bewarben sich um seinen Schutz und strebten ihm verwandt zu werden. Chlodwig war durch seine Schwester Audofled, die Königin der Gothen, sein Schwager,

so auch Thrasamund, der König der Vandalen; Siegmund und Alarich der zweite, Könige der Burgunder und Westgothen, waren seine Schwiegersöhne. Den König der Heruler hatte er zum Waffensohne angenommen, und für den westgothischen Prinzen Amalrich seinen Enkel führte er die Vormundschaft. Darum schrieb er wie ein Vater an die Könige: „Ihr habt alle Proben meines Wohlwollens; Ihr seyd junge Helden: darum gebührt mir Euch zu rathen; Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr Euch von den Leidenschaften beherrschen laßt." Als er dem burgundischen König Sonnen- und Wasseruhren sendete, ermahnte er ihn und die Seinen, die Zeit wohl einzutheilen. So rieth er Chlodwig zum Frieden, als dieser gegen Alarich sich rüstete, und forderte die Könige der Heruler, Warner und Thüringer auf, sich gegen Chlodwig zu rüsten, wenn dieser die Westgothen überfiele. Sein Hof war ein Sitz der Künste und Wissenschaften und Männer wie Cassiodor und Boethius umgaben ihn.

An diesem Hofe Theodorichs zu Ravenna lebte die schöne Amalberg, Amalfriedens, seiner Schwester, die nachher in zweiter Ehe den König Thrasamund in Africa erhielt, Tochter erster Ehe. Um Amalberg bewarb sich Hermanfried von Thüringen (ums Jahr 500) und schickte ihr nach alter Sitte silberweiße Pferde thüringischer Zucht und andere Gaben wie sein Land sie bot, zum Brautgeschenk. Amalberg, die stolze Gothenfürstin wurde mit hoher Pracht des Südens dem Freier zugesendet und Cassiodor der Canzler und Senator schrieb im Namen seines Herrn: „Wir wünschen Euch uns verwandt zu wissen und senden Euch mit Gottes Gnade unsre Nichte, als ein theures Pfand, damit Ihr noch über Euer königlich Geblüt durch den Ruhm kaiserlicher Verwandtschaft strahlet. Wir senden sie Euch zur Zierde Eures könig-

lichen Hauses, zur Mehrerin Eures Geschlechts, zur treuen Rathgeberin und süßen Lieblichkeit der Ehe; Sie möge Eure Herrschaft mit Euch theilen und Euer Volk zum höhern Lichte führen. So mag das glückliche Thüringen sie besitzen, sie, die Italien aufzog, die gelehrte, hochgebildete, die Zierde des Geschlechts nicht nur durch ihre Abkunft, sondern auch durch hohe weibliche Würde; so daß Euer Land nicht weniger durch seine Siege als durch ihre Tugend glänze u. s. w."

Nicht ohne guten Grund hatte sich Hermanfried dem mächtigen Gothen gleichfalls angeschlossen; denn so genoß er desselben Schutzes, wie die Uebrigen und durfte nicht den wilden Frankenkönig fürchten, den auch das kaum angenommene Christenthum nicht milder machen konnte, denn er diente ihm, wie es ihm dienen mußte. Wirklich erreichte Hermanfried seinen Zweck; so lange sein mächtiger Verwandter lebte, wagten weder Chlodwig noch seine Nachfolger etwas gegen ihn. Doch war dies fast auch der einzige Segen, den diese Staatsheirath (eines der ersten Beispiele solcher Ehen in der deutschen Geschichte) ihm brachte; auch blieb die Ehe selbst nicht kinderlos, da Amalberg ihrem Gemahle nach und nach drei Kinder, den Prinzen Amalfred, nach seiner Großmutter in Africa so genannt, und zwei Töchter, Ranigunden und Rodelinden gebar. Zwar schweigt die Geschichte bis auf einen Punct über ihr eheliches Verhältniß gänzlich, aber das Verschwiegne läßt sich leicht errathen. Amalberg des schönen Italiens gewohnt, mit ihres Volkes höherer Cultur vertraut, und mit Bedürfnissen bekannt, die man in Thüringen schwerlich ahnete, mußte den Abstand zwischen beiden Ländern, beiden Völkern tief empfinden. Ueberdem kam sie als Christin unter rohe Heiden, und wenn auch mit ihr christliche Priester einwanderten, so findet man doch nicht, daß ihr Gemahl oder sein Volk sich bekehrt

hätten. Für dies Alles scheint sie nur in Einem Ersatz gefunden zu haben: in völliger Beherrschung ihres Gemahls; auf diese baute sie einen Plan, den sie vielleicht Jahre lang mit sich herumgetragen hatte. In weiten Staaten herrschte ihr Oheim und in ungetheilter Macht. Hier aber sah sie in dem einen Lande noch zwei Brüder-Könige, die ihrem Ehrgeiz überall im Wege standen, und machten, daß sie nicht allein Königin des ganzen Thüringens heißen konnte. Tiefer Haß erfüllte sie gegen ihre Schwäger, und sie beredete ihren Gemahl, sich beider zu entledigen. Wie schwer er auch an so unnatürliche Verbrechen gegangen seyn mag, er war endlich schwach genug, nachzugeben und — Werther fiel durch Meuchelmörder. Ob Waldrich an dem Morde Theil genommen, weiß man nicht; doch scheint's, daß beide sich in des Gefallenen Länder theilten. Werthers Kinder, die kleine Radegundis und ihr Bruder wurden nun an Hermanfrieds Hofe mit dessen Kindern auferzogen, und hier entspann sich jene zarte Neigung, die Radegundis noch in späten Jahren mit Sehnsucht an ihren Amalfred gedenken ließ.

Doch eine Mordthat befriedigte Amalbergs stolze Herrschsucht nicht. Noch gab es ein Thüringen, das sie nicht als seine Königin verehrte, noch lebte der verhaßte Waldrich. Aber dieser war mächtiger und durch des Bruders Fall gewarnt; das gleiche Mittel wäre leicht an ihm gescheitert, wenn sie auch Hermanfried dazu vermögen konnte. Doch die schlaue Fürstin hatte gewonnenes Spiel, wenn sie nur seinen Stolz und Zorn zu reizen und sein Gewissen durch neue Leidenschaften zu betäuben wußte. Klug ersann sie manche List. So fand er einstmals zu der Tafel kommend, diese nur halb gedeckt und mußte, sein Befremden deshalb äußernd, die scharfen Worte hören: „Wer nur ein halbes Reich besitze, möge sich

auch mit der halben Tafel blos begnügen.“ So mag ihm auch die Königin den Argwohn beigebracht haben, daß sein Bruder den Erschlagenen an ihm rächen könne. So aufgereizt, sendete der König endlich heimliche Boten nach Metz an Dietrich von Austrasien, des (511) gestorbenen Chlodwigs Sohn, und bot ihm Waldrichs halbe Länder an, wenn er den Bruder wolle stürzen helfen. Und so geschah es (vielleicht um's Jahr 517 oder 520). Dietrich stieß mit seinem Heer zu Hermanfrieds Schaaren, und Walbrich blieb; ob in der Schlacht, ob durch die Hände eines der beiden Könige, ist ungewiß. Jetzt hatte Thüringen nur einen Thron; doch es klebte das Blut von zwei Brüdern daran. Die versprochene Theilung des gewonnenen Landes aber erfolgte nicht, und Dietrich, vielleicht zu schwach sie mit Gewalt zu erzwingen, vielleicht den Gothenkönig fürchtend, kehrte heim. Doch blieb ihm unvergessen, wie er hintergangen und getäuscht worden war. Die Stunde der Rache mußte kommen, und die Blutsaat, die sich Hermanfried gesäet, sollte schrecklich reifen.

Zu schnell für ein Reich, welches um befestigt zu seyn, noch länger seines Scepters bedurft hätte, war am dreißigsten August 526 der große Theodorich gestorben. Alles hatte er bedacht und geordnet, nur das Eine nicht, wie es nach seinem Tode werden müsse, wenn er seinem zehnjährigen Enkel Athalarich unter Amalsuinthas seiner Mutter Vormundschaft die Herrschaft überlasse. Und so wenig wie diese im Stande war, der Gothen Uebermuth zu bezwingen, der Römer Mißvergnügen zu beschwichtigen: so wenig hielten sich auch nun die deutschen Könige an

ihren früheren Gehorsam, den die Furcht ihnen auferlegt, gebunden. Es hätte eines zweiten Theodorich bedurft, um Alles bei dem Alten zu erhalten. Auch die fränkischen Könige hielt keine Schranke mehr zurück, als sie nun gegen die Burgunder, die Westgothen und vor Allem gegen die Thüringer ihre Waffen kehrten.

War es das vorenthaltene Land allein, oder waren, wie erzählt wird, noch neue Beleidigungen Dietrichs Gesandten, als dieser in Thüringen alten Tribut oder die versprochene Theilung verlangte, widerfahren, indem ihm Amalberg durch Iring, ihren Vertrauten, Dietrichs seines Herrn uneheliche Geburt vorwarf — genug der König von Austrasien gedachte jetzt den alten Schimpf zu rächen. Sofort berief er seine Franken, stellte ihnen der Thüringer neue Treulosigkeit und jene Grausamkeiten in den Tagen ihrer Väter vor, und fand sie sämmtlich bereit, ihm zu folgen. Doch verband er sich aus Vorsicht noch mit seinem jüngern Bruder Chlotar, der von Soissons aus den dritten Theil von Neustrien oder Westfranken regierte. Auch Dietbert, Dietrichs Sohn zog mit. Hermanfried mochte ahnen, daß die Stunde der Rache an ihm geschlagen habe. Auch war er wohl gerüstet, als die Franken bei den Ronnebergen an der Unstrut erschienen und auch hier den ersten Angriff wagten. Hier hatte er eine feste Stellung genommen und darum wohl die Franken so weit durch sein Land vorziehn lassen. Besonders rechnete er auf eine Kriegslist. Auf dem Raume zwischen beiden Heeren hatte er nahe an einander tiefe Gruben machen und diese leicht doch täuschend mit Rasen überdecken lassen. Als nun nach gegebenem Zeichen zur Schlacht die muthigen Reiter der Franken hitzig vordrangen, stürzten sie zum großen Theil in jene Löcher und brachten Verwirrung in ihr Heer. Doch bald ge-

wahrten sie die List und umgingen durch eine Schwenkung die Orte der Gefahr. Nur desto wüthender drang nun das fränkische Heer in die Feinde und nach einem schrecklichen Blutbade wurden die Thüringer an die Unstrut hinabgedrängt. Dort sammelten sie sich und stellten sich von neuem dem Feinde entgegen. Zwei Tage lang schwankte die Schlacht, am dritten gaben sie die Thüringer verloren, und eilten in stürmischem Gedränge über den Fluß. Desto furchtbarer würgten jetzt die Franken und ihre Annalisten melden, daß man auf Leichen, wie auf einer Brücke, auf's andere Ufer hätte kommen können. Leicht mochte das Wasser dort Untiefen haben, wo die Leichen im Flusse sitzen blieben und sich stemmten, wenn man nicht lieber an bloße Uebertreibung glauben will. Wann dieser Sieg erfochten wurde, ob 527, 529 oder 531 bleibt eben so getheilter Meinung, als der Ort des Schlachtfeldes selbst. Aber noch heute heißen Anhöhen unweit Freiburg bei Bitzenburg und Zingst die Ronneberge, und unter den Bewohnern jener Gegend ging noch lange die dunkle Sage von einer großen Schlacht in alter Heidenzeit; noch will man dort Spuren von Gräben sehen und häufig pflügt der Ackersmann noch Stücke uralter Waffen und Hufeisen aus, kleiner als die großen thüringischen Pferde sie getragen haben können, aber völlig ähnlich denen, die man in Childerichs Grab zu Tournay fand, das im siebzehnten Jahrhunderte dort entdeckt wurde.

Mit den Resten des geschlagenen Heeres hatte sich Hermanfried in seine feste Pfalz nach Scheidungen geworfen, die Franken aber streiften plündernd weit und breit im offenen Lande herum. Beim Verfolgen des thüringischen Heeres hatte man reiche Beute gemacht, und unter ihr wahrscheinlich damals schon das junge Fräulein Radegundis mit ihrem

Bruder, des erschlagenen Werthers Kinder. Doch wie einst Agamemnon und Achill über die schöne Sclavin Briseis in Streit geriethen, so veruneinigten sich beide Königsbrüder über diese Gefangene. Entweder fesselte sie die kaum aufblühende Schönheit der Prinzessin (sie konnte höchstens 12 Jahr alt seyn), oder jeder glaubte mit der Kinder Besitz auch ausschließliche Ansprüche auf Werthers Länder machen zu können. Schon sollten die Waffen entscheiden, doch besann man sich des Bessern, und das Loos warf Radegunden mit ihrem Bruder Chlotarn von Soissons zu. Doch eine andere Nachricht läßt als Ursache des Streites vermuthen, daß Dietrich seinem Bruder das versprochne halbe Land nicht geben wollte und dem ungestümen Mahner nach dem Leben trachtete. Er lud ihn zu geheimer Unterredung in sein Zelt, wo Chlotar aber bald hinter einer Zeltwand übel versteckte Füße von Gewappneten bemerkte und Verrath besorgend die Seinigen herbei rief. Als so der Anschlag mißlang, schenkte Dietrich zur Versöhnung seinem Bruder eine große silberne Schüssel und jener ging dankend fort. Bald aber bereute Dietrich seine Freigebigkeit und schickte seinen Sohn ihm nach, der ihn für sich um jenes Gefäß ansprechen mußte und es auch erhielt. Das waren Könige der Franken und zwei Brüder!

Chlotar muß kurz nachher den Heimweg angetreten haben. Denn Dietrich hielt bald einen Kriegsrath und fragte seine Franken, ob man den König Hermanfried belagern oder die ganze Unternehmung als beendigt betrachten solle. Man war getheilter Meinung; endlich entschied der Rath eines treuen Dieners über die Vorstellungen Andrer, die wegen ihrer Schwäche, lieber umzukehren und ein neues Heer im Vaterlande zu sammeln riethen. „Beharrlichkeit, meinte der Franke, habe seit der Väter Zeit allen Ehrenmännern der schönste Ruhm geheißen; noch hät-

ten sie nicht erfahren, was jene; jetzt sey das Land in ihrer Gewalt: wichen sie, so könnten sie leicht Besiegte aus Siegern werden. Zwar habe sich der Feind in fester Höhle tief vergraben, doch er habe Geld, fremde Völker sich zu miethen, auch noch Truppen, die nur Zeit sich zu sammeln und zu erholen brauchten. Durch Gehn und Wiederkommen gebe man das Gewonnene vorschnell aus den Händen.“ Man beschloß demnach zu bleiben; sendete aber Boten an die benachbarten Sachsen, die schon ehemals der Thüringer ärgste Feinde gewesen waren, und bat sie um Hülfe, wofür ihnen nach Eroberung der Stadt das Land verbleiben sollte. Ohnehin herrschte ein verjährter Haß zwischen beiden Völkern, dessen Ursprung eine alte aber leicht zu widerlegende Sage so erzählt. Vor langer Zeit kamen die Sachsen auf ihren Schiffen an das hadler Land, fanden aber die Landung von den Einwohnern, die Thüringer geheißen haben sollen, verwehrt. Nach langem Streite schloß man den Vertrag, daß die Sachsen zwar kaufen und verkaufen, doch nicht das Land besetzen, und aller Plünderung und Mordthat sich enthalten sollten. Bald gebrach den Ankömmlingen das Geld zu Handel und zu Wandel. Da ging ein Jüngling von ihren Schiffen mit goldnen Ketten und Geschmeide an's Land und traf einen Thüringer, dem er um jeden Preis die goldne Waare anbot, weil ihm dem Hungernden sie doch nichts nütze, und als ihm scherzend der Thüringer einen Schoos voll Erde dafür bot, schloß er den Handel und raffte seine Erde auf und trug sie auf die Schiffe. Der Thüringer und die Sachsen selbst lachten den Rückkehrenden aus. Jener aber hieß die Seinigen ihm an das Ufer folgen, und nun bestreute er mit seiner Erde so fein als möglich die ganzen benachbarten Aecker, um einen Platz zum Lager zu gewinnen. Zwar klagten die Thüringer über den gebrochenen Bund. Doch jene beriefen sich darauf, daß sie auf eigener, schwer erkaufter Erde

ständen, die sie mit den Waffen schützen würden. Sie schlugen einen Angriff der Thüringer ab und behaupteten sich. Seit jener Zeit sey Feindschaft zwischen beiden.

Ungesäumt waren auf Dietrichs Einladung neun tausend Sachsen unter neun Anführern aus ihren Gauen aufgebrochen und trafen vor der Veste Scheidungen ein, und schlugen Lager. Die Führer aber erschienen vor des Frankenkönigs Zelte und brachten Gruß und Handschlag von ihrem treuen Volke. (Sie waren, scheint es, aus dem sächsischen Hessengau und so den Franken schon verbündet.) „Hier sind wir, sprachen sie, bereit zu Allem, was dein Wille heischt; bereit über deine Feinde zu siegen, oder wenn das Schicksal will, für dich zu sterben; da der Sachse außer dem Siege kein Leben kennt.“ Die Franken aber erstaunten über der Sachsen Muth und kriegerisches Ansehn. Fremd und schrecklich war ihr Ansehen und ihre Waffe. Ueber die Schultern zerstreute sich ihr Haar, den Rücken deckte ein rauher Mantel, die rechte Hand führte einen gewaltigen Speer, und das große Schlachtschwert hing an der linken Seite; ein kurzer Schild bewies, daß sie mehr auf's Angreifen als auf's Vertheidigen dachten. Schon bangte manchem Franken, daß man so ein gewaltig Volk herbeigerufen habe, da sie erst einmal in Thüringen ansässig, dann ihre Waffen einst vernichtend gegen die Franken brauchen könnten. Doch Dietrich ließ sie sich schwören und zum Sturme rüsten. Dieser begann am nächsten Morgen; die Stadt ging bald in Feuer auf, doch die Burg erhielt sich; und aus Stadt und Burg machten die Belagerten einen muthigen Ausfall auf den Feind. Sie fochten kühn und tapfer, für Hab' und Gut, für Weib und Kind, wie die aus ihrer Höhle aufgescheuchte Löwin, der man die Jungen rauben will. Nicht schlechter strit-

ten die Sachsen für ihren Ruhm und das versprochene Land. Wüthend war der Angriff, furchtbar der Empfang. Das Wurfgeschoß war bald verschleudert und mit dem Schwerte wurde nun gekämpft. Weit hin durch die Auen der Unstrut dröhnte das Waffengeklirr, das Gebrüll der Kämpfenden, das Rufen der Anführer, das wechselseitige Ermuntern der Streiter, das Geheul der Verwundeten und Sterbenden. Die Nacht erst endete die unentschiedene Schlacht; Keiner siegte, Keiner floh; sechs tausend Sachsen aber (nach Andern blos 600) waren todt. Doch auch die Thüringer waren sehr geschmolzen; wie der Held auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte, lagen sie in Haufen vor ihrer Stadt, vor ihres Königs Burg erschlagen.

Hermanfried verzweifelte an seiner Rettung durch die Waffen. Darum sendete er den schlauen Iring an den Frankenkönig, und Iring bot in seinem Namen Unterwerfung an. Bestochene Franken riethen zur Gnade, wie es der königlichen Milde zieme, und Dietrich sagte Frieden und Versöhnung zu; nur müsse man sich erst der Sachsen mit vereinten Kräften entledigen, damit man des versprochenen Landes wegen nicht Wort zu halten brauche. Da warf sich Iring zu des Königs Füßen nieder, pries seine Huld und Größe und sendete die frohe Botschaft in die Burg. Er selbst aber blieb im Frankenlager, um zu verhindern, daß man über Nacht nicht andres Sinnes werde. In der Burg herrschte jetzt statt Angst und Verzweiflung laute Freude, und man überließ sich der langentbehrten Ruhe. Nur der Verrath schlief nicht. Ein Thüringer mit einem Falken auf der Hand zog aus der Stadt, um, wie im tiefen Frieden dem gewohnten Waidwerk nachzugehen. Der Vogel aber flog in's Sachsenlager, wo ihn ein Sachse auffing. Umsonst bat der Thüringer um sei-

nen Vogel und versprach endlich gegen seine Rückgabe ihm ein Geheimniß zu vertrauen, das ihm und seinem Volke von großem Nutzen wäre. Das ging der Sachse ein und erfuhr sofort, wie die Könige sich versöhnt und zu ihrem Untergang vereinigt hätten. Dies hinterbrachte jener schnell den Seinen und eilend wurden Alle zum Kriegsrath herbeigerufen. Lange war man unschlüssig, ob man sein Schicksal tapfer erwarten, oder ob man fliehen solle, wie der Thüringer gerathen hatte. Da trat der greise Hattugast (sein Name deutet auf einen Gauvorsteher des Hessengaues in Südsachsen) in der Krieger Mitte, ergriff des Heeres Banner (ein Löwe und ein Drache, über denen ein Adler schwebte) und sprach zu seinen Freunden: „So alt bin ich unter euch, tapfre Sachsen, geworden und habe euch niemals fliehen sehn, und jetzt soll ich selbst fliehn, was ich doch nie gelernt habe! denn nur zu kämpfen nicht zu fliehn verstehe ich. Will mich also das Schicksal nicht länger leben lassen, so gönne es mir wenigstens die Süßigkeit, mit meinen Freunden umzukommen. Der Väter alte Tapferkeit, die vor uns liegenden erschlagenen Körper der Freunde, die lieber sterben als weichen wollten, leuchten uns als Beispiel voran. Doch warum mahne ich euch zur Todesverachtung? Wir gehen ja nur zum Schlachten nicht zur Schlacht. Denn in der Stadt gedenkt man nur des zugesagten Friedens; zu uns den schwergeschlagenen versieht man sich nichts Böses. Das Treffen hat sie abgemattet; wie ohne Furcht, so sind sie ohne Wachen, und Ueberraschte, im Schlafe Begrabene zu überfallen ist geringe Mühe. Folgt mir und nehmt meinen grauen Kopf zum Pfande, daß es so wird, wie ich gesprochen!" Die Rede gefiel. Sie stärkten ihre Körper mit Trank und Speise und rüsteten sich zum blutigen Sturm. Als in der Burg und Stadt schon tiefe Ruhe herrschte, griffen sie auf ein gegebenes Zei-

chen zu den Waffen, und drangen leise wie die Mitternacht gegen die Mauern an; Hattugast führte den Zug. Ohne Hinderniß, denn alle Wachen schliefen, erklimmten sie die Mauern und drangen nun mit lautem Siegsgeheul hinunter in die Straßen. Verzweiflung und Todesschrecken ergriff die Erwachten; viele wurden noch im Schlafe erwürgt, viele auf den Straßen; an Widerstand dachte Niemand und die Nacht vermehrte nur den Graus. Viele Flüchtige glaubten auf Bürger zu stoßen; erst ihr eignes Niederwürgen bekehrte sie vom Irrthum. Auf wen man stieß, der fiel unter dem Schwerte, Mord und Plünderung herrschte in den Häusern wie auf den Gassen; nur die Jugend wurde zur Sclaverei verschont. Endlich beleuchtete der anbrechende Tag die Blutarbeit der Nacht.

Vergeblich aber suchte man unter den Leichen wie unter den Gefangenen die königliche Familie; von der Nacht begünstigt oder vorgewarnt war sie mit kleinem Gefolge entkommen; wohin? blieb unbekannt. Nun pflanzten die Sachsen auf das Thor nach Morgen ihren Adler = Banner, baueten einen Siegesaltar und opferten für den verliehenen Sieg dem Kriegsgott reiche Spende. Drei Tage lang dauerte das Siegesfest, und das Theilen der Beute; des Tages Gedächtniß wurde von Geschlecht zu Geschlecht feierlich erhalten, und wurde später, als die alten Götter dem Unbegriffenen und Alleinigen weichen mußten, von frommen Priestern zu Tagen des Betens und Fastens angewendet. Hoch erhoben die Sachsen Hattugast, priesen seinen göttergleichen Muth, und die Beharrlichkeit, die ihnen ihren Sieg verliehen. Dann begruben sie die Erschlagenen; wer mag zweifeln, daß auch ihnen das Lied des Ruhms, die letzte Herrlichkeit der Todten, ertönte, daß sie sie glücklich priesen über die rasch vollendete Siegerlauf-

bahn, und wie sie nun so hochwillkommene Gäste wären in Walhalla, wo auch den ganzen Tag der erbgewohnte Kampf gestritten würde, am Abend aber wunderbar die Wunden heilten und Sieger und Besiegte sich versöhnt zum großen Schmause lagerten. Bald nach Gewinnung der Stadt verkündeten sie den hocherstaunten Franken ihren Sieg. Was blieb dem König Dietrich übrig, als sie für ihre Tapferkeit zu loben und ihnen feierlich die Stadt und alles Land vom Harze bis zur Unstrut abzutreten. Leicht möglich, daß die Namen Scheidungen und Sondershausen, und daß die alte Sachsenburg auf diese Theilung deuten.

Tiefes Dunkel und vielfacher Widerspruch ruht auf den Zeitangaben dieses Krieges. Ob am ersten October, ob sieben Tage früher die Veste fiel, ob endlich der ganze Krieg 529 oder 531, wo nicht noch später erfolgte, ist nicht mehr mit Gewißheit auszumitteln. Auch scheint es glaublich, daß der Krieg mit Scheidungens Fall noch nicht beendigt war. Wahrscheinlich waren wohl noch andere feste Plätze zu gewinnen, in denen Hermanfried Zuflucht finden konnte; nur scheint der Frankenkönig bald zurückgeeilt zu seyn, weil ihm Kunde wurde, daß eine falsche Nachricht von seinem Tode seinen Bruder Childebert, den König von Paris, verleitet habe, sich der austrasischen Länder zu bemächtigen. Indeß gedachte er mit List zu erreichen, was seinen Waffen noch nicht ganz gelungen war. In jener für Thüringen verhängnißvollen Nacht war Iring, Hermanfrieds und Amalbergs Vertrauter, in Dietrichs Lager geblieben, um über die Haltung des Vertrags zu wachen. Der folgende Tag ging über kein Thüringen mehr auf. Da scheint Herr Iring mit Dietrich nach Austrasien gezogen zu seyn, weil ohne Hof der Hofmann nichts gewesen wäre. Ihn sendete nun sein neuer Herr

nach Thüringen, Hermanfried aufzusuchen und ihn zu einer feierlichen Aussöhnung nach Zülpich überm Rheine einzuladen. Hermanfried wurde, man weiß nicht wo, gefunden, und der fränkischen Treue trauend ging er in sein Verderben. Anfangs mit aller Freundlichkeit empfangen, kam er entweder durch jenen Iring (mit dessen Abweichung von seiner Treue das Volk bald die Entstehung des Iringsweges oder der Milchstraße in Verbindung setzte), oder nach bekannterer Erzählung, durch Dietrich selbst und Dietbert seinen Sohn, bei einem Gange auf den hohen Mauern Zülpichs um, von denen er plötzlich in die Tiefe des Grabens herabgestürzt wurde. Wie dem auch war, erst jetzt wurde Thüringen als ganz erobert betrachtet, und wie das nördliche den Sachsen zu Theil geworden, so fiel das südliche (als Frankonien) mit Austrasien zusammen, und nur das mittlere, von der Unstrut bis zum Thüringer Walde, behielt unter fränkischen Grafen und Herzogen wenigstens den alten Namen. So büßte sich der Doppelmord, den Hermanfried an seinen Brüdern vollbrachte, in dem eignen Blute ab; zur Sühne der Gemordeten ging ein Königreich in Trümmern, und ein zerstörtes Königshaus wurde ihnen zum Todtenmonumente, „denn zusammenbricht, so singt das alte Lied, die Wohnung des Verbrechens, sobald die Furien ihre düstern Fackeln darin schwangen; es erschlägt den Frevler, und fernhin zerstreut und flüchtig werden die Bewohner.“

Amalberg, die mit der Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit ihres südlichern Vaterlandes jene gewaltigen Schicksale, jene gräuelvollen Verbrechen in das

thüringische Königshaus gebracht und es verödet hatte, war dem verdienten Geschick entgangen. Sie gelangte mit drei ihrer Kinder, mit ihrem Sohne Amalfred und Ranigunden und Rodelinden (ihre andern Söhne soll Dietrich der Franke nach dem Vater erwürgt haben) wahrscheinlich nach langem Umherirren, nach Ravenna (534). Aber wie verändert fand sie Alles. Ihr hoher Oheim Theodorich war todt seit 526; ihre Mutter Amalfriede war von ihres Gemahls Nachfolger, dem König der Vandalen, Hilderich, ihrer Freiheit beraubt und endlich umgebracht worden, und Amalbergs eigener Bruder, der schändliche Theodat, den Theodorichs Tochter Amalasuintha, nachdem der junge König Athalarich, ihr Sohn, ein Opfer seiner Ausschweifungen geworden war, zum Manne genommen, hatte diese seine Gemahlin auf eine Insel im Lago di Bolsena als Gefangene verwiesen und dort im Bade erdrosseln lassen (534). So hatte er die lästige Bedingung seines Ehevertrags, nach welchem er nur dem Namen nach König seyn und dadurch des Volkes Unwillen über eine Weiberregierung besänftigen sollte, abgeschüttelt. Aber nur zwei Jahre genoß er die Früchte seines Verbrechens, dann mußte er es büßen. Bei Terracina von seinem eigenen Heere abgesezt, erwählte dieses seinen Feldherrn Witiges zum König und erschlug den Theodat. Der neue König vermählte sich mit Matasuintha, der Tochter der ermordeten Königin, und suchte so den Zorn des griechischen Kaisers Justinian zu besänftigen, der angeblich um Amalasuinthens Tod zu rächen, in der That aber, um seine alten Rechte auf Italien jezt, wo der Gothen Macht erloschen schien, durchzufechten, Italien mit Krieg überzogen hatte. Der griechische Feldherr Belisar (von dem allzudienstfertige Genealogen sonst die Welser in Augsburg abgeleitet haben) war nach Si-

cilien gesegelt und hatte dort mit Glück den Krieg eröffnet. Bald (536) setzte er nach Italien über, Calabrien und Apulien fiel ihm bei und Neapel kam nach einer Belagerung in seine Hände. Dies eben hatte Theobats verdientes Ende beschleunigt. Belisar war sodann vor Rom gerückt, und die dortigen Gothen, zu schwach an Mannschaft eine solche Stadt zu halten, zogen ab, da sie zumal der Bürger, welche Neapels Schicksal fürchteten, wenig sicher waren. Die Griechen besetzten Rom. Ein Einverständniß mit den katholischen Bewohnern, die die arianisch-gothische Besatzung unter Leuderis schon um ihres Glaubens willen haßten, öffnete die Thore. Doch bald zog ihnen Vitiges selbst nach Rom entgegen und belagerte die alte Hauptstadt, die in diesen Kriegen und seit Ravenna Sitz der Fürsten wurde, ein trauriges Bild des schrecklichsten Verfalles gab. Die Million, die sonst in seinen Mauern gewohnt hatte, war auf wenige Tausend zusammengeschmolzen; öde und leer war es in den weiten Straßen und Pallästen, die einst eine Welt um sich gesehen und einer Welt geboten hatten. So schnell versinken Städte, wenn sie aufhören müssen vom Mark der Unterthanen, vom Tribute der Provinzen sich zu bereichern; wenn der Hof, ihr alleiniger Erwerb, sich weggewendet hat und sie nun auf sich selbst verwiesen sind. Längst konnten die Bürger ihre Stadt nicht mehr vertheidigen, und nur ihrem alten Ruhm und der Sieger Menschlichkeit und höhern Bildung verdankte es die Stadt, wenn Griechen und Gothen, die mit ihren schwachen Heeren sich in derselben nicht halten konnten und doch sie nicht dem Feinde überlassen wollten, dieselbe nicht ganz zerstörten. Legte doch später (546) Belisarius selbst eine Fürbitte für Rom bei dem Gothenkönig Totilas ein, der nur die Mauern und Festungswerke niederriß und es als

einen offnen Ort bestehen ließ. — Doch damals 538 hob Vitiges die Belagerung Roms nach einem Jahre auf, weil das wichtigere Ravenna in seinem Rücken bedroht wurde. Dahin zog er sich zurück, als zumal der Eunuch Narses mit Verstärkung zu dem Heer gestoßen war. Umsonst wandte sich Vitiges an die Longobarden, die Griechen in Illyricum anzugreifen und so ihr Heer zu theilen, und nur der persische Cosroes brach auf sein Verwenden mit Justinian. Endlich 540, nicht erobert sondern auf die Bedingung, daß Belisar sich zum Herrn Italiens aufwerfen solle, ging das belagerte Ravenna über. Doch Belisar hielt die Bedingung nicht, sondern, nach Constantinopel zurückberufen, um gegen die Perser zu fechten, nahm er Vitiges und das ganze königliche Haus, das er in Ravenna fand, nebst Theodorichs Schätzen mit hinüber. So scheint auch Amalberg (doch deckt verdiente Vergessenheit von jetzt an ihren Namen) mit ihren Kindern nach Byzanz versetzt worden zu seyn. Das Schicksal, das sie einst von Ravenna als Königin nach Thüringen gerufen, endete mit ihr als einer Gefangenen zu Constantinopel. Nur ihre unschuldigen Kinder stiegen noch zu hohen Ehren. Die Prinzessin Ranigunda wurde Gemahlin Wachos, Königs der Longobarden, und Rodelinde ihre Schwester, Wachos zweitem Nachfolger Auboin vermählt, dem Justinian einen Theil von Pannonien einräumte. So wurde Rodelinde Mutter des großen Alboin, der in Italien das Reich der Lombarden gründete. Amalfred focht rühmlich als Feldherr der Truppen, welche Justinian den Longobarden gegen die Gepiden zu Hülfe sendete, und überwand diese in einer der blutigsten Schlachten 547. In Asien in den Perserkriegen endet die letzte Spur von ihm. Denn dort sucht ihn die Sehnsucht seiner treuen Jugendfreundin Radegundis in ihren Gedichten

auf. Nur sein Sohn Artarchis war vielleicht mit seiner Mutter, vielleicht mit Walrade Wachos und Kanigundens (seines Vaters Schwester) Tochter an den fränkischen Hof Theodebalds gekommen, mit welchem sich Walrade vermählte, bis sie nach dessen Tode 555 in zweiter Ehe mit Chlotar dem Ersten sich verband. Doch leiten nur dunkle Spuren auf diese Muthmaßung. —

Um diese Zeit endete auch der Ost-Gothen Herrschaft in Italien. Tapfer, wie es einem großen Volk geziemt, mußten sie doch der überlegenen Kriegskunst des Verschnittenen Narses weichen, der Longobarden, Hunnen, Heruler und selbst Perser nach Italien geführt hatte. Bei Tagina im Toscanischen traf er auf Totilas, der nur noch sechs tausend Gothen um sich hatte. Fast alle fielen und ihr König mit ihnen. Zum fünftenmale wurde Rom genommen. Doch hielten sich die Gothen noch in einigen Städten, und wählten Tejas, ihren Tapfersten, zum König; aber auch er fiel unweit Cumä am lactarischen Berge in einer zweitägigen Schlacht (553). Die Wenigen, die ihn überlebten ließen Narses sagen: „Sie sähen, daß der Himmel ihnen das schöne Italien nicht beschert habe; sie wollten, wenn man sie mit ihrer Habe frei abziehen ließe, sich außerhalb Italien eine Heimath suchen. Narses ehrte der tapfern Gothen Unglück und ließ sie ziehen. Ein kleiner Haufen anderer Gothen ergab sich endlich noch in Conza (554). Mit ihnen endete der Gothen Herrschaft in Italien; groß wie sie hier aufgetreten, gingen sie auch unter. Sechzig Jahre hatten sie geherrscht. Ihr Hauptfeind war ihr eigner arianischer Glaube, mit welchem sich nie die unduldsamen Römer befreunden mochten und darum, wenn einmal fremde Herrschaft erduldet seyn sollte, den Griechen stets den Vorzug gaben. Auch mag der südlich milde Himmel, dem so Manche schon

erlegen waren und noch erliegen sollten, sie mehr als billig verweichlicht haben. Jetzt herrschten wieder Griechen in Italien, doch mit jenem Alboin, thüringischer Abkunft von seiner Mutter Rodelinde, zog ein neuer Herrscherstamm siegreich nach Italien hinab.

Unfern der Stelle wo der kleine Daumignon in die Somme fällt, in den freundlichen Gefilden von Vermandois liegt die Stadt Atheis. Ehemals hieß sie Atheiä und war ein Schloß und eine Meierei der fränkischen Könige. Hier in stiller Einsamkeit, fern von den großen Ereignissen, die damals die Welt bewegten, fern von des eignen Vaterlandes Falle, wurde durch einen gewaltigen Willen des rauhen Ueberwinders, Radegundis, des erschlagenen Werther Königstochter, festgehalten. Dort ließ Chlotar, dem sie in Thüringen zur Beute anheimgefallen, sie ernähren und vielleicht erst noch zum Christenthume erziehen. Dorthin also wende der Leser seine Blicke, wenn er bisher mit Theilnahme den einen Hauptzweig des zertrümmerten Königshauses bis nach Italien, Byzanz, Pannonien und selbst vielleicht nach Asien verfolgt hat. — Die ungewohnte Einsamkeit nach dem rauschenden Leben an Hermanfrieds Hofe; die Trennung von ihrem Vetter Amalfred, dem geliebten Gespielen ihrer Jugend, zu dem sie immer reine Schwesterliebe hatte; das traurige Geschick des ganzen Hauses, wovon die Kunde auch sie aufgefunden haben mußte; der Druck, den ihr unfreundlicher Wirth und Pfleger gegen sie übte, mußten frühzeitig in dem Mädchen einen trüben Hang zur Schwermuth bilden; Legenden, Heiligen-Geschichten (das Einzige fast, was sie dort gelesen haben kann und muß, da

sie bald eine Gelehrte genannt wird) diesen Hang zu einer frommen Schwärmerei entwickeln und zu dem Wunsch eine Heilige und Märtyrin zu werden, auszubilden. Schon früh entzog sie sich ihre eigene Nahrung, um sie unter kleine Kinder, die sich an das fremde stille Mädchen nach und nach gewöhnten, auszutheilen, und sie erzählte ihnen von den hohen Heiligen und ihren Wundern, ihren Leiden. Gern folgte sie den geistlichen Processionen; mit Sorgfalt reinigte und schmückte sie die Altäre und die, die selbst noch kaum dem Heidenthum entrissen worden, galt bald als eine Heilige dem Volke.

So war sie, ihrer Schönheit unbewußt, herangewachsen, als Chlotar zum zweitenmale Wittwer, sie wiedersah und auf die gefangene Königstochter seine Liebe warf. Aber irdische Hoheit sagte ihrem Plane wenig zu und als sie nach Victoriacum (Vitry) zum König kommen sollte, entfloh sie heimlich und bei Nacht in einem Kahne von Athejá weg. Doch endlich mußte sie des Königs Wunsch erfüllen und zog zu Soissons als Königin der Franken ein (538). Aber bald beklagte sich Chlotar, daß er statt einer Königin nur eine fromme Nonne bekommen habe. Der Gegensatz des Thrones und der höchsten Demuth steigerte nur ihren Entschluß, statt einer irdischen sich eine himmlische Krone zu erringen. Sie verschmähte allen Schmuck der Welt, sie versagte sich die Genüsse ihrer Tafel oder ließ sich, während andere schwelgten, heimlich nur ganz schlechte Speise reichen. Oft mitten in der Nacht entriß sie sich der Umarmung ihres Gemahls und ging an abgelegene unheimliche Orte, wo sie sich geisselte und niederwarf und betete, bis sie vor Kälte ganz erstarrt und halb leblos zurückgebracht wurde. Ein rauhes härenes Gewand trug sie unter ihren Kleidern, wie es zur Fastenzeit die fromme Pia ihr zu schicken

pflegte. Nur für die Armen und die Kirche war sie reich, und wenn es irgendwo ein Krankenhaus zu stiften gab. In einer solchen Stiftung zu Atheja pflegte sie oft der Kranken, und entzog sich selbst den niedrigsten Dienstleistungen nicht. Oft gab sie ihres Gemahls Umarmungen nur nach, damit der Böse ihn nicht zu anderen sündhaften Gelüsten verleite; doch unterließ sie niemals, sich nachher nur desto strenger zu kasteien und desto blutiger zu geisseln. So tyrannisirte sie als Königin sich schon zu einer Heiligen, und wenn damals noch ein frommer Bischof auf einer feierlichen Synode behaupten konnte, daß man das Weib noch gar nicht zu den Menschen zählen dürfe: so errang sie ihrem Geschlechte die verdiente Achtung und zeigte, daß das Weib der höchsten Seelenstärke fähig sey. Manche behaupteten sogar, sie sey als Königin noch Jungfrau geblieben, andere schildern ihre Ehe zwar als kinderlos, doch als gekrönt durch wechselseitige Liebe und Zufriedenheit.

Allein dem war nicht so! Chlotar, der in dem Weibe immer nur die Sclavin sah, weil Tausende in gleicher Lage es gewesen wären, behandelte sie mit rauher Härte und ohne Schonung ließ er ihren Bruder, der zugleich mit ihr sein Gefangener geworden war, ermorden. Seiner Unschuld gedenkt die Königin in den Gedichten, die späterhin in ihrem Namen aufgezeichnet wurden. Jede andere Grausamkeit hatte sie als eine Prüfung ihrer selbst erduldet; aber mit dem Brudermörder länger noch Gemeinschaft zu haben, eine Wohnung und ein Lager zu theilen, schien ihr selbst gegen die Gebote der Religion. Sechs Jahre hatte sie die Königskrone getragen; jetzt warf sie von sich, was ihr längst eine schwere Bürde gewesen. Sie entfloh vom Hofe nach Noyon zu Medardus, dem hochberühmten Bischof jener Stadt und

bat ihn dringend, daß er sie zur Nonne und Diaconissa weihe. Allein der Bischof hatte viel Bedenken zu willfahren; sey es, daß er ihre Ehe noch nicht als getrennt betrachten mochte, oder daß die Kirchensatzung von Chalcedon (451) diese Weihe vor dem vierzigsten Jahre vorzunehmen verbot, oder endlich, daß der Einfluß einiger Vornehmen vorwaltete, die thätlich in den Bischof drangen, die Gemahlin ihres Königs nicht zu weihen. Doch Radegundis eilte selbst in's Heiligthum der Kirche und legte sich das geistliche Gewand an und trat vor den Altar und vor den Bischof mit den Worten: „Dafern du mich nicht weihest, dafern du mehr die Menschen als den Schöpfer fürchtest, so wird einst meine Seele von dir, der du ein Hirt der Heerde bist, gefordert werden!" Da weihte der erschütterte Bischof die Königin zur Nonne und Diaconissa ein. Sofort legte sie ihr königliches Kleid, ihre Perlen und Kleinodien auf dem Altar nieder, schenkte ihren goldenen Gürtel den Armen, und an jedem Tage, wo sie sonst in königlicher Pracht erschienen war, opferte sie ein Stück der ihr gebliebenen Schätze. Dann pilgerte sie von Noyon nach Tours und Contades (Candes), wo hundert funfzig Jahre früher der unvergleichliche Martin von Tours, der „Senator Christi" und Apostel Galliens seine Ruhestatt gefunden hatte. Ueberall betete sie und spendete reichlich an Kirchen und Capellen. Endlich gelangte die gottergebene Pilgerin nach Poitiers, dem Ziel der Reise. Dort gewährte ihr der König, der endlich in die Trennung willigte, daß durch Pientius, den Bischof von Poitiers und Ostrapius, den Herzog von Aquitanien zwei Klöster ihr gebauet wurden; das eine dem heiligen Kreuz geweiht gab sie nach der Regel des Cäsarius von Arles Nonnen, und das der heiligen Maria Mönchen ein. Das letzte erhielt den gottgeweihten

Arnegisil zum Abt, und ihren Nonnen gab sie die von ihr selbst erzogene Agnes zur Aebtissin. Sie selbst wollte nur der Nonnen eine, nur die niedrigste von allen seyn.

So entfernt von dem eitlen Treiben der Welt, entsagend Allem, was das Zeitliche noch bieten kann, entfaltete sich erst die volle Blüthe ihrer religiösen Schwärmerei, vollendete sich die Heilige im Sinne jener Zeit. Fast keine Art der Büßung, der Entsagung, der Demüthigung vor Gott und Menschen mag ersonnen werden, die sie nicht selbst und an sich selbst vollbracht hätte. Mit Geisseln zerfleischte sie den zarten Körper, mit Beten, Fasten, Wachen ging sie als Muster Jeglichem voran. Kein Hungernder ging ungelabt, kein Armer unbeschenkt von ihr, kein Kranker, ohne ihre Pflege genossen zu haben.

Es gibt Gemüther, die sich selbst nicht mehr genug thun können, weil sie die Schranken des menschlich Guten und göttlich Rechten verwechselt haben; die kein Opfer für genügend halten, so lange noch etwas zu opfern übrig ist; die nur in gänzlicher Verläugnung sich gänzlich wieder zu finden meinen; Einer Idee sich hingebend ist sie ihnen Ziel und Lohn zugleich, und so kann auch das Selbstpeinigen zur Wollust werden. Diesen Gemüthern gehörte Radegundis an, wie sie in jenen zur Ehre Gottes übertreibenden Heiligenbeschreibungen erscheint. Historisch sind solche Züge nur im Allgemeinen, weil sie den Menschen im Extreme zeigen. Das Einzelne verliert geschichtlich seinen Werth. Darum genügt es, das mit wenig Worten anzuführen, was die Heiligengeschichtschreiber mit wohlgefälliger Breite und Umständlichkeit herzählen, um zu beweisen, daß man nicht wohlfeil zu Nimbus und Gloriola gelangt. Bei ihnen muß der Leser seine Heilige an das Krankenbette der Aussätzigen und Sterbenden begleiten und

sie die ekelhaftesten Geschäfte und Handreichungen verrichten sehn; er muß ihr in die Küche, in den Holzstall folgen, muß sie den Schwestern ihre Schuhe putzend, und heimliche Gemächer fegend finden. Er muß erstaunen, wie sie bis zur Ohnmacht aller Speise; bis ihr die Stimme zum Gebet versagt, alles Trankes sich enthält, wie sie sich mit glühenden Kohlen tiefe Wunden einbrennt, und mit eisernen Ketten und Ringen umgürtet, die bald vom Fleische überwachsen nur durch die schmerzhaftesten Schnitte wieder gelöset werden können. Dieses Alles und noch mehr, was keine Freude wäre, zu beschreiben wie zu lesen, kommt in dem Leben der heiligen Radegundis vor, und mag sich aus hundert Beispielen von Andern bestätigen. Nur im Sinne jener Zeit darf es gewürdigt werden, einer Zeit, wo oft dicht neben der höchsten Rohheit und Verworfenheit sich auch die höchste Seelenstärke und Selbstverläugnung zeigt, wo schrecklich wie das Verbrechen auch die Buße war. Dieses freiwillige Entsagen und Erniedrigen, dieses Peinigen und Martern, was war es anders als Genuß, weil es Bewunderung erregte; als Eitelkeit, weil man der Himmels-Bürgerschaft vor Andern sich versichern wollte; was hieß es anderes, als im Reich der Demuth nach der Oberherrschaft streben? Das Wunderbare macht den Uebergang zum Wunder. Der, der in dem Schwachen mächtig ist, wie mußte er erst durch den Starken wirken? Schon bei ihrem Leben that die Heilige viele Wunder, heilte Blinde und Besessene und erweckte todtgeborne Kinder. — Doch dies Alles war die Radegundis nicht, die der Geschichte menschlich angehört; das war die überirdische, heilige, die im Reich des Glaubens lebt, und diese bleibe dort, so lange diesem Reiche Unterthanen bleiben!

Die verschleierte Königin gewinnt unstreitig größeres Interesse, wenn ihr nicht alles Menschliche entrissen wird; wenn man es nachweisen kann, daß sie noch durch manche Bande, manche Umgebung mit der Welt zusammenhing. Eine zärtliche Freundschaft band sie an die von ihr erzogene Aebtissin ihres Klosters, an die milde Agnes, die auch endlich der Heiligen Schaar vermehrte; und auch die junge Nonne Baudonivia, die Radegundens Leben schrieb, scheint ihr in Liebe und Freundschaft nahe gewesen zu seyn. Aber eine wichtigere Rolle spielt in der letzten Hälfte ihres Lebens Venantius Fortunatus, der fromme Pilger aus Italien, der um's Jahr 560, von Ravenna zu des heiligen Martin Grabe wallfahrtete und den die Königin in ihrer Nähe behielt. Kam er doch aus Italien, aus Ravenna; hatte wohl noch Kunde von dem flüchtigen Königshause, und konnte als Augenzeuge den großen Kampf der Griechen und der Gothen berichten. Venantius wurde Presbyter in Poitiers und endlich Bischof. So lebte der fromme Mann in ungestörter Nähe Radegundens, und wie er sich oft erlaubte, sie wegen ihrer allzustrengen Entsagungen und Büßungen zu tadeln, so wurde solche Ermahnung, wenn sie auch nichts ändern mochte, doch freundlich aufgenommen. Vielfach wurde er auch von ihr in weltlichen Geschäften gebraucht. Noch nahm sie, da das eigne Haus ihr nun erloschen war, an dem Hause ihres Gemahls, an den Streitigkeiten der Könige der Franken unter sich, der Kirche und der Großen Antheil; mit Briefen, mit versöhnender Vermittelung, mit Rathschlägen jeder Art war sie dem nahe, der ihres Raths bedurfte und Niemand verschmähte ihn, denn sie war hochgeehrt bei Großen und bei Kleinen. Weit über Aquitanien hinaus bis an den griechischen Hof, von wo man ihr bereitwillig kostbare Reliquien sendete, verbreitete sich

der Ruhm der königlichen Nonne, die in der Blüthe ihrer Jahre, in so hoher Schönheit und Weisheit, aller irdischen Hoheit sich begeben, um nach der himmlischen zu trachten. Auch ihr Gemahl Chlotar, durch ihres Rufes Heiligkeit, ihres Ruhmes Größe bewogen, bereuete es bald, die herrliche Fürstin in's Kloster entlassen zu haben und machte mehrere Versuche, sie von ihrer Höhe wieder an den Hof herab zu ziehen. Wie wenig muß er sie verstanden haben! Doch ließ er sich durch dringende Briefe und Gesandtschaften bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen und nicht nach Poitiers zu kommen. Für irdische Liebe des Geschlechts war Radegundis abgestorben. Zu tief verwundet war ihr Inneres durch jenen Brudermord, den ihr Gemahl vollbrachte, wenn sie ihm auch verziehen haben mag. Zwar klagte dieser sich und seine Rathgeber wegen seiner Härte und Grausamkeit selbst an, und zeigte oder heuchelte Reue, aber Radegundis blieb für ihn verloren.

Desto häufiger und zärtlicher gedachte sie der alten Heimath, ihrer Kinderjahre, ihrer Liebe zum Vetter Amalfred; gedachte mit Trauer und Wehmuth des großen Falles ihres Hauses und erzählte den Ihrigen und Venantius davon, oder sie beschrieb sie vielleicht selbst in Versen, die unter den Gedichten ihres Freundes, der sie in's Lateinische übersetzt haben mag, zum Theil noch vorhanden scheinen. Zwar ist die Sprache roh und schwerfällig, nicht selten völlig unverständlich, aber es spricht darin ein tiefes Gefühl, ein Geist der stillen Neigung und Sehnsucht zu den Getrennten oder Abgeschiedenen ihres Hauses. In ihrer Erinnerung sucht sie sich die geliebten Züge Amalfreds zusammen, oder wendet sich an seinen Sohn Artarchis, den sie ihren Zögling nennt, in welchem sie für den Verlust des Vaters sich Ersatz verspricht; den sie bittet, sich auch entfernt noch oft

nach ihr und ihrem Kloster zu erkundigen; dessen Schicksal aber völlig unbekannt geblieben ist. Unmöglich ist es, diese Gedichte mit wörtlicher Treue und ganz wiederzugeben; nur wenige Stellen lassen, wenn auch nicht eine poetische, doch eine dem Versmaß folgende und den Sinn ziemlich wiedergebende Uebersetzung zu; nur zwei mögen als Probe der Stimmung, die in ihnen sichtbar ist, hier eine Stelle finden; der Commentar dazu liegt in der Erzählung selbst:

Aber gedenk' Amalfred, wie ich von frühesten Zeiten
Zärtlich dir immer gesinnt, nur Radegundis dir war;
Wie du mich einstens geliebt in früh vergangenen Jahren,
Der du, des Oheims Sohn, liebender Vetter mir warst.
Was der erschlagene Vater und was die Mutter nur seyn kann,
Bruder und Schwester zugleich, warst du mir Alles allein.
Wo du jetzo verweilst, so frag' ich die säuselnden Lüfte,
Und wie die Wolke verschwebt, frag' ich sie immer nach dir.
Hält dich der persische Krieg, hält dich Byzantion ferne,
Oder regierst du die Macht der alexandrischen Stadt?
Weilst zu Jerusalem du, dem hohen Schlosse so nahe,
Wo jungfräulich ein Schooß Jesus und Gott uns gebar.
Noch ist von deiner Hand kein Brief bis hieher gedrungen
Und dein Schweigen verleiht schwerere Waffen dem Schmerz. —

In einem spätern Gedicht an Artarchis gedenkt sie des Todes ihres Amalfred:

Was nach Thuringiens Brand, nach dem Fall der hohen Erzeuger,
(Als feindseliger Kampf heimische Fluren verheert)
Was, nach dem furchtbaren Sturz, der die langen Kriege beendet, —
Was bewein' ich zuerst, ich das gefangene Weib?
Gilt es vor Allem dem Volk, das im großen Kampfe gesunken,
Oder dem theuern Geschlecht, das nach einander verging?
Fiel doch der Vater zuerst, ihm folgte im Tode der Oheim,
Gleich war die Wunde für mich, war mir doch jeder verwandt!
Nur noch der Bruder verblieb; da fiel er durch schrecklichen Rathschluß,
Und sein Hügel von Sand drückt ihn nicht schwerer als mich.
Sanken sie alle dahin, so war mir einer noch übrig;
Da starbst, tödtlicher Schmerz, Amalafredus auch du! u. s. w.

Wohl ihr, daß sie sich aus des Lebens Gewühle in des Klosters friedliche Zelle zurückgezogen hatte; dort schwieg ihr die Stimme der Leidenschaft, die sich furchtbar bald in dem fränkischen Königshause erhob; dort verschonte sie der Mord, der bald vernichtend wüthete, und fast das ganze Königsgeschlecht blutig hinraffte. Zwar hatte Chlotar der erste, einst Radegundens Gemahl, (um 558) die ganze fränkische Monarchie vereinigt; aber seine letzten Jahre verstrichen unter Kämpfen mit den Sachsen und den empörten Thüringern, und in der Unterdrückung eines

Aufstandes, den sein eigner Sohn Chramnus gegen den Vater gewagt hatte, ihn aber schrecklich büßen mußte, da er endlich gefangen auf seines Vaters Befehl mit Weib und Kind in einer Bauernhütte verbrannt wurde. Noch blutiger wurde die Regierung der vier Söhne Chlotars, die ihres Vaters Reich unter sich getheilt hatten, so daß Charibert zu Paris, Guntram zu Orleans, Chilperich zu Soissons saß und Siegbert vom Metz (oder Rheims) aus über Austrasien regierte. Nach Chariberts Tode (567) theilten die übrigen sein Reich; nur nach Paris, welches allen gemeinschaftlich blieb, sollte keiner ohne der andern Vorwissen kommen können. Aber Chilperich, mit der Theilung unzufrieden, verband sich mit Guntram, um seinem Bruder Siegbert das ihm durch Chariberts Tod zugefallene Touraine und Poitou zu entreißen. Dafür schlug dieser Chilperichs Sohn, Theodebert und dessen Heer (575), der Prinz blieb in der Schlacht und der Vater mußte nach Tournay flüchten, das nun belagert wurde. Zu Vitry wollte Siegbert Chilperichs Unterthanen auf seine Seite ziehen, fiel aber durch zwei Meuchelmörder, die ihn mit vergifteten Messern durchbohrten. Umsonst hatte Radegundis durch bewegliche Briefe die Könige zur Eintracht und zum Frieden ermahnt, hatte auf das Unglück verwiesen, das daraus entstehen würde, hatte auch die Rathgeber der Könige in gleicher Absicht beschickt und in ihrem Kloster fortwährend für der Fürsten Heil Vigilien angeordnet und ließ unaufhörlich für sie beten. Aber was vermochte ein Engel gegen zwei Teufel. Die Mörder hatte nämlich die scheusliche Fredegunde, Chilperichs dritte Gemahlin gedungen, die Brunehilden Siegberts Weib den Tod geschworen hatte. Beide Weiber wütheten mit jeglichem Verbrechen, mit Meineid und Dolch, Gift und Brandfackel gegen einander und der Gegner ganzes

Geschlecht. Chilperich hatte seiner Beischläferin Fredegunde zu Gefallen, seine westgothische Gemahlin Gailesuintha, Brunehilds ältere Schwester, ermorden lassen, und Fredegunden auf den Thron gesetzt. Nach Siegberts Ermordung wurde Brunehilde mit ihren Kindern nach Paris geführt und streng bewacht. Doch fand sie an Fredegundens Stiefsohn Merovâus einen neuen Gemahl; dieser dafür einen unerwartet schnellen Tod. Chilperich wurde aber auch selbst ein Opfer der Meuchelmörder seiner Fredegunde, weil sie der Strafe des Ehebruchs zuvorzukommen hatte (584). Dann sendete sie einen Geistlichen an Brunehild, der sie ermorden sollte, und ließ diesem, der seinen Auftrag nicht vollziehen konnte, Hände und Füße abhauen. Zwei andere Geistliche zum Mord des jungen Childebert gesendet, fanden dort verdienten Tod. Fredegunde regierte in Soissons mit tiegerartiger Mordlust; mit Henkern und Folterwerkzeugen beständig umgeben, mordete sie den Priester vor dem Altare wie den Vater im Schooße der Familie; ihr Stiefsohn Chlodwig und seine in's Kloster gestoßene Mutter Audovera wurden von ihr umgebracht; ihre Stieftochter Riganthis entging kaum dem gleichen Schicksale. Doch ereilte Fredegunden die Rache nicht; nur den Triumph erlebte sie nicht mehr, ihre Gegnerin Brunehild gestürzt zu sehn († 595). Aber diese wurde endlich noch in ihrem achtzigsten Jahre, als sie eben mit vier Urenkeln vor Chlotar II, Fredegundens Sohn, nach Worms entfliehen wollte, von diesem eingeholt, sie sah die Kinder ermorden und wurde dann selbst als Mörderin von zehn Königen und Prinzen auf einem Kameel im ganzen Heer zur Schau herumgeführt, dann drei Tage lang gemartert, mit einem Arm und einem Beine und ihren Haaren an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, so in Stücken gerissen und dann verbrannt; eine

schreckliche Strafe für schreckliche Verbrechen (613)! Ganz Frankenland gehorchte nun wieder Einem Herrscher, Chlotar dem zweiten.

Doch das Ende dieser Gräuelscenen erlebte Radegundis in ihrem stillen Asyle nicht. In ihre Mauern war der Mord nicht eingebrochen; zu ihrer reinen Höhe nicht die Pest, die an den Höfen wüthete, hinaufgedrungen. In ihrer Nähe schwieg die Leidenschaft, und Furcht und Hoffnung, die großen Hebel der Menschheit, bewegten dort kein schlagendes Herz. Alle irdischen Bande hatte sie gelöset, alle Hoffnungen begraben; das lebende Geschlecht gehörte ihr nicht mehr, und sie ihm nicht. Sie hatte den Fall ihres Hauses, den Tod aller ihrer Angehörigen, den Untergang der Eroberer und Mörder, selbst deren Nachkommen überlebt. Sie die Letzte und Herrlichste vom thüringischen Stamme ging am 13ten August 587 aus der frommen Schwestern Mitte. Noch im Tode glänzte ihr heiliges Antlitz schön wie Lilien und Rosen. So sah sie Bischof Gregor von Tours, der Geschichtschreiber der Franken, und erzählt es selbst. Er war auf die Nachricht ihres Todes von Tours nach Poitiers geeilt, und fand sie auf der Bahre liegen, mitten unter zwei hundert Nonnen, die unter Schluchzen ihren Klaggesang erhoben: „Warum verläßt die Mutter ihre Waisen, und wem vertraut sie ihre Sorge an? Wir ließen Heimath, Aeltern und Vermögen und folgten dir. Nur der nie versiegenden Thräne, dem nie endenden Schmerze hast du uns hinterlassen. Größer als der Dörfer und der Städte Räume, war unser Kloster uns; wo wir waren und dein heiliges Augesicht schauten, fanden wir grünende Weinberge, üppige Saaten und die Blumenpracht der Wiesen. Von dir pflückten wir das Veilchen; du warst uns die rothe Rose und die weiße Lilie; dein Wort leuchtete uns lieblicher als

Mond und Sonne, und zündeten für der Seele Dunkel der Wahrheit helle Fackel an. Jetzt ist die Erde verfinstert, der Raum zu enge, seit wir dein Angesicht nicht mehr schauen dürfen. Wehe uns; du verlässest uns, du unsre heilige Mutter; wohl denen, die vor dir aus dieser Welt gewandert sind. Du aber wandelst nun in Gottes Paradiese zugleich mit den Chören der heiligen Jungfrauen; wir aber jammern, daß wir mit irdischen Augen dir nicht mehr folgen können, folgen dürfen." So tönte der Klaggesang an ihrer Bahre. Der ernste Bischof konnte sich der Thränen selbst nicht mehr enthalten. Doch er besiegte seinen Schmerz und gebot nach drei Tagen der Leiche Beisetzung im Kloster St. Mariä, wo die Nonnen dieses Klosters begraben wurden. Am sechszehnten August eröffneten sich die Klosterpforten, und eine Leiche — zog Radegundis aus dem seit langen Jahren nicht verlassenen Kloster. Denn keine Schwester durfte lebend wieder aus den Mauern, so hatte es die Stifterin verordnet. Als nun die Leiche fortgetragen wurde, und unter des Klosters Ringmauern der Zug vorüberging, stand der Nonnen ganzer Chor, der seiner Mutter nicht folgen durfte, auf den Mauern und an den Fenstern. Ihre Klage übertönte den Gesang der Priester und diese selbst vergaßen ihn und weinten. Von oben aber bat der Nonnen Schaar, daß man den Zug anhalten und ihnen die geliebte Herrin noch einmal zeigen möge. Dann ging der Zug zur Klosterkirche St. Mariä, die ihre zweite Stiftung war. Unter frommen Gebeten und Gesängen, bei des Todtenamtes ernster Feier stieg der Sarg in seine Gruft. Wunder geschahen, wie bei ihrem Leben, so bei ihrem Tode, und lange blieb ihr Grab ein Ort des Segens und der Anbetung für Gläubige. Erst tausend

Jahr nachher (1562) verbrannten Hugenotten ihre Ueberbleibsel. —

So endete die Letzte des thüringischen Königshauses, merkwürdig im Leben wie im Tode. Vieler Völker und Geschlechter Wechsel, vieler Reiche Entstehen und Untergehen, eine große Zeit denkwürdiger Gestaltung und Entwickelung ging vor ihr vorüber. Die ganze Windesrose menschlicher Schicksale, die Höhen und Tiefen des Glückes hatte sie durcheilt, und als das Leben ihr nichts mehr bieten konnte, bannte sie sich freiwillig hinter Klostermauern, die rückwärts sich dem Leben nicht mehr öffnen konnten, und sah in ihnen die Vorhöfe der himmlischen Palläste. Wie Andre im Genusse, so hat sie im Entsagen ihre Seligkeit gefunden. Dieser Ruhm bleibt ihr, wie sehr auch sonst noch ihr Venantius, die Nonne Baudonivia und Hildebert von Rheims bei ihrem Lobe übertreiben mögen. Blickt man endlich auf das ganze Schicksal ihres Hauses, sieht man jenen brudermörderischen König fallen, jene hoffärthige Amalberg in unrühmlichem Dunkel enden, ihre Kinder aber, die nichts verschuldet, zu hohen Würden kommen, so bringt sich, ungesucht, die ernste Lehre auf: Der Schuldige geht unter, der Schuldlose kommt zu Ehren; aber den Einen wie den Andern, früher oder später, richtet wahr und unerbittlich die Geschichte!

Nachschrift.

Leicht würde es möglich gewesen seyn, diese ganze Erzählung noch weit anziehender zu machen, wenn sich der Verfasser, seinem Berufe treu, nicht

verboten hätte, auch nur die mindeste Ausschmückung auf Kosten der Wahrheit einzuflechten, wie freilich diese und ähnliche Gegenstände schon öfters behandelt worden sind. Historische Romane in Schlenkert'scher Manier, dramatisirte und idealisirte Arbeiten, wie deren über den behandelten Gegenstand schon vorhanden sind, kann der Historiker nicht anerkennen und der ernste Leser wahrscheinlich auch nicht billigen. Kein Wort ist hier gesagt, was nicht aus guten Quellen genommen wäre; und wenn diese selbst nicht angeführt wurden, so lag es in der Bestimmung dieses Aufsatzes. Die historische Treue kann ihm also allein einigen Werth geben. Wo Lücken in der Geschichte sind, so sind sie treulich angedeutet; sie mit selbstgeschaffenen Zwischenscenen auszufüllen, stand nicht in der Macht dessen, dem Alles, was in dieser Art nicht wahr ist — Lüge und vom Uebel ist. Nur in der Gattung der Schreibart und darin hat die Bestimmung dieser Zeilen vor einer reinhistorischen Abhandlung vorgewaltet, daß die Geschichte jener sogenannten Heiligen als eine merkwürdige psychologische Erscheinung mit eingeflochten ist. Der Kenner der Geschichte wird die Arbeit würdigen; der oberflächliche Romanenleser seine Zeit hoffentlich bedauern. Der gebildete und denkende Leser wird manche Blicke in die große Zeit der Staatengestaltungen Europas werfen und nebenbei erkennen, wie Größe und Verworfenheit, Tugend und Laster, Glück und Unglück sich wunderbar in kleinem Raume begegnen. Dem erstern wird es nicht entgangen seyn, daß Cassiodor (Par. 1579. fol.), Procop (ebendas.), Gregor von Tours (bei Du Chesne T. I.), Fredegar, Aimoin, Venantius Fortunatus oder der Dichter de excidio Thuringiae, die Biographen der heil. Radegundis (Acta SS. August T. III. S.

46 — 92), Wittechind v. Corvey (bei Meibom, SS. rr. GG. T. I.), Sagittarius, Mascov, Gensslers Grabfeld T. I., Böhme de Runibergo und Rommels Geschichte von Hessen T. I. (Marburg 1820. 8.) benutzt sind. Uebrigens ist es dem Verf. von neuem klar geworden, daß mit den vorhandenen Quellen viele Puncte nicht mehr aufzuklären sind; ja, daß ihre Zahl trotz der vorhandenen Quellen noch wachsen muß, wenn, wie bisher, so oft der Eine nur den Andern abschreibt, und nicht das gründlichste Studium der Quellen selbst vorwalten läßt. —

VI.

Otto der Schütz.

Zehn Romanzen

von

Gustav Schwab.

Otto der Schütz.

1.

Es dunkelt der Abend
Im Thale der Lahn,
Dort reitet ein Ritter
Die einsame Bahn,
Der Reisen, der Kriege,
Der Fährlichkeit satt
Sucht er sich des Hofes
Behagliche Statt.

Herr Heinrich von Homburg
Er schauet sich um:
Es lagern die Berge
Sich friedlich herum.
Und dicht an die Hügel
Belaubt und bemoost,
Da lehnet die Stadt sich
Vertraulich, getrost.

Er reitet in's Thor, in
Das graue hinein,
Ein Münster erhebt sich
Im dämmernden Schein.
Er steiget vom Rosse,
Tritt ein zum Gebet;
Um ruhiges Obdach
Er inniglich fleht.

Drauf schwingt er sich wieder
Hinan auf ein Roß,
Da ragt ihm vor Augen
Das würdige Schloß.
Es funkelt von Kerzen,
Es tönet belebt,
Vorbei an den Fenstern
Der Reigentanz schwebt.

Er reitet die Steige
Behutsam empor;
Wo bin ich, befragt er
Den Pförtner am Thor.
Zu Marburg, am Schlosse,
Herr Ritter! geht ein!
Gern ruft euch mein Landgraf
Zum festlichen Reihn.

So gastliche Ladung,
Sie ziemet dem Thal;
Er tritt in den hohen
Erleuchteten Saal.
Es kommt ihm entgegen
Ein eiserner Mann,
Der mildiglich blicken
Und grüßen doch kann.

Es reicht ihm Herr Heinrich
Der Landgraf die Hand:
„Wohl hab' ich dich, Homburg,
Du wackrer, erkannt.
Komm, wenn dir behaget
Mein Hof und mein Haus,
Und ruh bei den Bechern
Und Frauen mir aus!

Man führt ihn zum Mahle,
Man ruft ihn zum Tanz;
So frohe Gesichter
Bei Reichthum und Glanz!
Bald schwingt er im Reigen
Des Fürsten Gemahl;
Von züchtiger Schönheit
Beglänzt ihn der Strahl.

Bald stehen beim Becher,
Ihm links und ihm rechts,
Die lieblichen Sprossen
Des Fürstengeschlechts.
Herr Heinrich, der junge,
So mütterlich mild,
Herr Otto, des Vaters
Lebendiges Bild.

Und Mägdlein und Ritter,
So schön und so kühn,
Er siehet im Tanze
Sie glühen und blüh'n.
O Haus du der Liebe,
Der Kraft und der Lust!
Dich führet zur Wohnung
Des Wanderers Brust.

Schleicht drauf zu Heinrich
Dem älteren Sohn:
„Seht doch den Bruder,
Beginnt er mit Hohn,
Gestern erst merkt' ich's,
Doch träget er nicht
Wie aus des Kämmrers
Geschnittnes Gesicht?"

Ueber dem Spiele
Der kindische Streit
Hatte vor Jahren
Die Knaben entzweit,
Gestern beim Tanze
Versöhnten sie sich:
Heut führt der Falsche
Den heimlichen Stich.

Homburg, der ahnet
Das schleichende Gift,
Lieset der Zukunft
Verborgene Schrift.
Fesselt' ihn gestern
Das friedliche Glück?
Fester noch hält ihn
Das Jammergeschick.

3.

Und lange nicht weilet,
Es schreitet, es eilet
Die kommende Noth;
Der Grimm in dem Grafen,
Er gehet nicht schlafen;
Er schweiget, er droht.

Man mocht' ihn sonst preisen,
Es wisse das Eisen
Zu brechen die Faust,
Es fahre die Wehre
Durch Schilder und Speere
Wo Kampfspiel erbraus't.

Doch wehe, die Kräfte
Zu welchem Geschäfte
Sie sammelt er jetzt?
Die mächtigen Waffen,
Die Arme, die straffen
Sieht Jeder entsetzt.

Da sendet zu Rosse
Herr Homburg vom Schlosse
Den ehrlichsten Knecht.
Der soll ihm besenden
Den Schrecken zu wenden
Der Fürstin Geschlecht.

Bald schickt mit dem Reiter
Zwölf rüst'ge Begleiter
Der Bruder der Frau:
Sie sollen sie bringen —
Erbitten — erringen —
Gen Eisenachs Au.

Sie kommen und sprechen,
Schon ziehet zu rächen
Der Landgraf das Schwert.
Doch wirft er's bei Seite:
„Dien' edlerem Streite,
Dein ist sie nicht werth!"

Es leuchtet im Scheine
Der Treue die Reine,
Gen Himmel gewandt.
Sie legt auf die Söhne
In trauriger Schöne
Die segnende Hand.

Und welche sie schauen,
Die müssen ihr trauen;
Sie zeugen mit Macht.
Doch Argwohn erfüllet
Den Herrn und umhüllet
Sein Auge mit Nacht.

Da reißt sich die Blüthe
Der himmlischen Güte
Entwurzelt vom Thal.
Es wohnet geschieden
In finsterem Frieden
Der düst're Gemahl.

4.

Und fröhlich erblühen
Die fürstlichen Knaben
Dem Vater zur Pein:
Er kann sich nicht laben
An ihrem Gedeihn.

Der Aeltre? — das Bild, ach!
Der Mutter entsteigt ihm
Mit sanfter Gewalt.
Der Jüngre? — der zeigt ihm
Des Buhlen Gestalt!

Fort schickt er den Bastard,
Den Schlimmern von beiden;
Ein Kloster bestellt
Ist schon, ihn zu scheiden
Von Hof und von Welt.

Er wälzt von der Seele
Die Hälfte der Last sich,
Er feiert ein Fest.
Da meldet ein Gast sich,
Ein grauser: die Pest!

Sie würgt ihm die andern,
Die friedlichen Gäste.
Dem Wirthe zum Hohn
Ergreift sie das Beste:
Den einzigen Sohn.

Dann schleudert sie nieder
Zum fürstlichen Erben
Den trügrischen Knecht.
Der beichtet im Sterben
Das Lügengeflecht.

Es zittert der Landgraf:
„Mein Homburg, o reite
Gen Eisenach aus!“
Da treten ihm Leute
Beflort in das Haus:

„Uns sendet dein Schwager.
Dein Weib ist gestorben.
Dein sterbend Gemahl
Hat für dich geworben;
Sonst griff er zum Stahl!“

Das Antlitz verhüllt er:
„Mein Homburg, o reite
Nach Otto mir aus!“
Da treten ihm Leute
Bestürzt in das Haus:

„Wir führten ihn sicher,
Wir lenkten im Stillen
Zum Kloster den Trab.
Da sprang er mit Willen
Die Felswand hinab!“

Herr Heinrich der Landgraf,
Er stürzet zur Erde
Mit eisernem Schall.
Es werfen zu Pferde
Die Ritter sich all.

Sie fliehen, sie jagen
(Des Rosses schont Keiner)
Vom Winde verstäubt.
Dort stehet noch Einer: —
Herr Homburg, der bleibt.

5.

Wohl sprang von dem Felsen
Der Otto hinab,
Doch fand er im Moosgrund,
Im weichen, kein Grab.
Die Füße sind rüstig,
Die Arme sind stark:
Er eilt aus der Heimath
Gehässiger Mark.

Er reißt sich vom Leibe
Das fürstliche Kleid:
„So lang' ich dich führte,
So lang' hatt' ich Leid!"
Das Ritterschwert wirft er
In's offene Feld:
„Nur meuchlings zu morden
Gebraucht dich die Welt!"

Er handelt von Söldnern
Die Armbrust sich ein,
Den Pfeil in die Lüfte
Weit schnellt er hinein.
Wie wohl ist dem Fremdling
In anderem Land,
Wie wohl ist dem Schützen
In anderem Stand!

Er schweift durch die Wälder,
Er steigt auf die Höh'n,
Wo er sich zur Beute
Den Vogel ersehn.
Da zürnet kein Vater,
Da lüget kein Feind,
Kein Bruder ihn höhnet,
Kein Mütterlein weint.

So floh er auf langer,
Auf irrender Fahrt
Vor menschlichen Hütten
Und menschlicher Art.
Zuletzt doch da führt ihn
Die schweifende Bahn
In lieblichen Lustwalds
Betretenen Plan.

Von Cleve Graf Adolph
Bevölkert den Strich,
Hat Schützengesellschaft,
Die beste, bei sich.
Der blühenden Maide,
Der sitzen da viel,
Und schau'n auf der Männer
Vergnügliches Spiel.

Da pochet dem Jüngling
Die fürstliche Brust,
Da regt sich im Arme
Der Rittergelust.
Er schreitet entschlossen,
Er nahet sich schnell;
Den Herren gefällt wohl
Der schlanke Gesell.

„Ey grüß dich, mein Knappe,
So rufet der Graf:
Du trägest die Armbrust,
Du führst sie wohl brav!
Wer bist du?“ — „Bin Otto,
Des Handwerks ein Schütz!
Bin zünftig zu Schuß und
Zu Stimm' und zu Sitz!“

6.

„Otto der Schütz!
Keck ist dein Witz.
Nun, ich vergönn' es, du munterer Knecht,
Miß du dich heut mit dem Rittergeschlecht,
Otto der Schütz!“

Otto der Schütz
Wählt sich den Sitz
Unter den Herren mit höflichem Stolz,
Zieht unverzagt aus dem Köcher den Bolz,
Otto der Schütz.

Otto der Schütz,
Schnell, wie der Blitz,
Schießt er den Pfeil; wie ein fliegender Stern
Fährt der der Scheib' in den innersten Kern;
Das ist ein Schütz!

Männer und Fraun
Jubeln und schaun.
Selber das löbliche Schützengericht
Weigert den Preis ihm, den köstlichsten, nicht;
Dem ist zu traun!

Kränz' ihm den Schlaf!
Rufet der Graf.
Und es erhebt sich vom blumigen Sitz
Sie, die sein Auge mit feurigem Blitz
Lange schon traf.

„Das ist, denkt der Reichsgraf,
Ein eigener Knecht,
Er schreitet, als wär' er
Von Fürstengeschlecht.
Er hat mir vor Hof und
Vor Herrn keine Scheu:
Doch dient, wie ein Sohn, er
Mir herzlich und treu!"

8.

Zu Marburg im Schlosse,
Dort hält man kein Fest,
Dort nahet nur jährlich
Die gräßliche Pest.
Dann blicket Herr Heinrich
Verzweifelt in's Thal,
Und weint um die Mutter
Und Söhne zumal.

Und neben ihm sitzet
Herr Homburg betrübt,
Im Pflegen und Klagen
Und Trösten geübt.
Doch dem auch versieget
Der Hoffnungen Quell,
Es wüthet die Krankheit
So schrecklich und schnell.

„O reite, mein Homburg,
Spricht selber der Fürst,
Ob du nicht erflehen
Die Gnade mir wirst.
Wallfahrte gen Aach mir,
In's himmlische Haus,
Und biete zur Sühne
Mein Leben dort aus."

„Gern will ich dir reiten,
Wohin du, Herr, willt!
Dein Leid und des Landes
Wird sicher gestillt.“
Die Seel' ist bekümmert
Im innersten Grund:
Was treibt ihm so tröstlich
Das Wort auf den Mund?

Es dämmert der Morgen
Im Thale der Lahn;
Er reitet schon hastig
Die einsame Bahn,
Hält Tage, hält Nächte
Den Zaum in der Hand;
Da führt ihn die Straße
Durch's clevische Land.

Das erstemal denkt er
Jetzt wieder an sich,
Im Land, wo der Traum ihm
Der Jugend verstrich.
Als Edelknecht dient' er
Dem wackersten Herrn:
Das Herz schlägt ihm sehnlich,
Er grüßt' ihn so gern.

Nun, ruhen doch muß man
Einmal von der Fahrt;
Herberge nicht trifft sich
Von besserer Art.
Ach, bänd' ihn das Elend
Nicht fester zu Haus,
Wohl wählt' er die Stätte
Zum Bleiben sich aus.

Er stieg von dem Rosse,
Das schnaubt' und das troff,
Er kam sich zu melden
Am clevischen Hof.
Noch ist es der alte,
Der freundliche Graf;
Ihm ist, als erwacht' er
Aus wirrigem Schlaf.

Die Brust, die gepreßte,
Macht endlich sich Raum,
Dem Grafen erzählt er
Den schaurigen Traum:
Der Söhne, der Fürstin
Unseligen Tod,
Des Vaters Verzweiflung,
Des Unterthans Noth.

Von Herzen erleichtert
Verläßt er das Schloß,
Geht wieder zu suchen
Sein reisiges Roß.
Wer stehet im Hofe?
Nein, sieht er auch recht?
Es ist ja sein Fürst, und
Es ist doch ein Knecht!

Und dennoch beim Himmel,
Beim Blute des Christ's!
Er ist es leibhaftig,
Herr Otto, der ist's!
Er sah zu Mittage
Gespenster noch nie.
Er sinket in Schrecken
Und Ehrfurcht auf's Knie.

Doch hebt ihn lebendig
Ein kräftiger Arm,
Die Brust, die ihn herzet,
Ist klopfend und warm.
„Ich lebe, Herr Homburg!
Verrathet mich nicht!
Wo lebt mir die Mutter?“ —
„ „Im ewigen Licht!“ “

Es weinet der Jüngling,
Und fliehet und spricht:
„Ich bitt' Euch, Herr Homburg,
Verrathet mich nicht!
Ich raubte der Mutter
Beim Vater die Huld,
Laßt immer mich büßen
Unschuldige Schuld!“

Wohl weichet der Knabe,
Der Ritter steht still.
Doch wenn sich enthüllen
Die Heimlichkeit will:
Da hilfet kein Schweigen;
Des himmlischen Herrn
Verborgene Wächter,
Sie lauschen von fern.

Drum steht auch am Fenster
Der Graf jetzt und sieht,
Wie just vor dem Schützen
Der Edelmann kniet,
Und wie nun der Ritter
Stand sinnend allein,
Da rief ihn ein Diener
Zum Grafen hinein,

„Was denkt ihr, Herr Ritter,
Was gilt euch mein Knecht?“
Doch Homburg, er faßt sich,
Antwortet nicht schlecht:
„ „Für einen vom Hofe,
Wohl sah' ich ihn an!
Bei euch sind die Diener
Wie Herren gethan!“ “

„Man kniet nur vor Fürsten,
Verhehlet mir's nicht!“
Er drängt ihn mit Fragen
So schnell und so dicht.
Nicht sträubt er sich länger:
„Halb wißt ihr es schon!
Ach Herr! es ist Heinrich's
Verlorener Sohn!“ —

„ „Ei! träumt' mir doch jüngst, er
Sey fürstlichen Bluts,
Ich selber, ich schenkt' ihm
Die Hälfte des Guts!
Wie soll ich vergüten
Dem Fürsten die Schmach?
Fort, reitet und betet
Zum Herrgott in Aach!“ “

9.

Er legt sich in Sorgen,
Am anderen Morgen
Erwacht er getrost.
Es leuchtet die Sonne
Zu sonderer Wonne
Im lauteren Ost.

Gesandt ist zu allen
Des Hofes Vasallen,
Sie füllen den Saal;
Es stehn mit Geleite
Dem Herren zur Seite
Sein Kind und Gemahl.

Dann tritt zu den Stufen
Der Pforte, gerufen,
Der Schütze herein.
Wohl ärgern sich bitter
Am Diener die Ritter,
Am Knechte die Frei'n.

Der Graf spricht zum Schützen:
„Auf dich will ich stützen
Mein Alter, o Sohn!
Du thatest was Keiner,
Drum harret auch deiner
Der einzige Lohn!"

Da stampft zu dem Gruße
Mit zornigem Fuße
Die adlige Schaar;
„Verdient, was uns Narben
Der Schlacht nicht erwarben,
Ein Schütze sich gar?“

Doch ruhig und heiter
Der Grafe spricht weiter:
„Mein Mägdlein ist hold.
Ja wahrlich, ich habe
Nicht bessere Gabe,
Sey Sie denn dein Sold!“

Jetzt hebt sich im Grimme
Der Murrenden Stimme
Ringsum in dem Saal.
Es weinet und zittert,
Es rufet erschüttert
Das bleiche Gemahl:

„Und soll ich es glauben,
Und ließ sie sich rauben
Die Ehre vom Knecht:
Geziemt es dem Grafen,
So gräßlich zu strafen
Das eigne Geschlecht?“

Schnell hebt sich die Rechte
Vom Herrn und vom Knechte
Zum heiligen Eid.
Da siehet man schauen
Aus Augen so blauen,
So reinen die Maid.

Es zürnen, es blitzen
Die Blicke des Schützen:
„Pflegt ihr dem Gesind
Mit Spotte zu lohnen,
Doch solltet ihr schonen
Das einzige Kind!“

„Und meinst du, im Scherze
Dir werf' ich an's Herze
Die herrliche Braut?
Ernst ist, was ich schaffe:
Dort kommt schon der Pfaffe,
Der jetzund euch traut!“

Es stehen die Ritter
Wie stumme Gewitter
In blitzendem Schein,
Die Mutter zur Stunde
Noch hofft aus dem Munde
Der Tochter das Nein.

Das Antlitz, das weiche,
Wohl mag sich's mit Bleiche
Mit fliegendem Roth,
Der Jungfrau bedecken;
Doch ist es kein Schrecken,
Ist selige Noth!

So ist denn das Sehnen
Der Liebe, das Wähnen
Nicht Trug nur und Duft?
Sie reichen die Hände
Sich über der Stände
Verschwindender Kluft.

Wohl tönt es: Entehrung!
Wohl murrt es: Empörung!
Vernehmlich und laut;
Der Schütz läßt sie schreien,
Er führt durch die Reihen
Die glühende Braut.

10.

Versammelt ist frühe
Der heimliche Rath:
Sie können nicht fassen
Die gestrige That.
Sie wollen zerreißen
Das thörichte Band,
Denn der es geknüpfet
War irr am Verstand.

Da pocht an der Kammer
Des Paares der Graf,
Und weckt sie aus spätem,
Süß träumendem Schlaf:
„Hervor mit der glücklich
Erbeuteten Magd!
Noch ist nicht vorüber
Mein Schütze, die Jagd!“

Von Thränen der Scham und
Der Liebe bethaut
Erscheinet die süße,
Vermählete Braut.
Zur Schulter den Bogen,
Im Schützengewand,
Hält Otto sie rüstig
Und keck an der Hand.

Sie führet der Graf nach
Dem festlichen Saal,
Da harren die Ritter,
Die Räthe zumal.
Dann wirft, wie sie brütend
Noch stehen und stumm,
Den purpurnen Mantel
Dem Schützen er um.

„Die Würde, vermeint ihr,
Sie wohn' in dem Schopf,
Kein Fürstengeist unter
Beschorenem Kopf?
Drum brauchet die Sinnen
Und spitzet das Ohr:
Den Erben von Hessen
Den stell' ich euch vor!“

Wie kehrt sich das Wetter
In sonnigen Strahl!
Wie lächelt des Grafen
Erstauntes Gemahl!
Die Blicke der Braut nur,
Die sagen: was thut
Zu herzlicher Liebe
Der fürstliche Hut?

Es ward ein Erzählen,
Ein Jubeln und Schrein;
Da trat zu den Thüren
Herr Homburg herein.
Mit Gruß und mit Neigen
Zur Fürstin er trat:
Erfleht mir Verzeihung
Für meinen Verrath!“

Bald sitzen sie alle
Auf fröhlichem Roß
Voran sprengt der Treue
Gen Marburg auf's Schloß.
Da war in dem Thale
Verschwunden die Pest,
Da ward auf dem Schlosse
Bereitet ein Fest.

Jetzt weichen die Wolken
Von Heinrich's Gesicht,
Das Thal er durchspähet
So sehnlich und licht.
Und endlich da weinet
Er innig und laut,
Er hält in den Armen
Den Sohn und die Braut.

Und ist nicht die Braut, wie
Die Selige, mild,
Nicht Otto des Vaters
Lebendiges Bild?
„Ja, rufet er betend,
Sie hat mir verziehn!
Sie schickt mir die Tochter,
Sie sendet mir Ihn!"

VII.

Lord Byron.

Von

Wilhelm Müller.

Vorwort.

Die Fehltritte und Verirrungen gewöhnlicher Talente in dem Gebiete der Künste können keine Besorgniß erregen, daß ihr verkehrtes Beispiel für die Dauer verderblich in Andern fortwirke und um sich greife. Nur die Macht des Genies vermag es, durch Schnelligkeit des Schwunges und Glanz des Feuers alle Fehler und Mißverhältnisse unsichtbar zu machen, und selbst das Rechte und Aechte, das so vielen Schimmers nicht zu bedürfen meint, auf eine Zeitlang zu verdunkeln. Die Mittelmäßigkeit, die aus Dünkel und Uebermuth den geraden Weg verläßt, stolpert bald und gibt sich dem Gelächter der schwachen Menge Preis, welche die Neugier verleitet hat, ihr auf dem unbetretenen Pfade zu folgen. Auch fehlt ihr die Fruchtbarkeit und Beweglichkeit, welche nöthig ist, um Neuerungen, seyen es auch gute, durchzusetzen. Ihre karge Schöpfungskraft erstirbt leichter, wenn sie keinen Widerstand findet, als wenn sie durch Kampf aufgereizt und zu dem Gefühle ihrer Macht und Wichtigkeit verführt wird; und gewöhn=

lich überlebt der erschöpfte Schöpfer seine Werke und seine Schule, wenn er es ja so weit gebracht hat, sich einen Anhang von Nachahmern zu gewinnen. Die Kritik könnte bei dergleichen Verirrungen und Mißbräuchen schweigen, ohne dadurch ihre Pflicht und ihre Würde zu vergessen. Warnung ist überflüssig, Zurückführen des Verirrten kaum der Mühe werth. Denn die ärmliche Schöpfungsader der bezeichneten Talente ist so ganz und gar in die verdrehten Formen und schiefen Richtungen ihrer Bestrebungen verwachsen und verschwollen, daß sie, aus diesen herausgerissen, augenblicklich versiegen muß. Eben so geht es manchen verdorbenen körperlichen Constitutionen, denen man das, was sie verdorben hat, lassen muß, wenn sie fortbestehen sollen z. B. den alten Opiumessern und Branntweintrinkern. Die Geschichte der neuesten deutschen Poesie kann uns manche Parallele zu solchen, recht eigentlich nur durch die Nahrung ihrer Verderbniß erhaltenen, Körpern geben. Man nehme z. B. unserm beliebten Tragiker in Weißenfels seinen Schicksalspopanz und seinen peinlichen Halsgerichtsapparat, man nehme unsern vielgelesensten Romanschreibern ihren Gespensterspuk und ihre heiligen Kreuze, und man braucht ihnen Feder und Dinte nicht zu verschließen, um ihrer Autorschaft ein Ende zu machen.

Das Beispiel eines großen Genie's ist hinreißend für ganze Nationen und Zeitalter, auch wenn es einen falschen Weg geht; ja vielleicht so noch hin-

reißender, weil das Falsche immer neuer, abentheuerlicher und schwieriger scheint, als das Rechte und Aechte, und weil die verkehrten Bestrebungen gewöhnlich den Fehlern und Gebrechen des Zeitalters selbst zusagen und entgegenkommen, die schwache Menge dahin führend, wohin sie selbst zu gehen nur nicht Kraft und Muth hat.

Lord Byron ist vielleicht das größte und fruchtbarste, aber auch das gefährlichste, Dichtergenie unsres Zeitalters. Im Anfange seiner männlichen Jahre *) thront er, wenn auch als Tyrann, auf dem Parnasse seines Vaterlandes, und mächtig wirkt sein Einfluß über das Meer nach Deutschland nnd Frankreich über. In diesem letzten Lande bringen Lord Byron's Werke revolutionaire Bewegungen hervor, weil die poetischen Elemente, welche sie dort finden, den ihrigen ganz feindlich sind, und dennoch scheinen sie sich geltend zu machen **). In Deutschland fehlt es ihnen nicht an nationalen Berührungspuncten und an Einleitungen und Vorbereitungen, wodurch denn

*) Er ist 33 Jahre alt.

**) Zu den auffallendsten Erscheinungen, die als Beispiele hier anzuführen sind, gehört die Verwandelung der Byron'schen Erzählung: der Vampyr, in ein französisches Melodrama, worüber das literarische Wochenblatt im vorigen Jahre Bericht erstattet hat.

eben ihre Wirkungen weniger einleuchtend sind. Wie aber Lord Byron's Gedichte den Wünschen und Bedürfnissen des Zeitalters zusagen, wird aus der hier mitgetheilten Charakteristik derselben deutlich werden. Ueberreizung, Ueberspannung und daraus erfolgte Erschlaffung scheint uns der Zustand zu seyn, in welchem der heutige Dichter die Mehrzahl der Gemüther seiner Leser zu finden voraussetzen darf. Wer versteht es besser, als Lord Byron, sie aufzurütteln, zu entflammen und zu durchschaudern? Aber wird diese gewaltsame Erschütterung zu neuer dauernder Lebensbewegung führen, oder noch mehr erschöpfen?

Eine ernste, ruhige und möglichst genaue Untersuchung über das Princip und den Charakter der Poesie des Lords, die wir in den folgenden Blättern geben, wird daher in Deutschland nicht überflüssig erscheinen, auch nach dem, was Göthe, Adolph Wagner und Andere über einzelne Werke oder einzelne Züge seiner Muse Treffendes gesagt haben.

W. M.

Lord Byron.

Lord Byron's Gedichte scheinen uns keineswegs genügend, ihm den Namen des ersten aller lebenden englischen Dichter zu erwerben, welcher ihm oftmals von Landsleuten, noch öfter jedoch von Ausländern ertheilt worden ist; es ist uns einleuchtender, daß der persönliche Charakter des Lords und die Geschichte seines Lebens ihn zu dem interessantesten und merkwürdigsten Dichter machen. Er ist das Wunder des Zeitalters, nicht dessen ächter Ruhm und wahre Krone; er gleicht einem seltenen Phänomen, das durch sein mächtiges Funkeln und Sprühen die ruhigen Sterne des Dichterhimmels dem Auge der Mitwelt wohl eine Zeit lang verdunkeln kann, ohne sie deswegen eigentlich zu überstrahlen; seine Poesie will und kann nur gewaltsam ergreifen, erschüttern, erstaunen, nicht allmählig immer inniger und fester anziehen und halten.

Es ist ein allgemeiner Grundsatz der Kritik, die Person des Dichters nicht mit seinen Gedichten in Berührung, Vergleich und Zusammenhang zu bringen. Dieser Grundsatz möchte aber einem Beurtheiler Lord Byron's schwer zu befolgen seyn. Fast in allen seinen Werken fühlt der Leser sich eben so

sehr von persönlichem Interesse an dem Dichter, als von poetischem an dem Gedicht bewegt, und in manchen mag das erstere sogar überwiegend seyn. Dieses persönliche Interesse nun hat Lord Byron nicht nur geflissentlich seinen Versen eingehaucht, sondern er hat auch seinen persönlichen Charakter so gern öffentlich ausgestellt, so gern die innigsten und heiligsten Verhältnisse seines Lebens, mit Vernachlässigung sowohl aller Selbstschonung, als auch der Delicatesse gegen Andere, deren Schicksal mit dem seinigen verflochten war, in den rechtmäßigen Bereich der Stimme des Publicums gebracht, daß der Kritiker, der hier Person und Werk trennte, nicht einmal im Geiste und nach dem Geschmack und Wunsch des Dichters verfahren würde, welchem offenbar poetischer Ruhm nicht genug galt, ohne persönlichen Ruf. Zwar hat uns Lord Byron nirgends ein bestimmtes und von ihm anerkanntes Selbstportrait gegeben; aber sein Verfahren in dieser Hinsicht scheint uns noch tadelnswerther. Er hat seinen Helden so gehässige Züge geliehen, daß eine persönliche Anerkennung ihrer Frevel gegen die Gesetze menschlicher Natur und Gesellschaft nicht möglich ist, ohne gänzliche Selbstzernichtung; ja, ein öffentliches Selbstbekenntniß solcher Frevel würde die Schuld ihrer Ausübung noch überwiegen; nun aber flicht der Lord auf das keckste und freieste, Thaten und Begebenheiten seines eigenen Lebens in die Geschichte seiner Helden und Schurken ein, und mischt ihre Gefühle und Meinungen mit den Maximen seiner eigenen Handlungsweise; ja, er hat Scenen aus den geheimsten Heiligthümern seines Privatlebens benutzt, um damit Darstellungen der Ausschweifung, der Verzweiflung und der Gewaltthätigkeit bis in das genaueste Detail auszuschmücken. Rousseau's Bekenntnisse sind anerkannte Selbstbe-

kenntnisse; mag man hie und da an ihrer vollständigen Wahrheit zweifeln, so sind sie immer als eine sich selbst überwindende Beichte von hohem Interesse. Ihre kleinlich pünctliche moralische Anatomie ist eben so bewundernswürdig, als die der feinsten Adern und Röhren des menschlichen Körpers; und mögen sie als eine nackte Selbstausstellung auch unanständig und beleidigend werden, so sind sie doch durch und durch mit persönlicher Verantwortlichkeit verknüpft, und die Phantasie des Lesers muß sich seinem moralischen Urtheil unterordnen. Lord Byron's Schöpfungen hingegen nehmen das poetische Gefühl des Lesers in Anspruch, indem sie bald an eine That, bald an eine Lebensregel des Dichters erinnern. Dadurch entsteht auch in des Lesers Herzen jene Verwirrung und Unsicherheit des Genusses, jenes Angezogenwerden und Zurückschaudern, indem bei ihm bald das ästhetische, bald das moralische Gefühl überwiegt: eine Spaltung und ein Wechsel, der sich nie fühlbar macht, wenn wir uns einer objectiven Darstellung des Bösen und Häßlichen hingeben. Der Eindruck, den ein Werk des Lord Byron in dem Leser zurückläßt, ist niemals ungemischt und rein: nicht ganz der eines Kunstwerks, und nicht ganz der einer wirklich erlebten Begebenheit, die nothwendig unser Gefühl für Recht und Schicklichkeit zunächst in Anspruch nimmt: das ästhetische und das moralische Urtheil kämpfen in uns, und darüber kömmt keins von beiden zu einem Ausspruche. Dazu kömmt, daß meistens gerade dasjenige, was uns moralisch widerwärtig ist, durch poetische Kraft herausgehoben erscheint, und die Neugierde durch eine lebhafte, dem Leben bis auf die kleinsten Umstände abgelauschte Darstellung solcher Scenen gereizt wird.

Aus diesen Gründen scheint uns Lord Byron's Verfahren zumeist tadelnswerth. Er gebe uns ent-

weder einen Childe Harold, einen Conrad rc. als historische Portraits seiner eigenen äußeren und inneren Natur, oder er lasse uns die Freiheit, über diese Charaktere zu urtheilen, wie über eine Statue, ein Gemälde, oder eine offenbar erdichtete Person. Wie es jetzt ist, verfließen die literarischen Mängel des Childe Harold mit den persönlichen Eigenthümlichkeiten des Dichters; und umgekehrt, wo es uns scheint, es sey dieser für zu arg gemißbrauchte poetische Freiheit verantwortlich, versteckt er sich hinter die Person seines erdichteten Helden, nachdem er uns durch die Wahrheit und Anschaulichkeit einzelner, aus seinem Leben copirter, Züge aus unsrem poetischen Genusse vorsätzlich herausgereizt hat. Diese Umstände bewirken auch vornehmlich das Ungleiche und Schwankende in dem Style des Lords, der sich, öfters nach Art einer fieberhaften Bewegung, schwellend zu Alles fortreißender Gluth und Kraft erhebt, und dann erschöpft wieder sinkt, in allen Zuständen eben so oft die Regeln des Geschmacks als das moralische Gefühl verletzend.

Ein persönliches Interesse von der bezeichneten Art kann auf keine Weise zu den Eigenschaften gezählt werden, welche poetische Kraft und Schönheit bilden: es erhöht nicht den Werth der Werke des Lords, wohl aber ihren Ruf, indem es dieselben zum Gegenstande der Klatschereien der neugierigen Menge macht, und dadurch manchen Leser gewinnt, den das reine poetische Interesse nicht hätte anziehen können. Daher kömmt es denn, daß man die Gewissensbisse des edlen Lords, seinen Menschenhaß, seine verwelkten Gefühle, seine jugendlichen Verirrungen und verblühten Hoffnungen im Munde der halbgebildeten Leserclasse bei Schüsseln und Theetassen herumtragen hört. Lord Byron's Genie sollte sich nie so herabwürdigen, solchem faden Geklatsch Stoff zu leihen;

und wenn er in der That Ursache zu melancholischen Erinnerungen hat, die sich dem Grauen der Verzweiflung nähern, so sollte er seinen Schmerz stolz zu seyn lehren, und nicht seinen eigenen schönen Versen an den Prometheus so arg widersprechen: *)

The rock, the vulture and the chain,
All that the proud can feel of pain,
The agony they do not show,
The suffocating sense of woe,
Which speaks but in its loneliness,
And then is jealous lest the sky
Should have a listener, nor will sigh
Until its voice is echoless.

Der Geier, Kett' und Felsgestein —
Wie grimm auch sey des Stolzen Pein,
Sie zeigen nicht den Todesschmerz,
Wie er zernagt das tiefste Herz.
Er spricht nur in der Einsamkeit,
Besorgt, daß in der Luft Azur
Ein Lauscher sey, und seufzet nur
Wo ohne Wiederhall das Leid.

Schmerzen, die in ihren Ursachen empörend, in ihren Wirkungen giftig und unheilbar sind, sollten so geheim gehalten werden, als ein tödtlicher Krebs — den wohl Keiner, der daran leidet, vor den Augen der Gesellschaft enthüllt, um dessen Farben bewundern und beschreien zu lassen. Leiden, welche tiefes Mitleid und freundliches Erbarmen erregen,

*) Das Gedicht, Prometheus überschrieben, steht im dritten Bande der Werke des Lords. London bei Murray 1819. S. 303.

wenn sie mit Würde ertragen, mit Zurückhaltung ausgedrückt werden, widern uns an, wenn sie schauspielerhaft benutzt werden, um die Menge zu rühren, wie z. B. die Krüppel, Mißgeburten und epileptischen Kranken auf den Märkten, welche aus den Augen des Publicums geschafft werden, nicht allein als an und für sich scheußliche Schauspiele, sondern auch, weil sie empfänglichen Dispositionen durch ihren monströsen und kranken Einfluß gefährlich werden können. Außerdem ist solchen Ausstellungen auch nicht immer zu trauen: es liegen ihnen oft Kunststücke, Ränke und Betrügereien zum Grunde, und manches Subject, das mühevoll auf Krücken durch die Straßen keucht, und auf seine Wunden und Gebrechen bettelnd hinzeigt, tanzt und zecht des Abends ohne Krücken und Wunden für das erjammerte Geld.

Es fehlt nicht an Gründen zu dem Argwohn, daß Lord Byron's Gram und Verzweiflung — die immer in seiner Federspitze sitzen, ausgenommen wenn er Anmerkungen zu seinen Gedichten schreibt, oder einen Beppo und Don Juan — größtentheils ceremonielle Gefühle sind. Wenigstens leihen sie zu jeder Zeit und Gelegenheit interessante Phrasen und poetischen Apparat, und überziehen die Person des Dichters in den Augen des Publicums, und besonders des weiblichen, mit jenem zauberisch melancholischen Wesen, das der Mehrzahl der gebildeten Stadtdamen reizender scheinen mag, als freie und frohe Unschuld. Merkwürdig ist es immer, daß Lord Byron's Dichtungen gerade von schwachen und empfindsamen Frauen mit dem innigsten Enthusiasmus ergriffen werden, wie dieses nicht nur aus England verlautet, sondern auch aus Paris, wo der Lord durch Frauenbeifall zuerst und zumeist die Höhe des Ruhms erreicht hat, auf welcher er jetzt steht.

Wenn wir uns auf das einlassen wollten, was von dem Leben und Treiben des Lords in England und dem Auslande bekannt ist, so würde es uns nicht an Belegen fehlen, die Wahrhaftigkeit seines Schmerzes und seiner Verzweiflung wankend zu machen. Aber es ist nicht unser Geschäft, das Leben des Lords, sondern dessen Gedichte zu prüfen, und wenn wir das erstere öfters berühren mußten, so geschah es doch nur in so weit, als der Lord es selbst in seine Werke einmischte. Uebrigens ist es uns gleichgültig, ob es ihm wirklich Ernst war, zu sterben, als er, sein Weib und Vaterland verlassend, sein berühmtes Farewell schrieb und also endigte:

Fare thee well! thus disunited,
Torn from every nearer tie,
Seared in heart and lone and blighted —
More than this, I scarce can die.

Lebe wohl du! — jeder Lust,
Jedem nähern Band entwunden,
Mit dem Brand in öder Brust,
Hab' ich schon den Tod gefunden. *)

Wir freuen uns aber, daß in diesen Todesnöthen noch so viel Lebensgeist und Lebenslust in der Seele des Lords zurückblieb, als erforderlich war, einen Beppo und Don Juan zu schreiben. Wozu nun aber diese schauspielerhaften Sterbewehen und Todeskrämpfe? Wozu, da der Lord noch dazu selbst auf Mitleid verzichtet?

I seek no sympathies, nor need;
The thorns which I have reaped, are of the tree

*) Nach der Uebersetzung von Breuer im ersten Bändchen der Brittischen Dichterproben.

I planted: they have torn me, — and I bleed;
I should have known what fruit would spring
from such a seed *).

Nicht such' ich Mitgefühl, noch ist mir's Rath.
Die Dornen, die ich pflücke, sind vom Baum,
Den ich gepflanzt, mein Blut nur klebt daran:
Wie er gesäet hat, so aerndtet Jedermann.

Das Seltsame, Lächerliche, Widersinnige solcher Jammerberichte fällt um so heller in die Augen, wenn wir uns die Person des zerknirschten Unglücklichen als dieselbe vergegenwärtigen, welche Hummer-Salat und Champagner-Punsch so trefflich zu loben versteht, welche als englischer Edelmann durch die Straßen von London galoppirend paradirt hat — kurz, der Name, der Stand, die Lebensweise des Lords bilden den vollständigsten Contrast zu dessen gereimten Gewissensbissen und Lebensresignationen, die, als Poesie, im Munde idealer Einsiedler an ihrer Stelle seyn möchten.

Wir haben unsere Kritik der Werke des Lord Byron mit der Aufzählung und Abwägung derjenigen Fehler und Mißgriffe eröffnet, welche das Urtheil der Menge, durch Bestechung des Mitleids und der Neugierde, für dieselben eingenommen haben. Wir würden uns geschämt haben, die Bewunderung, welche wir für das gewaltige Genie des Lords hegen, eher auszudrücken, bis wir uns gegen die Gemeinschaft mit jenen Bewunderern verwahrt, welche, gleich Götzendienern, den äußern, erborgten Schauspielflimmer seines Genies, statt dessen ächter inneren Kraft anbeten. Lord Byron ist das fruchtbarste und glän-

*) Childe Harold. Canto 4. Stanze 10.

zendste Dichtergenie des Zeitalters, nicht aber dessen größter Dichter. Ob er dieser seyn könnte, ist eine Frage, die nicht in dem Bereich menschlichen Urtheils liegt. Gewiß aber würde der Lord unerwäglich mehr leisten, wenn er, rein als Dichter, aller usurpirten Blendvortheile und Kunststücke entkleidet, mit andern Dichtern in einer Bahn nach dem Kranze der Unsterblichkeit ringen wollte. Sein Genie ist groß und stark genug, sich aus den tiefsten und verworrensten Irrwegen mit frischer Thatkraft herauszuarbeiten; es ist so bildsam und vielgestaltig, daß es von Extremen zu Extremen überspringen kann, wie namentlich seine leichtfertigen Dichtungen nach den tiefsinnigsten, schwermüthigsten, ein Don Juan nach einem Manfred, beweisen. Sollte der Sprung vom Unwahren zum Wahren, vom Gleißenden zum Aechten, vom Falschen zum Aufrichtigen allein unmöglich seyn?

Lord Byron's letztes Werk, Don Juan, ist eine ausgelassene, zügellose Satyre auf alle Schicklichkeit, alles feine Gefühl, alle Grundsätze, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten, zum Theil auf Personen seiner nächsten Verwandtschaft. Der Buchhändler hat selbst angestanden, den Namen des Dichters auf das Titelblatt zu setzen, und man hat durch schwankende Gerüchte das Interesse des Lesers in neugierigen Zweifeln über den Verfasser eine Zeit lang hinzuhalten gesucht. Noch kein Schriftsteller hat so frank und frei alle heiligen und geselligen Verbindungen des öffentlichen und häuslichen Lebens, alle menschlichen Bestrebungen und Beschäftigungen, kurz, alle äußeren und inneren Gesetze der menschlichen Natur und Gesellschaft verspottet und verhöhnt, und sie mit so consequenter epikureischer Skeptik zernagt und zerlegt, als Lord Byron in diesem Gedichte. Freilich trägt das ganze Zeitalter

einen Theil des Vorwurfs: es läßt sich gefallen, die feurige Lebendigkeit des Talents dazu angewendet zu sehen, ein Gelächter zu erheben über Dinge, welche die menschliche Handlungsweise ehren, und als einen Spaß zu behandeln, was nicht verunglimpft werden kann. Der Mensch lacht eben so leicht, als er leicht zu verlachen ist: seine Natur besteht aus Widersprüchen und Räthseln, die sich abwechselnd eben so oft verherrlichen als verspotten. Die Vereinigung und Auflösung dieser Widersprüche und Räthsel bleibt einem höheren Daseyn überlassen; uns liegt es ob, der Versuchung zu widerstehen, welche unsern Spottgeist gegen das Unerklärliche und Unergründliche unseres Wesens und Lebens anreizt.

Was das Verderbliche in den Wirkungen auf das Gemüth des Lesers betrifft, so halten wir dafür, daß Lord Byron's eben bezeichnete Frivolitäten, Beppo und Don Juan, weniger gefährlich sind, als seine ernsten Dichtungen. Denn jene treten, so im Styl, wie im Stoff, durch und durch als leichtsinnig, lieberlich, unverschämt auf, sie prahlen, wie Roués, mit ihrer Unmoralität, und wirken dadurch wie Caricaturen, die wohl zu einem unzüchtigen und schmutzigen Gedanken und Bilde aufregen können, aber niemals zur Nachahmung verführen; verführen kann das Laster nur in einer gleißenden Hülle der Tugend oder doch der Anmuth, und diese Hülle sinkt, wo das Laster sich offen, als solches, zeigt. Somit scheint es uns, daß Lord Byron's Beppo und Don Juan nichts Aergeres bewirken können, als die poetische Sprache England's mit einigen unzüchtigen Redensarten, und die Jugend, der sie in die Hände fallen, mit unreinen Phantasieen zu beflecken. Verführerischer sind des Lords ernste Dichtungen, die das Gemüth durch Liebe, Bewunderung, Mitleid, durch Leidenschaften aller Art erhitzen und

erweichen, die es auf den Flügeln der Begeisterung zu den Sternen emportragen, und dann erschöpft in den Pfuhl niederer Sinnlichkeit versenken.

Haben wir nun aber, von Seiten der Moral, weniger gegen einen Don Juan einzuwenden, als fast allgemein zu geschehen pflegt, so ist es uns, literarisch betrachtet, um so niederschlagender, ein Genie, wie Lord Byron's, so gemißbraucht und herabgewürdigt zu sehen. Wir sind es gewohnt, daß kümmerliche Talente sich den Beifall des gemeinen Publicums durch schlüpfrige und schmutzige Verse erbuhlen; solche Waare geht reißend ab und wird theuer bezahlt; sie dient dem entnervten und erschlafften Geschmack als Reizmittel, und sagt auf diese Weise den Bedürfnissen des Publicums zu. Und an solche Schriftsteller schließt sich nun Lord Byron an, er entheiligt die göttliche Flamme seiner Poesie, die das Höchste und Liebste der Menschheit mit ihren Strahlen verklären kann, so weit, um damit den ausgebrannten Busen erschöpfter Lüstlinge kitzelnd zu erwärmen.

Wir kehren zu den ernsten Dichtungen des Lords zurück. Der schnelle Wechsel des höchsten Pathos mit der leichtsinnigsten Spötterei, tiefer rührender Gefühle mit unanständigen Zweideutigkeiten oder Nacktheiten, herzzerreißender Gemälde des menschlichen Jammers mit rücksichtslosem Hohn gegen die ganze menschliche Natur, gegen die Schöpfung und den Schöpfer — und dieses Alles mit Ueberspringung des in der Mitte Liegenden, wo der hingerissene Leser ruhen und sich erholen könnte — dieses gewaltthätige Verfahren der Muse können wir nicht anders benennen, als eine übermüthige Tyrannei, die sich daran ergötzt, das Gemüth des Lesers durch Feuer und Eis, Lachen und Weinen, Mitleid und Verachtung, Liebe und Abscheu unablässig zu jagen. Dieser Cha=

rakter der Poesie des Lords ist ohne Beispiel und Vorgang, wenigstens in der englischen Literatur, und, wenn sich in andern Ländern Vergleichbares findet, so fehlt diesem doch die Kraft des Genies, welche allein im Stande ist, das Widernatürliche und Verkehrte wirksam und gefährlich zu machen. Die englische Literatur hat des Burlesken, Grotesken, der Caricaturen und des Unzüchtigen in großer Menge und hohem Grade: aber noch kein englischer Schriftsteller hat in der Verkappung hoher und edler Gefühle ein so frevelhaftes Spiel getrieben; keiner hat die Grundsätze des Guten und Rechten, das göttliche Bild in der Seele des Menschen so beleidigt, indem er die reinsten und besten Empfindungen des Geistes aufregte und sie mit sich zu den Höhen ewiger Schönheit und Liebe erhob, um sie dort plötzlich zu erschrecken oder zu beschämen durch Zerrbilder und Gespenster, oder indem er mit satanischem Hohngelächter einen Pfeil des Spottes und der Beschimpfung auf die heiligsten Gegenstände menschlicher Liebe und Verehrung schleuderte. Dadurch wird der Leser endlich dahin gebracht, den Dichter, das Gedicht, sich selbst und Alles um sich hassen und verachten zu lernen, wenn er nicht die Kraft hat, sich dem gewaltigen Zauber dieser Poesie zu entringen.

So viel von dem allgemeinen Princip und Charakter der Poesie des Lords. Wir gehen zu der Betrachtung seiner äußern Darstellungsweise, seines Styles in weiterer Bedeutung, über. Wir wissen, daß es Kritiker gibt, welche dem Lord den Namen eines ausgezeichneten Dichters streitig machen wollen, weil sein Styl zu unsicher, oft falsch, oft schwach sey; weil seine Empfindungen nicht selten unnatürlich, affectirt und übertrieben, seine Bilder grell und flitterhaft, seine Effecte gezwungen scheinen. Wir können diese Vorwürfe unterschreiben, stehen aber

dennoch nicht an, den Lord als einen der ausgezeichnetsten Dichter zu erkennen. Schon die Kraft und die Schnelligkeit seines Schwunges sichern ihm diesen Namen, besonders, wenn man erwägt, durch welche weite, reiche, wechselvolle Scenerie er fliegt. Er reißt den Leser mit glühender, unermattbarer Wärme über das unabsehbare Gebiet seines poetischen Weltatlas hin, der die Wunder der Geschichte, der Kunst und der Natur in den lebendigsten Bildern umschließt. Welcher Reisebeschreiber in Prosa hat uns jemals ein Land so in den eigenthümlichsten Farben und Formen seines Climas und seiner lebendigen und todten Natur, so in den wesentlichsten Bewegungen seines Lebens und Webens vor Augen geführt, wie Lord Byron fast eine halbe Welt? Wer vermag es, den tiefen wunderbar erschütternden Zauber des classischen Bodens, die erhebende und niederdrückende Gewalt alter Denkmäler, so ungeschwächt über Lande und Meere zu tragen und sie den Herzen der Menge einzuströmen?

Der zweite und der vierte Gesang von Childe Harold's Pilgerschaft, welche der Beschreibung der beiden classischen Länder, Griechenland's und Italien's, gewidmet sind, bieten uns fast in jeder Stanze glänzende Belege zu diesem Lobspruche dar. Wir wählen aus dem vierten Gesange zwei Stanzen über Rom als Beispiel aus; nach dem Isthmus von Korinth aber lassen wir uns lieber durch die Eingangsverse der Belagerung von Korinth versetzen, um die Anführungen aus dem erstgenannten Gedicht nicht, mit Zurücksetzung anderer Werke, zu sehr zu häufen.

Many a vanish'd year and age,
And tempest's breath, and battle's rage,

Have swept o'er Corinth; yet she stands
A fortress form'd to Freedom's hands.
The whirlwind's wrath, the earthquake's shock,
Have left untouch'd her hoary rock,
The keystone of a land, which still,
Though fall'n, looks proudly on that hill,
The landmark to the double tide
That purpling rolls on either side,
As if their waters chafed to meet,
Yet pause and crouch beneath her feet.
But could the blood before her shed
Since first Timoleon's brother bled,
Or baffled Persia's despot fled,
Arise from out the earth which drank,
The stream of slaughter as it sank,
That sanguin ocean would o'erflow
Her isthmus idly spread below:
Or could the bones of all the slain,
Who perish'd there, be piled again,
That rival pyramid would rise
More mountain-like, through those clear skies,
Than yon tower-capt Acropolis,
Which seems the very clouds to kiss.

Ging auch der Jahre, der Zeiten Fluth,
Des Sturmes Wehn, der Schlachten Wuth
Vorüber an Korinth; das Fort
Der Freiheit steht noch immer dort.
Die Windsbraut ras't, die Erd' erzittert,
Der graue Fels bleibt unerschüttert,
Und schließt ein Land, das, ob gedrückt,
Noch stolz nach jenem Hügel blickt,
Der Landmark, wo die dunkeln Wellen
An beiden Seiten rollend schwellen,
Als wollten sie den Damm verschlingen
Und kämpfend an einander dringen.

Doch könnte das Blut, das dort geflossen, —
Seitdem des Bruders Mord beschlossen
Timoleon, und nach bitterm Hohn
Der Perser Tyrann besiegt entflohn, —
Dem durstigen Boden wieder entquellen;
Man sähe geröthet das Meer davon
Hoch über den schmalen Isthmus schwellen:
Und würden von Allen, die dort erschlagen,
Die Gebeine über einander geschichtet;
Wohl möchte die Säule, so errichtet,
Noch höher zum blauen Himmel ragen,
Als dort der Akropolis höchster Thurm
Sich bietet dem reißenden Wolkensturm. *)

Die Stanzen über Rom sind folgende: (St. 78. 79.)

Oh Rome, my country! city of the soul!
The orphans of the heart must turn to thee,
Lone mother of dead empires! and controul
In their shut breasts their petty misery.
What are our woes and sufferance? Come and see
The cypress, hear the owl, and plod your way
O'er steps of broken thrones and temples, ye!
Whose agonies are evils of a day —
A world is at our feet as fragile as our clay.

The Niobe of nations! there she stands,
Childless and crownless, in her voiceless woe;
An empty urn within her withered hands,
Whose holy dust was scatter'd long ago;
The Scipios' tomb contains no ashes now;
The very sepulchres lie tenantless

*) Nach Breuer's Uebersetzung im zweiten Bändchen der Brittischen Dichterproben.

Of their heroic dwellers: dost thou flow,
Old Tiber! through a marble wilderness?
Rise, with thy yellow waves, and mantle her distress!

O Rom, der Seele Stadt, mein Vaterland!
Zu dir muß pilgern das verwaiste Herz,
Du Mutter todter Reiche! Hier am Strand
Der Tiber messen seinen winz'gen Schmerz.
Was ist hier unser Leiden? Kommt und seht
Hier die Cypresse, hört die Eul', auf Trümmern
Gestürzter Thron' und Tempel, wo ihr steht.
Ihr, deren Todeskampf nur Stunden hält,
Zerbrechlich ist, wie ihr, Staubmenschen, eine Welt.

Du Völker-Niobe! auf ödem Land
Stehst kindlos, kronenlos, in stummem Leid,
Den leeren Aschenkrug in welker Hand,
Deß heil'ger Staub ist lange schon verstreut.
Ohn' Asche liegt der Scipionen Grab,
Es wohnen in den weiten, öden Grüften
Nicht mehr die Helden — Tiber, fließ hinab
Durch deine Marmorwildniß, heil'ger Strom!
Schwill' auf, verhüll' in Fluth sein Elend deinem Rom!

Mag der Styl dieser Verse nicht der reinste der Poesie seyn, so wird doch Niemand leugnen können, daß er edel, großartig, reich, glänzend, lebendig ist, und daß die Musik der Verse des hohen Gegenstandes würdig klingt. Gedanke und Gefühl werden gleich mächtig von ihnen angesprochen und emporgehoben, und die Einbildungskraft ergeht sich entzückt unter den anschaulichsten Gemälden ferner Zeiten und Länder. Ueberhaupt scheint uns ein

Hauptzauber der Poesie des Lords in der Scenerie zu liegen; mögen andre Dichter mit ihm in der deutlichen Anschaulichkeit der Darstellung wetteifern, mag es ihnen auch gelingen, die Gegenstände unsrem Auge eben so nahe zu bringen; sicherlich aber bringt sie keiner so nahe unsrem Herzen, wie Lord Byron. Es ist der Glanz und die Farbe der geschilderten Gegenstände selbst, die uns aus seinen Versen entgegenleuchten, es ist das Licht des Himmels, das Wehen der Luft selbst, das wir fühlen, wenn wir, von ihm geführt, Meere und Länder überfliegen; und dennoch gibt uns kein Dichter die äußeren Gegenstände so sehr durch das Medium seiner inneren Natur wieder, wie Lord Byron. Fast nirgends stellt er eine Gegend, eine Naturerscheinung, eine Ruine, oder welcher äußere Gegenstand es sey, vor unsern Blick, ohne durch dieselben eine Reflection oder eine Empfindung zu wecken, und mit diesen die Scenerie hell oder trübe zu überziehen; so wie umgekehrt jede Reflection und Empfindung gleich ein äußeres Bild in Bereitschaft hat, um sich in dasselbe einzukleiden. Eben so wenig läßt er es hinter den Figuren seiner Helden an ausgemalter Scenerie fehlen, und er versteht es trefflich, jeder Begebenheit und jeder That den wirksamsten Hintergrund zu geben, bald durch Contraste, bald durch einen der Handlung entsprechenden Ort.

Aber auch dieser Charakterzug der Poesie des Lords ist nicht ohne Mißbrauch und Uebertreibung geblieben. Er eröffnet reiche Gallerieen, weite Aussichten voller Bilder der Pracht und Herrlichkeit, er füllt sie an mit Thaten des Ruhmes, Gefühlen der Leidenschaft, Thränen des Jammers, Erinnerungen an vergangene Größe und Schönheit; er führt Tausende in diese Welt der Wunder hinein, läßt sie staunen, anbetend sich beugen vor der Macht des Schick-

fals, vor der Größe der Natur, aber nicht, um dadurch den Einzelnen mit zu erheben und zu verherrlichen, sondern vielmehr, um diesen zu Nichts zu zerdrücken und zu erniedrigen, indem das ganze Geschlecht, die ungeheure Masse ihn ohne Veränderung und Theilnahme verschlingt.

Erschöpfende Beispiele solcher Naturschilderungen sind die Beschreibungen der Nacht und des Morgens die erste in der Belagerung von Korinth, (V. 313—344) die zweite im Lara, zu Anfange des zweiten Gesanges.

He (Alp the renegado) felt his soul become more light
Beneath the freshness of the night.
Cool was the silent sky, though calm,
And bathed his brow with airy balm:
Behind, the camp — before him lay,
In many a winding creek and bay,
Lepanto's gulf; and, on the brow
Of Delphi's hill, unshaken snow,
High and eternal, such as shone
Through thousand summers brightly gone,
Along the gulf, the mount, the clime;
It will not melt, like man, to time:
Tyrant and slave are swept away,
Less form'd to wear before the ray;
But that white veil, the lightest, frailest,
Which on the mighty mount thou hailest,
While tower and tree are torn and rent,
Shines o'er its craggy battlement;
In form a peak, in height a cloud,
In texture like a hovering shroud,
Thus high by parting Freedom spread,
As from her fond abode she fled,

And linger'd on the spot, where long
Her prophet spirit spake in song
Oh, still her step at moments falters
O'er wither'd fields and ruin'd altars,
And fain would wake, in souls too broken,
By pointing to each glorious token.
But vain her voice, till better days
Dawn in those yet remember'd rays
Which shone upon the Persian flying,
And saw the Spartan smile in dying.

Ihm (dem Renegaten Alp) ist, als ob er in der Kühle
Der Nacht sein Herz erleichtert fühle;
Zwar ruhig war, doch frisch die Luft,
Durchzogen von balsam'schem Duft:
Dort hinter'm Lager schimmert die See,
Sich windend in Lepanto's Buchten,
Und über dunkeln Felsenschluchten,
Auf Delphi's Höhen glänzt der Schnee,
Den tausend Sommer licht und heiß
Geschmolzen nicht vom ew'gen Eis,
Wo er, den Zeiten trotzend, steht,
Indeß der Mensch wie Dunst zergeht, —
Wie Dunst die Sklaven und Tyrannen,
Die Alle vor dem Strahl zerrannen;
Bäume verblühten, Besten zerstoben;
Doch jener weiße Schleier, gewoben
Um mächt'ger Berge rauhe Zinnen,
Mag immer neuen Glanz gewinnen;
Er ruht auf Felsen im Wolkenreich,
Dem flatternden Leichentuche gleich,
Das dort die Freiheit ausgehängt,

Als sie, vom Lieblingssitz verdrängt,
Am Gipfel weilte, von wo noch lang'
Ertönte ihr prophet'scher Sang.
Noch schleicht sie oft über die Oede hin,
Vorbei an eingestürzten Altären,
Und möcht' in der Männer gebroch'nem Sinn
Rühmlicher Erinnerung Kraft bewähren.
Vergebens — bis wieder in bessere Zeiten
Die unvergess'nen Strahlen sich breiten,
Die einst beleuchtet des Persers Verderben
Und des Spartaners lächelnd Sterben. *)

Weniger prächtig, aber noch charakteristischer durch den Contrast des lebensfrischen Morgens mit der menschlichen Vergänglichkeit und Verwesung ist die zweite Stelle:

Night wanes — the vapours round the mountains curl'd
Melt into morn, and Light awakes the world.
Man has another day to swell the past,
And lead him near to little, but his last;
But mighty Nature bounds as from her birth,
The sun is in the heavens, and life on earth;
Flowers in the valley, splendour in the beam,
Health on the gale, and freshness in the stream.
Immortal man! behold her glories shine,
And cry, exulting inly, „they are thine!"

*) Nach Breuer's Uebersetzung im zweiten Bändchen der Brittischen Dichterproben.

Gaze on, while yet thy gladden'd eye may see;
A morrow comes when they are not for thee:
And grieve what may above thy senseless bier,
Nor earth nor sky will yield a single tear;
Nor cloud shall gather more, nor leaf shall fall,
Nor gale breathe forth one sigh for thee, for all;
But creeping things shell revel in their spoil,
And fit thy clay to fertilize the soil.

Die Nacht versinkt — der Nebel auf den Höhn
Muß in des Morgenlichtes Strahl zergehn.
Ein neuer Tag dem Menschen wieder winkt,
Der näher ihn dem letzten Tage bringt.
Wie neugeboren ringt sich auf Natur:
Am Himmel Glanz, und Leben auf der Flur,
Im Thale Blüthen, drüber Glanz und Gluth,
Die Luft so rein und leicht, so kühl die Fluth!
Unsterblicher, schau' dieser Glorien Schein,
Und ruf' entzückt im Herzen: sie sind dein!
So lang dein Blick noch schauen mag, schau an!
Ein Morgen kömmt, den er nicht sehen kann
Und was an deiner Bahr' auch jammern mag,
Es weinet Erd' und Himmel dir nicht nach.
Kein Wölkchen graut, es fällt kein Blättchen ab,
Kein Lufthauch wehet seufzend um dein Grab;

Doch Wurmgezücht wühlt in dem Fleisch
und Bein,
Bis du dem Boden magst ein Dünger
seyn.

Dieser Charakter spricht sich am schroffsten in den Naturschilderungen in Manfred aus, deren kühnes Zusammenfassen kolossaler Massen in den Gesängen der Elementargeister den höchsten Grad erreicht, z. B. in jenen Versen des Berggeistes:

Mont Blanc is the Monarch of mountains,
They crown'd him long ago
On a throne of rocks, in a robe of clouds,
With a diadem of snow.
Around his waist are forests braced,
The Avalanche in his hand;
But ere it fall, that thundering ball
Must pause for my command.
The Glacier's cold and restless mass
Moves onward day by day;
But I am he, who bids it pass,
Or with its ice delay.
I am the spirit of the place,
Could make the mountain bow
And quiver to his cavern'd base —
And what with me wouldst thou?

Montblanc ist der Fürst der Gebirgshöhn,
Sie krönten ihn wohl schon eh'
Auf felsichtem Thron und im Wolkengewand
Mit dem Stirnenband von Schnee.
Als Gurt umzieht ihn ein Forstgebiet,
Die Schneelawin' in der Hand —
Doch hält vor dem Fall der donnernde Ball
Auf mein Geheiß noch Stand.

Des Gletschers kalt rastlose Last
Rollt vorwärts Tag für Tag.
Ich hemm' allein des Eises Hast,
Lenk' auch wohl ab den Schlag.
Ich bin der Geist vom Bergesrund;
Wollt' ich's, mir nickt er zu,
Schrumpft' ein in seinen Höhlengrund —
Sag, was begehrest Du? *)

Nicht minder furchtbar und drückend ist die Größe der Darstellung in den Versen des Luftgeistes:

I am the Rider of the wind,
The stirrer of the storm;
The hurricane I left behind
Is yet with lightning warm;
To speed to thee, o'er shore and sea
I swept upon the blast:
The fleet I met sail'd well, and yet
'T will sink ere night be past.

Windrosses Herr erschein' ich hier;
Aufras't auf mein Geheiß
Der Sturm; die Windsbraut hinter mir
Glüht noch von Blitzen heiß.
In Hast einher über Land und Meer
Fegt' ich mit Sturmeswehn.
Her schwamm in Pracht eine Flotte; zu Nacht
Muß sie doch untergehn. **)

Schon in der Wahl und Hervorhebung der Scenen erkennt man in Lord Byron die Hinneigung zu

---

*) Nach Adolph Wagner's Uebersetzung.

**) Nach derselben Uebersetzung.

der Nachtseite der Natur. Nicht leicht läßt er sich eine Gelegenheit entschlüpfen, das hoffnungsloseste Elend der Zerknirschung und Zerstörung, in grassen, scheußlichen Bildern bis auf die kleinsten Züge, man könnte sagen con amore, auszumalen. Auf Leichenfeldern und in den Gruben der Verwesung sitzt seine Muse, einer Nachteule gleich, und weidet sich an dem Röcheln der Sterbenden, an hoffnungslos brechenden Augen, an dem starren Grinsen der mit einem Fluche Dahingefahrenen, ja, sie verfolgt, mit anatomischer Genauigkeit, die menschliche Verwesung durch die ganze Stufenleiter ihrer gräßlichen Wirkungen. Wir erinnern nur an die Beschreibung des Leichenfeldes in der Belagerung von Korinth, (V. 410 ff.) an den Carneval der Hunde über den Todten *), um mit dem Dichter zu reden. Ueber solche Scenen fliegt die reine Muse schnell hinweg, oder wenn sie darauf verweilen muß, wirft sie den Schleier darüber hin, den die Hoffnung aus dem Zauberlichte des Jenseits webt. Wer in den tiefsten und finstersten Abgrund der Phantasie des Lord Byron schauen will, der lese das Gedicht: The Darkness (die Finsterniß): **)

A Dream, which was not all a Dream.

Ein Traum, der doch nicht ganz ein Traum war.

Unser Herz schaudert vor dem Gedanken zurück, daß ein Mensch so träumen könne, und wir glau-

*) The lean dogs hold over the dead their carnival.

**) Eine gelungene Uebersetzung liefert der zweite Band der Brittischen Dichterproben.

ben es dem Dichter gern, daß dieser Traum nicht ganz ein Traum war. Aber auch als Phantasie des Wachens, wie furchtbar! Da ist nichts als Finsterniß, Tod, Stille und Verwesung — kein Lüftchen, kein Strahl, keine Hoffnung zieht von oben her, über die in dumpfer Nacht vermodernde Schöpfung.

Diese Darstellungsweise des Lords fliest wieder mit seinen philosophischen Weltansichten und Lebensmaximen zusammen, und diese finden wieder ihre Begründung in der Persönlichkeit des Dichters, so daß also auch bei der Kritik des Styls der Kreislauf von moralischer zu ästhetischer Betrachtung sich geltend macht. Eigentliche Mängel und Fehler des Styls sind schon oben angedeutet worden, aber auch diese, mögen sie auch noch so sehr in die Augen fallen, haben jene zauberhaft anziehende und durchdringende Gewalt, die über alle Fehler und Mängel triumphirt, und die diesem Dichter, wohin er auch wandeln mag, ein zahlloses Gefolge aus seiner und aus fremden Nationen nachzieht.

Die Popularität der Poesie des Lords gründet sich auch in dieser Hinsicht zum Theil auf Eigenthümlichkeiten, welche die Kritik nicht empfehlen kann, und welche dem persönlichen Interesse, das wir oben charakterisirt haben, in ihren Motiven verwandt sind. Das reiche, wechselvolle, bewegliche Leben des Lords hat die schönsten und würdigsten Namen der Welt — solche, die selbst in dem Ohre des Ungebildeten und Ungelehrten die tiefsten Gefühle, die edelsten Ideen vertreten — in sich aufgenommen und mit seiner Person und seiner Poesie verschlungen. Athen, Arqua, Rom und Venedig fallen in das Gebiet, über welches seine Muse herrscht; er hat Waterloo als ein Fremder, sagt ein englischer Kritiker, und Thermo=

pylä als ein Engländer besucht *); er hat Napoleon's Fall als ein Freund der Freiheit gefeiert, und hat mit Entzücken dessen Triumphe als ein Barde des Despotismus besungen; Marie Louise „des stolzen Oesterreichs trauernde Blume" **) hat in einem Theater nach ihm gefragt; junge Damen, besorgt für seine ewige Seligkeit, haben Briefe an ihn geschrieben; er hat den Hellespont durchschwommen, und nicht nach einer Hero, sondern nach Ruhm:

He***) swam for Love, as I for Glory.

Er schwamm um Lieb', und ich um Ruhm.

---

*) Dieser Unterschied eines Fremden und eines Engländers scheint uns unbegründet, wie denn überhaupt die Engländer in der Beurtheilung der politischen Grundsätze Lord Byron's ungerecht sind. Lord Byron mag ein schlechter Patriot seyn, aber das sollte keinen Engländer bewegen, das Großartige und Consequente in der politischen Weltansicht des Lords zu verkennen. Er läßt sich durch Namen nicht imponiren und bestechen, und eine gewonnene Schlacht scheint ihm des vergossenen Blutes nicht werth, wenn durch sie nichts, als eben eine Schlacht, gewonnen ist. Auch will er nichts von dem Jubel über einen gestürzten Tyrannen hören, wenn dieser Sturz die Menschheit zur Sklavin vieler Tyrannen gemacht hat. Eben so lösen sich die Widersprüche über Napoleon in Lord Byron's Poesie durch die Widersprüche des Zeitalters und seiner Machthaber auf.

**) Proud Austria's mournful flower.

***) Leander.

Ein Mann, der Ansprüche hat, Alles dieses dereinst auf seinem Grabsteine eingraben zu lassen, kann keine Ursache haben, zu fürchten, eine Beute der „stummen Vergessenheit *) zu werden", wie er selbst so oft sagt, z. B.:

If my fame should be, as my fortuanes are,
Of hasty growth and blight, and dull oblivion bar
My name from out the temple where the dead
Are honour'd by the nations — let it be — **)

Soll, wie mein Schicksal war, auch seyn mein Ruhm,
Schnell blüh'nd und welkend — soll das Heiligthum
Vergessenheit vor meinem Namen sperren,
Wo Völker Todte ehren — sey es drum!

Das Princip des Chiaroscuro erhöhet ebenfalls die Gewalt der Poesie Lord Byron's. Ein dunkler Gedanke, ein finstres Bild werden hingestellt, um auf diesem Hintergrunde einer lieblichen Beschreibung, einer sanften Regung, einer freundlichen Gestalt ein desto höheres und helleres Relief zu geben. Oft zwar geschieht dieses mit zu vielem Schein der Absichtlichkeit, oft aber auch mit eben so vielem Geschick, als Gefühl, wie z. B. in jener herrlichen Stanze des Childe Harold, (Canto III. St. 98.):

The morn is up again, the dewy morn,
With breath all incense, and with cheek all bloom,

*) Dumb forget fulness.

**) Childe Harold C. IV. St. 9. 10.

Laughing the clouds away with playful scorn,
And living as if earth contained no tomb. —

Der thaubeperlte Morgen ist erwacht,
Mit Rosenwangen, hauchend Balsamduft,
Und lacht in heitrem Hohn der Wolken Nacht
Hinweg, als sey auf Erden keine Gruft.

Wir kennen nichts Wahreres, Originelleres, das Gefühl eines Jeden Ansprechenderes, als den Vers,

And living as if earth contained no tomb —

der durch die helle, heitere Scene wie ein stiller, nachdenklicher Todesengel fliegt. Es ist, als ob Jeder ihn schon empfunden habe, als ob Jeder ihn habe aussprechen wollen, und als ob der Dichter uns jetzt plötzlich den lange gesuchten Ausdruck in den Mund lege. Eben so glücklich hüllt er die Scenen irdischer Vergänglichkeit, die Ruheplätze historischer Melancholie in die Reize der blühenden Natur.

Where'er we tread 'tis haunted, holy ground;
No earth of thine is lost in vulgar mould,
But one vast realm of wonders spreads around,
And all the Muse's tales seem truly told,
Till the sense aches with gazing to behold
The scenes our earliest dreams have dwelt upon:
Each hill and dale, each deepening glen and wold

Defies the power which crush'd thy temples
gone:
Age shakes Athena's tower, but spares gray Marathon. *)

Wo unser Fuß auch tritt, ist heil'ger Grund,
Im ganzen Lande kein gemeiner Kloß;
Auf dieses Wunderreiches weitem Rund
Scheint Wahrheit, was von Sängerlippen floß.
Der Macht, vor der der Glanz Athen's zerrann,
Beut Feld und Wald, beut Thal und Hügel Hohn:
Athene's Tempel sank, du grünest, Marathon!

Zu den Eigenthümlichkeiten des poetischen Styls des Lords gehört überhaupt das rasche Ueberspringen, das grelle Nebeneinanderstellen des Entgegengesetzten, zu welcher Eigenschaft das Chiaroscuro eigentlich mit zu rechnen ist. Besonders scheint der Lord etwas darin zu suchen, seine sanften und zärtlichen Gefühle in die Nachbarschaft der stärksten und männlichsten zu bringen, oder ihnen einen rauhen und wilden Hintergrund zu geben. Dadurch wirken denn diese sanften und zärtlichen Gefühle rührender auf das Gemüth des Lesers, der gewohnt ist, Weiber und Knaben weinen und zerschwilzen zu sehen, nicht aber den Mann, der den Stürmen des Meeres unbewegt trotzt, der den Ocean, wie ein kühner Reiter sein Roß, sich aufbäumen läßt, der den Hellespont durchschwimmt, der auf Rom's und Athen's Ruinen die Vergänglichkeit irdischer Freuden und Leiden überdacht hat. Ein Beispiel genüge für viele:

Is thy face like thy mother's, my fair child,
Ada, sole daughter of my house and heart?

*) Childe Harold. C. II. St. 88.

When last I saw thy young blue eyes they
smiled,
And then we parted, not as now we part,
But with a hope —
Awaking with a start,
The waters heave around me, and on high
The winds lift up their voices etc. etc.

Ada, gleicht dein Gesicht der Mutter jetzt,
Mein einzig Kind im Herzen und im Haus?
Als ich dein blaues Auge sah zuletzt,
Da lächelt' es, und hoffend zog ich aus —
Wie anders heut'! —
Erwachend fahr' ich auf,
Und um mich schwell'n die Wogen, und die Winde
Erheben heulend ihre Stimmen —

Und in der folgenden Stanze:

Once more upon the waters! yet once more!
And the waves bound beneath me, as a steed,
That knows his rider. Welcome to their, roar!
Swift be their guidance, wheresoe'er it lead!
Though the strain'd mast should quiver as
a reed,
And the rent canvas fluttering strew the gale
Still must I on.

Noch einmal auf die Wasser denn hinaus!
Und gleich dem Roß, das kennt den Reiter, springt
Die Woge unter mir. Heil dem Gebraus!
Nur schnell, wohin sie auch den Pilger bringt!
Ob knickt, wie Rohr, der überstrengte Mast,
Ob auf der Fluth zerriss'ne Segel flattern,
Doch muß ich fort.

Diese Anfangsverse des dritten Gesanges des Childe Harold gehören zu den rührendsten, die wir von Lord Byron kennen, und die weiche, in Zärtlichkeit hinschmelzende Anrede des Vaters an seine einzige, ihm durch die Scheidung von der Mutter entrissene, kleine Tochter, wird noch um Vieles ergreifender durch die plötzliche Entrückung des Sprechers in die Stürme des Oceans. Eben so hat der Dichter unmittelbar vor den liebevollen, herzlichen Versen, womit er diesen Gesang schließt, und welche an dieselbe Tochter gerichtet sind, *) seine misanthropischen Gesinnungen in zwei Stanzen ausgesprochen:

I have not loved the world, nor the world me.

Ich liebte nicht die Welt, noch die Welt mich.

Es scheint uns, daß dieses Benutzen der Contraste mehr der Beredsamkeit und Declamation anstehe, als für die Poesie zu empfehlen sey. Ueberhaupt opfert Lord Byron nicht selten die reine, so zu sagen, sich selbst unbewußte Schönheit und Unschuld der Poesie dem glänzenden, gesuchten Schmucke declamatorischer Beredsamkeit auf. Er findet hierin manche Vergleichungspuncte mit Tasso, dessen Declamation aber einigermaßen in dem Charakter der ganzen italienischen Poesie ihre Begründung und Ent-

---

*) St. 115 u. ff.:

My daughter, with thy name this song begun,
My daughter, with thy name thus much shall end etc. etc.

Mit deinem Namen, Kind, begann das Lied,
Mit deinem Namen, Kind, soll's enden auch.

schuldigung findet. Lord Byron steht einzelner unter seinen Landsleuten, welche wahre und ganze Gefühle nicht in die pomphaften Falten und Wogen eines Rhetormantels einzuhüllen gewohnt sind. Jede Declamation macht die Wahrheit des Ausgesprochenen verdächtig; und so stehen wir denn wieder auf dem Puncte, wo die ästhetische Beurtheilung des Styls, in die moralische des persönlichen Charakters des Lords übergehen will.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Charaktere der Helden und Heldinnen der Gedichte des Lords. Seine Frauen sind alle von schöner, glänzender Bildung, jedoch ohne besonders eigenthümliche Züge. Sie alle ergötzen und reizen den Mann, sie können auch wohl Entzücken in seiner Brust erwecken, und so lieben sie, blenden und sterben. Ihr Ideal ist immer im Orient zu suchen:

Where the virgins are soft as the roses they twine. *)
Wo die Jungfrauen zart, wie die Rosen im Kranz.

Sie sind Huris, welche die Freuden der Sinnlichkeit mit himmlischen Reizen vergöttern. Sie sind mild, schweigsam, hingebend, Geschöpfe, wie der Mann sie zum Genusse ungetrübter Seligkeit nur wünschen kann, wie sie aber Wenige zu Begleiterinnen auf dem Pfade des irdischen Lebens erwählen würden. Sie haben alle liebliche Schwachheiten ihres Geschlechts, und alle Macht, welche körperliche Reize üben können: ihre Blicke wechseln in Sonnenglanz und Mondenschimmer, und sind am unwiderstehlichsten im matten Scheine der Nacht; sie seufzen mehr, als

*) Bride of Abydos. Vers 14.

sie sprechen, und ihre Seufzer gleichen dem Flüstern des Abendwindes; ihre ganze Existenz ist ihre Schönheit und ihre Liebe. Aber vergebens suchen wir in Lord Byron's Frauen nach Spuren und Zügen von jener Zärtlichkeit der Liebe, die in den Tiefen der Seele wohnt und mit dem Willen und der Vernunft in Eintracht lebt; von jener in der Erkenntniß männlicher Größe und Würde sich aufopfernden und unterwerfenden Weiblichkeit; von jener innigen und vollständigen Vereinigung des Lebens, welche dem ehlichen Bande Werth und Festigkeit giebt, und die Vergänglichkeit irdischer Triebe durch höhere Weihe besiegt.

Haidee im Don Juan ist vielleicht Lord Byron's bestes weibliches Bild. Ihre Zärtlichkeit scheint aus einer Tiefe der Seele zu fließen, die wir in den übrigen Heldinnen seiner Gedichte nicht ahnden; ihre Gefühle sind edel und erheben sie, wie eine Königin, über Lord Byron's weibliche Welt.

Sein Ideal weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit läßt sich wohl am deutlichsten aus folgender Beschreibung Zuleika's abnehmen: (Bride of Abydos V. 158. ff.)

Fair, as the first that fell of womankind,
When on that dread yet lovely serpent smiling,
Whose image then was stamped upon her mind —
But once beguiled — and ever more beguiling;
Dazzling, as that, oh! too transcendant vision
To Sorrow's phantom-peopled slumber given,
When heart meets heart again in dreams Elysian,

And paints the lost on Earth revived in heaven —
Soft as the memory of buried love;
Pure as the prayer which childhood wafts above;
Was she —
Who hath not proved, how feebly words essay,
To fix one spark of Beauty's heavenly ray?
Who doth not feel, until his failing sight
Faints into dimness with its own delight
His changing cheek, his sinking heart confess
The might — the Majesty of Loveliness?
Such was Zuleika — such around her shone
The nameless charms unmarked by her alone;
The light of love, the purity of grace,
The mind, the Music breathing from her face,
The heart whose softness harmonized the whole —
And, oh, that eye was in itself a Soul!
Her graceful arms in meekness bending
Across her gently-budding breast —

Schön war sie, wie die erste Sünderin,
Die, jener Schlange süßem Gift erliegend,
Ihr Bild fest eingeprägt behielt im Sinn —
Einmal betrogen, immer dann betrügend;
Entzückend, gleich der himmlischen Erscheinung,
Vor der des Kummers Larven all zergehn,
Wenn Herzen in elysischer Vereinung,
Was sie beweint auf Erden, wiedersehn;
Sanft, wie begrab'ner Lieb' Erinnerung,
Rein, wie des kindlichen Gebetes Schwung,
War sie —
Wie schwach die Worte sind, wer weiß es nicht,
Zu fassen einen Strahl von solchem Licht?
Wer fühlt es nicht, bis daß mit Dunkelheit

Den Blick umhüllt die eig'ne Seligkeit,
Wie laut des Herzens Angst, der Wangen Brennen,
Der Schönheit Macht und Majestät bekennen?

So strahlt sie in namloser Reize Schein,
Die unbemerkt geblieben ihr allein —
Der Anmuth Lauterkeit, der Liebe Licht,
Musik, die weht aus ihrem Angesicht,
Das Herz, das Alles so harmonisch eint,
Das Aug', in dem die ganze Seele scheint,
Die Arme reizend sich verschlingend
Um ihre knospenzarte Brust. —

Eben so reizend und nicht weniger umständlich ist die Beschreibung der Leila im Gedichte: The Giour, (V. 473 ff.) und andrer Heroinnen des Lords; aber vermag diese Beschreibung wohl mehr, als das unbestimmte Bild einer zarten, schwachen Schönheit uns vor Augen zu stellen, das durch keinen charakteristischen Gesichtszug sich von einem andern unterscheidet? Man nehme diesen Frauen ihre Namen Zuleika und Leila, und wie sie heißen mögen, und etwa eine Auszeichnung in dieser oder jener Farbe, und sie fließen wesenlos ineinander. Eben so wenig, wie es dem Lord gelingt, bestimmte und sichere Persönlichkeiten der Frauen zu zeichnen, versteht er es auch, sie durch Charakterhaltung aus der allgemeinsten Natur und Weise ihres Geschlechts hervorzuheben. In gleichen Verhältnissen würde fast jede so leben und handeln, wie die, welche eben in dieser oder jener Erzählung auftritt, und man könnte diese Heldinnen mit veränderten Namen leichtlich aus einer in die andere Begebenheit versetzen, ohne dadurch den Verlauf der Fabel zu verändern. In der Schwach-

heit ihrer Natur und der Bewußtlosigkeit ihres Herzens, sind sie sich fast alle gleich: was sie unterscheidet, sind die Umstände, die freundlich oder feindlich auf sie einwirken.

Noch unsicherer sind die Charakterzeichnungen der Helden des Lords, und auch noch einförmiger. Der Giour, der Corsar, Alp, der Renegat, imponiren allerdings beim ersten Auftritt, theils durch die großartigen oder glänzenden Verhältnisse, welche sie umgeben, theils durch eigene Fülle und Kraft der Natur. Sie sind tapfer, rachsüchtig, unglücklich, unbiegsam: sie alle lieben, fechten, verzweifeln und sterben. Was aber ihre Gesichtszüge, wie ihren Charakter schwankend und oft widersprechend macht, ist die schon oben berührte Einmischung der Persönlichkeit des Dichters in die Denkart und Handlungsweise seiner Helden. Dieses Verfahren bewirkt jenes flimmernde Ineinanderschweben zweier Bilder, welches schwachen Augen bei einem langen, starren Hinblicke auf einen Gegenstand zu begegnen pflegt. Manfred und Lara allein möchten hier als Ausnahmen angeführt werden können, besonders der Letztere, dessen Bild und Charakter sich in eigenthümlichen Formen und Zügen erhalten; und die beiden Gedichte, welche nach ihnen benannt sind, scheinen uns die glücklichsten Schöpfungen des Lords.

Aber glänzen und glühen nicht alle Gedichte des Lords von dem Feuer des Genies? — Man kann über ihre Fehler und Gebrechen Mancherlei sprechen; aber ihrer Gewalt, ihrem Zauber mag Keiner widerstehen; sie wirken augenblicklich, wie mit elektrischer Kraft, der auch der Kritiker, indem er kritisirt, nicht entgehen kann, wie ein Naturforscher, der einen elektrischen Fisch zergliedert, während der Arbeit des-

sen Schläge fühlen muß. *) Lord Byron ist Dichter, wenn je Einer diesen Namen verdient hat, und ihn einen schlechten Dichter zu nennen, wäre eigentlich ein Widerspruch: er ist Meister in seiner Art, und nicht gegen seine Meisterschaft in der Dichtkunst, sondern gegen die Art und Weise, in welcher er diese geltend macht, haben wir gesprochen. Wir haben ferner behauptet, daß er sich unnützer und unwürdiger Mittel bediene, diese seine Meisterschaft in weiteren und breiteren Ruf zu setzen, als wahrer Ruhm dessen bedarf. Dennoch geben Beppo und Don Juan, die diesen letzten Vorwurf besonders begründen, wieder die wunderbarsten Beweise der Biegsamkeit und Gewandtheit seiner poetischen Kraft

---

*) Was Lord Byron von seinem Helden Lara (Lara. V. 371 ff.) sagt, paßt trefflich auf ihn selbst:

None knew, nor how, nor why, but he entwined.
Himself perforce around the hearers mind.

Er schlingt, man weiß nicht wie, und nicht warum,
Gewaltsam sich um aller Hörer Herzen.

Und weiter unten:

From the breast
He forced an all unwilling interest.

Theilnahme zwingt er gegen unsern Willen
Aus unsrer Brust heraus.

VIII.

Ritornelle.

Von

Friedrich Rückert.

Ritornelle.

Laßt Lautenspiel und Becherklang nicht rasten,
So lang' es Zeit ist zu der Jugend Festen.
Ist Fasching aus, so folgen dann die Fasten.

Laßt uns mit Rosen ein Gespräch anfangen,
Sie sind auf unsern Fluren heut erschienen,
Wer weiß? vor Morgen sind sie weggegangen.

O wie du mich zu kränken bist beflissen!
Du willst auf mich kein Blickchen fallen lassen.
Sonst senken doch ihr Köpfchen die Narcissen.

Die Lieb', in Fesseln deines Haars geschlagen,
Sprach: Für ein liebenswürdiges Verbrechen
Geziemt es liebenswürd'ge Ketten tragen.

O Herrin unbegrenzter Schönheitsreiche!
Ich messe meiner Liebe Himmelstriche,
Und fürchte nicht, daß ich an Macht dir weiche.

Wenn ich's von dieser schönen Wang' erwerbe,
Daß sie um mich anlegt der Trauer Farbe,
So soll man mich beneiden, wenn ich sterbe.

Ich bin ihr treu, die meines Lebens waltet,
Die mit dem Lächeln mir die Seele schmelzet,
Und mit dem Blicke mir den Busen spaltet.

Sag, welches Pfades willst du dich bedienen?
Daß Blut des Herzens und des Auges Thränen
Daselb dir streuen Perlen und Rubinen.

Blick' um dich, und am Weh der Welt dich weide,
Wie Männerwangen werden bleich vor Liebe,
Und Frauenangesichte blaß aus Neide.

Ein Quell des Lebens fließt in deinem Auge;
Ich bitte Gott, daß er da nie versiege,
Ob ich aus ihm auch meinen Tod nur sauge.

Du würdest zwar, schön wie du bist, es bleiben,
Ob auch dich nicht bekleidete mein Lieben,
Doch laß das Kleid um dich sein Flattern treiben.

Der Freundin Bild ist in mein Aug geflossen;
Die Hand des Schöpfers ewig sey gepriesen,
Die mir das Aug zum Sehn hat aufgeschlossen.

Zwei Perlen, welche mir im Auge hangen,
Sind die zwei Zeugen der Versicherungen,
Die ich aus meiner Liebsten Mund empfangen.

Geschmückt von Anmuth und gekrönt von Treue!
So schön ist keine Blum' im Frühlingsthaue,
Wie du mir ewig gleich und immer neue.

O Schönheit aus des Himmels höchstem Kreise!
Du bist ein Vogel aus dem Paradiese;
Wie findest du auf Erden Trank und Speise?

O Taub' in's Herz mir himmelher geflattert!
Das goldne Gitter dieses Käfigs zittert
Vor Lust, wenn es bedenkt, wen es umgattert.

Was du mein liebend Herz hast leiden lassen,
Das möge Keiner, der mich liebet, wissen!
Nicht mögen es empfinden, die mich hassen!

Hell Angesicht vom dunklen Haar umflogen;
So sah ich einst am schönsten Frühlingstage
Der Sonne Glanz von duft'ger Wolk' umzogen.

Das Auge sah der Locken holde Wirrung,
Und sprach: Hier will es Blicke von Erfahrung,
Zu gehn in solcher Waldnacht ohne Irrung.

Wer dein Gesicht verglich mit Mond und Sonne,
Bedachte nicht, daß so vor Jedermanne
Nicht Sonn' und Mond verschleiern ihre Wonne.

Dir ist aus dem Gedächtniß wohl geschwunden,
Daß wir einst unter einem Dach uns fanden?
Ich aber denke deß noch manche Stunden.

Ich glaube nicht, daß du mich könnest hassen;
Doch was du von mir denkest, möcht' ich wissen;
Denn es ist lange, seit ich dich verlassen.

Ich habe sie als Kind im Arm gewieget,
Die jetzt die Wiegenmühe schön mir lohnet,
Da sich mein Haupt an ihren Busen schmieget.

Du ließest sonst von mir in Arm dich fassen,
Als klein du warst; nun dir die Aermchen wuchsen,
Kann ich von dir in Arm mich fassen lassen.

Vergiß nicht, gehst du aus, dein Sommerhütchen,
Daß Sonne dich nicht bräun', o liebes Mädchen;
Denn deine Schönheit ist dein Heirathsgütchen.

Mein Liebchen kann nicht lesen und nicht schreiben.
Weiß nicht, wie sie's mag angefangen haben,
Die Liebe so als Wissenschaft zu treiben.

Mein Auge hat in seiner Ecken jeder
Vergossen einen Strom von frischem Wasser,
Damit zu tränken deines Wuchses Ceder.

Wie ist dir doch vor meinem Seufzer bange,
Daß er den Glanz von deiner Wange dränge!
Kein Hauch trübt einen Spiegel doch auf lange.

Vermische deine Thränen mit dem Staube,
Herz! solchen Mörtel braucht zum Hausbau Liebe,
Seitdem sie nicht mehr wohnt in Edens Laube.

Noch kein Verdienst ist ohne Lohn geblieben,
So wird auch ohne Lohn nicht deines bleiben,
O Herz! das nur darin besteht, zu lieben.

Die Liebe, die für dich mein Herz muß tragen,
Sie hab' ich mit der Muttermilch gesogen,
Und mit dem Herzblut werd' ich ihr entsagen.

Sie schlang als Gürtel um den Leib die Haare,
Das that sie darum, daß zugleich man ihre
Feine Gestalt und langes Haar gewahre.

Mich träumt', ich starb, und deine Thränen flossen,
Da richtet' ich mich auf und lebte wieder,
Der welken Blume gleich, die Thau begossen.

Die Liebste ließ herab die Augenlieder,
Sie fürchtete, daß meiner Blick' ihr einer
Durch's Auge ginge bis in's Herz hinnieder.

Dich hat der Herr gesandt zu ird'schen Auen,
Mein blödes Auge lieblich zu gewöhnen
Dereinst des Paradieses Glanz zu schauen.

Als ich zuerst dein Auge sah, erwachte
Erinnrung mir von einem höhern Lichte,
Drin ich gelebt, eh Tod zur Welt mich brachte.

Daß wilde Völker Pfeil' im Krieg vergiften,
Die Sage zählt' ich zu den fabelhaften,
Bis deine Augen nun solch Unheil stiften.

Die Zeitungskriege sind mir ganz zuwider.
Nur deine Augen stiften Krieg und Hader,
Und Frieden schließen deine Augenlieder.

Wenn sich das Thor versagt hat deiner Bitte,
So harre noch beim Pförtchen an der Seite,
Ob du nicht da hörst rauschen leise Tritte.

Ich sah den Mond auf des Altanes Zinnen,
Da war es mir, dein Antlitz säh' ich scheinen,
Ich trat hinzu, Gespräche zu beginnen.

Ich weiß nicht, was im Hain die Taube girret?
Ob sie betrübt wie meine Seele harret
Des Freundes, der von ihr sich hat verirret.

Ei Ostwind! kommst du heut zu meinem Knaben,
Vergiß nicht, meinen Gruß ihm abzugeben,
Weil du ihm mehre wirst zu geben haben.

Wie Silber traten mir in's Aug die Thränen,
Bedienen wollte Liebe sich der Münzen,
Ich sprach: Nur Spott erkaufst du dir mit denen.

Nicht Perlen kann dir mehr mein Aug' ergießen,
Des Herzen Riegel seyen aufgeschlossen,
Damit zur Lust dir nun Rubinen fließen.

Schau wie am Himmel Wasser zieht die Sonne!
So Liebste, zieht dein Blick aus meinem Auge
Das Wasser des Verlangens und der Wonne.

Zwei Engel ruhn in deiner Brauen Laube,
Die wachsam niederschaun zum Quell der Lippe,
Daß man den Paradiesestrank nicht raube.

Du willst mit deinen Blicken Tod mir geben,
Ich will mir von den Lippen Leben rauben;
Nun gut, das wird ein Kampf auf Tod und Leben.

Ich ging mein Leid der Liebsten vorzutragen,
Anhörte sie's ein Stündchen mit Vergnügen,
Dann hieß sie's wieder mich von dannen tragen.

Du möchtest dich allein auf Rosen wiegen,
Es geht nicht, Herz! du mußt den Schwarm ertragen;
Wo Zucker ist, versammeln sich die Fliegen.

Die Liebste hat mir Leid und Weh gegeben,
Weiß nicht, wo sie's mag hergenommen haben?
Denn Leid und Weh nie hatte sie im Leben.

O seht das seltne Liebesabentheuer!
Sie ist ganz Lust, und bringet mich in Trauer,
Sie ist ganz Eis, und setzet mich in Feuer.

Dein Auge sammt dem meinen sey gesegnet.
Deins hat die Wetterwolke, welche leuchtet,
Und meines ist die Wolke, welche regnet.

Ich sah im Traum das Lichtbild ihrer Wangen,
Umgeben von des Haares Dämmerungen,
Wie vollen Mond vom Nachtgewölk umfangen.

Ich sah den Mond, er stand beim Abendsterne,
Sie standen still und küßten sich die Stirne;
So ständ' ich jetzt bei meinem Liebchen gerne

Ich sahe, die ich liebt', als Nonn' einkleiden,
Sie war im Leben doch mir nicht beschieden,
Nun brauch' ich nicht den Bräut'gam zu beneiden.

Der Liebsten Vater gab mir seinen Segen,
Er sprach: Wenn du dich nun statt meiner plagen
Willst mit dem Trotzkopf, hab' ich nichts dagegen.

Die Liebste sah ich heut ein Aeuglein machen,
Mir war's als ob ich's deutlich hörte sprechen:
Komm heut um Mitternacht, so werd' ich wachen.

Mein Freund! Wenn wir uns finden unter Leuten,
Schau mich nicht so an, daß ich muß erröthen.
Freut dich's, wenn sie mit Fingern auf mich deuten?

Der Neid, der lauscht, wo ich mir Rosen breche,
Blind werd' er nicht, daß sich zum Leid er schaue,
Stumm werd' er, daß er mir zum Leid nicht spreche.

Ich sprach, da sie den Kuß sich nicht ließ rauben:
Sie ist ein Kind, versteht noch nichts vom Lieben.
So sprach der Fuchs einst: Unreif sind die Trauben.

Als jüngst mein Lieb sich nach dem Veilchen bückte,
Sprach dieses: Gott sey Dank, daß in der Nähe
Die Rose doch einmal zu sehn mir glückte.

Gesegnet sey des Abendsternes Leuchte,
Die mich zu meinem Liebchen führt', und wachte,
Bis mich des Morgenrothes Fackel scheuchte.

Wenn meine Liebste mit des Kammes Zinken
Die Locken furchet, müssen ihr es danken
Die Morgenlüfte, die dann Moschus trinken.

O Sonne, wenn du meiner Hoffnung Saaten,
Anstatt zu reifen, tödten willst mit Gluthen,
Hat mich der Himmel schlecht mit dir berathen.

Euch schöne Augen fleh' ich nicht um Gnade.
Ich kenne dieser schwarzen Türken Sitte;
Wer Schonung ruft, den würgen sie gerade.

Ihr Lippen mit dem Kuß- und Rede-Bronnen,
Ihr meiner Erdenlust Beschließerinnen,
Ausgeberinnen meiner Liebeswonnen.

Der Liebe Rausch verstehn nur trunkne Sinne
Stets unergründlich bleibet dem Verstande
Die Süßigkeit des Grübchens an dem Kinne.

IX.

Ausstellungen
aus
den Reisen und Abentheuern
von
Jean Jaques Casanova de Seingalt.

Nach dem in französischer Sprache geschriebenen Original-Manuscript bearbeitet
von
Wilhelm von Schütz.

Vorwort des Herausgebers der Urania.

Ueber den Verfasser, von Wilhelm von Schütz.

I. Joseph Balsamo genannt Cagliostro und sein Zusammentreffen mit Casanova in Aix.

II. Casanova's Duell in Warschau mit dem Grafen Branicki.

III. Casanova's Besuch bei Haller und bei Voltaire.

Vorwort des Herausgebers der Urania.

Ein günstiger Zufall führte dem unterzeichneten Herausgeber und Verleger der Urania im vorigen Jahr ein höchst merkwürdiges Manuscript zu, das in der Gattung der Memoiren vielleicht für einzig gelten kann. Die Aufschrift, mit welcher er sie erhielt, bezeichnet zugleich im Allgemeinen den Charakter und den Schauplatz derselben. Sie lautete: Mémoires de Jean Jaques Casanova de Seingalt, contenant ses voyages et ses aventures galantes et politiques en Italie, France, Espagne, Angleterre, Russie, Pologne et Allemagne. Der äußere Umfang des Manuscripts war bedeutend, denn es enthielt gegen 600 eng geschriebene Bogen, sorgfältig in zehn Bänden und diese in Capiteln vertheilt. Sie umfaßten den Zeitraum von 1730 bis gegen und in die siebenziger Jahre des abgelaufenen Jahrhun-

derts, also das Leben des Verfassers von seiner ersten Jugend an, bis zum reifen männlichen Alter. Wahrscheinlich hat der Verf. die Absicht gehabt, da oft darauf hingedeutet wird, diese Memoiren noch weiter fortzuführen, woran ihn aber Kränklichkeit und endlich der Tod mag gehindert haben. Es scheint uns indessen, daß dieser fehlende Schlußtheil der Memoiren kein so großes Interesse habe darbieten können, als wir in dem, was wir besitzen, gefunden haben.

Bei den Lebzeiten des Verf. ist von diesen Memoiren blos ein Bruchstück oder eine Episode aus denselben gedruckt erschienen und zwar die Geschichte seiner Flucht aus den Gefängnissen der Bleikammern in Venedig. Das Original hievon ist uns nicht zu Gesicht gekommen und es scheint dasselbe gar nicht in den Buchhandel gebracht worden zu seyn. Herr Rath André, damals in Schnepfenthal, jetzt in Brünn, hat dasselbe aber 1788 als eine Art von Robinsonade oder als eine Wiederholung der Trenk'schen Gefängniß-Scenen in der Originalsprache als Lesebuch zur Uebung im Französischen abdrucken lassen, zugleich auch in seiner compendiösen Bibliothek eine — etwas ungelenke — Uebersetzung davon veranstaltet und soll Ein und Anderes in jenem Zeitpunct, dessen wir uns in Beziehung auf die literarischen Erscheinungen jener Zeit nur noch dunkel erinnern, im Publicum ein großes Interesse erregt haben. In wie

fern dieses gedruckte Bruchstück mit den handschriftlichen Denkwürdigkeiten, in deren Besitz wir gekommen sind, übereinstimmt oder abweicht, haben wir zu untersuchen noch keine Zeit gefunden.

Dem unterzeichneten Herausgeber der Urania wurde bei der Anbietung des Manuscripts bemerkt, daß der jetzt verstorbene Graf Marcolini in Dresden (damals churfürstl. sächs. Staats- und Conferenzminister) den Erben des Verfassers gleich eine äußerst bedeutende Summe für diese Memoiren geboten habe, die Familie des Verstorbenen sich aber damals nicht habe entschließen können, sich davon zu trennen. Andere Verhältnisse in derselben hatten einen anderen Entschluß darin hervorgebracht und der Unterzeichnete einigte sich daher bald mit den jetzigen Besitzern, nachdem er nur erst einige Blicke in dies Schatzkästlein von Welt- und Lebenskunde hatte thun können. Er widmete demselben aber bald mehrere Monate in den ihm von Berufsgeschäften frei bleibenden Stunden, und als ihn auf einer Reise nach Dresden im Winter dieses Jahres die beiden letzten Bände zur Vollendung der Durchsicht noch begleiteten, hatte er das Vergnügen, mehrere seiner Dresdner Freunde, namentlich die Herren L. T. — G. S. — W. v. S. — und O. v. M. mit diesen Theilen bekannt machen zu können. Seine Ansicht über diese Memoiren wurde die der Freunde, daß sie nämlich an Reichhaltigkeit des Stoffs, an

Lebendigkeit der Darstellung, an scharfsinniger Lebensauffassung, an Originalität und innerer Wahrheit der Begebenheiten, an Vielseitigkeit der Ansichten, an Neuheit und Frische der Mittheilungen kaum ihres Gleichen in der europäischen Literatur haben dürften, daß aber auch ihre vollständige Mittheilung, sowohl im Original als in einer deutschen Uebersetzung völlig unthunlich sey.

Diese Memoiren umfassen nämlich den größten Theil des Zeitalters Ludwig XV. (nämlich den Zeitraum von 1730 bis 1770) ein Zeitalter, das sich einerseits durch die Entfesselung aller sittlichen Verhältnisse und bürgerlichen Ordnungen in der Gesellschaft, — durch eine jetzt kaum noch glaubliche grenzenlose Libertinage und Ueppigkeit in allen, besonders den höhern, Ständen, wozu fast in allen Staaten von den Thronen herab das gefährliche und ansteckende Beispiel gegeben wurde, — durch den bedenklichsten Skepticismus und Leichtsinn in allen heiligen und religiösen Dingen, so wie durch eben so furchtbaren als kleinlichen Despotismus, aber auch andererseits durch die feinsten und abgeglättetsten Formen der Gesellschaft, durch den Schimmer der aufs höchste gesteigerten Vollendung und äußern Liebenswürdigkeit in der Kunst des Umgangs und des ganzen gesellschaftlichen Verkehrs gleich sehr ausgezeichnet hat. Nur durch die innere Verderbtheit dieses Zeitalters erklären sich auch vielleicht die

Gräuel der ihm gefolgten Revolution und nichts scheint uns kurzsichtiger geurtheilt, als die Ursache dieser allein in Finanzverlegenheiten und etwaigen politischen Fehlern des Augenblicks, die zu allen Zeiten gemacht werden, suchen zu wollen. Die Revolution war die Entladung der Atmosphäre der Gesellschaft von der ihr vorangegangenen sittlichen Verderbtheit derselben.

Casanova hat dieses entartete Zeitalter, das sich in der allgemeinen Gesellschaft freilich nur in Frankreich und besonders in Paris, in ganz Europa aber an allen Höfen und in den höheren Ständen ausgebildet hatte, in seinen Erscheinungen und durch seine Beobachtungen und Selbsterfahrungen mit der höchsten Wahrheit und Ergreifung, aber auch oft mit einem Pinsel geschildert, gegen den die Gemälde des Verf. der Liaisons dangereuses und des Faublas nur farbenlose Umrisse genannt werden können.

Schriften dieser Art, und enthielten sie solche üppige Darstellungen auch nur gelegentlich, und nicht als Zweck, sagen aber unserm Zeitalter nicht mehr zu und es ist vollkommen richtig, was ein neuerer französischer Schriftsteller in dieser Hinsicht sagt: „Les esprits ne sont plus tournés vers de semblables idées; ils sont épris de choses plus nobles et plus sévères. Les obscénités et les turpitudes sont tout à fait passées de mode. Si donc quelqu'un spécule sur la dépra-

vation du siècle, il fait une mauvaise spéculation. Il faut le dire et le répéter à la louange de ce pauvre siècle, à qui on en veut tant: — nombre d'ouvrages qui plaisaient jadis, ne reussiraient pas maintenant, et les jeunes gens d'aujourd'hui ne s'amusent plus de ce qui amusait et amuse encore les jeunes gens d'autrefois. Les faiseurs de livres avaient alors affaire à une société vieillie, corrompue et blasée, qu'il fallait remuer par toute sorte de moyens pour lui faire sentir, qu'elle vivait encore. La France (wir denken auch ein Theil von Deutschland) est revenue de la décrépitude à la jeunesse. Il faut aux esprits et aux ames retrempées une nourriture forte et solide qui favorise leur nouvelle rigueur et qui l'accroisse encore, bien loin de la corrompre et de l'amollir."

Casanova's Erfahrungen, Lebensschicksale, Abentheuer und Darstellungen können also in dieser jetzigen Zeit nie vollständig und am wenigsten in unserer spröderen und keuscheren Sprache dem Publicum mitgetheilt werden, allein es bleibt auch dies daraus abgesondert, noch ein großer Reichthum des Stoffs in der anziehendsten Form übrig, die in einem andern Idiom wiederzugeben aber auch des Meisters bedarf. Herr W. v. Schütz hat sich zu diesem Versuche verstanden, und wir theilen hier von ihm drei isolirte, ohne große

Sorgfalt gewählte Episoden mit, die dem Leser einige Bekanntschaft mit unserm Helden verschaffen werden. Hr. v. Schütz hat solche seiner Seits ebenfalls mit einem kurzen Vorworte begleitet, das sich mit diesem wechselseitig ergänzt und hier folgt. Auch wird er mit der Bearbeitung des Ganzen (im Auszuge) einen Versuch machen und vielleicht liefern wir davon noch in diesem Jahre den ersten Band, so wie auch den Anfang eines Auszugs in der Originalsprache.

Brockhaus.

Ueber Jean Jaques Casanova de Seingalt.

Dieser Mann, in vielfacher Hinsicht merkwürdig und Bruder von Johann Casanova, ehem. Director der königl. Akademie der Künste in Dresden, ist der Literargeschichte überhaupt und namentlich der deutschen nicht unbekannt. Meusel wenigstens hat ihn in seinem gelehrten Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts nicht übergangen. Es wird gut seyn, erst von seinen Schriften Kenntniß zu nehmen, und dann Einiges von seinem Leben im Allgemeinen zu hören.

Die Schriften von ihm, welche Meusel verzeichnet, sind: I. Confutazione della Storia del Governo Veneto d'Amelot de la Houssaie, divisa in tre parti. Amsterdam 1769, gr. 8. — II. Istoria delle turbulenze della Polonia della morte de Elisabeth Petrowna fino alla pace fra la Russia et la porta Ottomanna, in cui si trovano tutti gli avenimenti cagioni della rivoluzione di quel regno. Tre parti.

Gorizia 1774. 8. (Die übrigen vier Theile von diesem Werke sind, obgleich ausgearbeitet, nicht gedruckt worden. Das Manuscript scheint aber verloren.) — III. Dell' Iliade di Omero, tradotte in ottave rime. IV Tomi. Venezia 1778. — IV. Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise qu'on appelle les plombs. Prague 1788. 8. — V. Icosameron, ou Histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passèrent quatre-vingt ans chez les Mégameickes, habitans aborigines du Protocosme dans l'intérieur de notre globe. V Tomes. Prague 1788—1790. 8. — VI. Solution du problème deliaque demontrée. Dresde 1790. 4. — VII. Corollaire à la Duplication de l'Hexaedre, donné à Dux, en Bohème. Ibid. 1790 ein halber Bogen in 4.

Wenn das Auge dieses Verzeichniß von Schriften überläuft, so liegen die Werke eines Schriftstellers vor ihm, welcher auf eine merkwürdige Weise vielseitig zu seyn verspricht. Ein Historiker, Politiker, Alterthumskundiger, der zugleich Dichter ist, ein Mann, der merkwürdige und interessante Schicksale erlebt haben muß, und der sich nicht nur in die Metaphysik, sondern in noch tiefsinnigere Speculationen zuletzt vertieft, kündigt sich in den hergesetzten Büchertiteln an. Und diesen nicht nur, sondern ein durch tausend andere Eigenschaften noch viel interessanteres Individuum,

mehr wie einen bloßen Gelehrten, einen bloßen Schriftsteller treffen wir an, indem wir uns mit den Memoiren vertraut machen, worin er seine vielseitigen und merkwürdigen Lebensereignisse niedergelegt und beschrieben hat. Was hat dieser Mann nicht erfahren? was ist ihm nicht begegnet? und in wie vielseitigen, oft sonderbaren Verhältnissen hat er nicht gestanden? Durch Italien, Spanien, Frankreich, England, Rußland, die Türkei, Polen und Deutschland trieb ihn sein Schicksal, oder zog er freiwillig. Seine Gabe, alle Darbietungen des Lebens aufzunehmen, seine Gewandtheit in jedes Verhältniß einzutreten, die Lebhaftigkeit, mit der er nicht leicht eins vorübergehen ließ, ohne sich originell und tief darin zu verwickeln, brachte ihn in Berührung mit den merkwürdigsten Personen seiner Zeit und sein Leben umfaßt einen vollkommen siebenzigjährigen Zeitraum. Wenige die er blos gesehen und gesprochen hätte. Es mußte sich — das lag in seiner — Art so fügen, daß er mit dem Meisten etwas erlebte. Nicht selten erschien er daher, wenn auch nur mit einer Nebenrolle bekleidet da auf dem Theater, wo sich ein Ereigniß zutrug, dessen Interesse sich über die Grenzen der Stadt oder des Landes ausbreitete, innerhalb deren es vorfiel. Er wußte sich wie in dem Büchersaal der Gelehrten, im Audienzzimmer des Staatsmannes, im Putzgemach der Damen, gar nicht selten in ihren Boudoirs, und an der Farobank gleich gut zurecht

zu finden wie im Duell auf dem Kampfplatz, in dem ungezwungnen Kreise des Schauspielerlebens wie im Hofcirkel, und sogar in dem Laboratorium der Chemiker und Goldmacher. Wohin er aber gelangen mochte, sein Auge sah scharf und richtig, sein Wesen lebte rückhaltslos und hingegeben Alles mit, und sein Verstand reflectirte nicht blos, man kann sagen, zuweilen philosophirte derselbe. Er sagt von sich selbst in einer Art von Glaubens- und Religionsbekenntniß, mit dem er auf eine halb fromme, halb metaphysische Weise nicht ohne Vermischung mit starkem Materialismus sein ganzes vielfarbiges Leben und manches Unrechte, das er nicht ableugnet, überblickt; er habe alle vier Temperamente in sich vereinigt, d. h. in verschiedenen Lebensaltern die Kraft bald des einen, bald des andern vorherrschend erfahren. In der Jugend phlegmatisch, dann sanguinisch, sey er späterhin cholerisch geworden, und habe melancholisch geendet. Die Denkungsweisen, welche ein Jahrhundert beherrschten, das man vielleicht dereinst das atheistische nennen wird, haben ihn berührt, oft mehr wie berührt. Er hat die Kraft entwickelt, es mit manchem Atheisten seiner Zeit aufnehmen zu können, und doch versichert er — auch kann man es ihm, wenn man sein ganzes Leben übersieht, wohl glauben — er habe den einen Gott nie verleugnet. Alles dies erklärt sich nur daraus, daß eigentlich sein Geist nie erschlafft,

sein Gefühl nie abgestumpft, sein Gemüth nie träumerisch gewesen ist. Er war stets im Leben durch und durch wach und erregbar, ohne je gereizt zu seyn. Er lebte, genoß, beobachtete, studirte, ja man möchte sagen, er bildete immerwährend zugleich, und fast in jedem Lebensmoment. Da ist nie Halbheit, da ist nie Unentschlossenheit, da ist nie Trägheit, nie Stumpfheit, nie Zaghaftigkeit oder Abwesenheit der Geisteskräfte. Bei Allem wo man ihn findet, war der ganze Mensch zugegen, und es gibt kaum eine anziehendere Lecture, wie die seiner Memoiren. Sie stellen ein Theater dar, auf dem fast das ganze Europa seiner Zeit erscheint, mit Allem was es an Regenten, merkwürdigen historischen Personen, Gelehrten, und wichtig gewordenen Nebenfiguranten besessen hat. Beständig aber sehen wir diese Personen in Berührung mit einem Manne, dessen Persönlichkeit schon an sich uns nahe getreten ist, und auf gewisse Weise, selbst wo wir ihm zum Gegner werden müssen, uns bestochen hat. Dabei ist er leidenschaftlich, oft leichtsinnig der Liebe ergeben, und nicht ohne Eitelkeit, alles Eigenschaften, die seinen Charakter in manches Abentheuer mit hineinflechten mußten, das einem andern Charakter nur Gegenstand des Beobachtens geblieben wäre.

Wenn nach diesen Angaben vielleicht die Neugier erwacht seyn möchte, zu vernehmen, wo

Casanova denn her war? was er eigentlich gewesen? und wodurch er in so mannigfaltige Verhältnisse getreten ist, oder wie er diese anknüpfen konnte? so wollen wir auch hierüber Einiges in der Kürze mittheilen, bis vielleicht einmal eine Bekanntschaft mit seinen merkwürdigen Memoiren selbst, dem Publicum den großen Genuß verschafft, diesen außerordentlichen Menschen vollkommen kennen zu lernen.

Seine Vorältern sollen Spanier gewesen seyn, als seinen Geburtsort gibt er selbst aber Venedig, und das Jahr 1725 als das seiner Geburt an. Sein Vater, Cajetan Johann Jacob, war aus Neigung zu einer Schauspielerin erst Tänzer dann Schauspieler geworden, verband sich aber später mit der Tochter eines Schuhmachers Farusi, deren Hand davon zu tragen, ihm seines Schauspielerstandes wegen, sehr schwer ward. Marzia Farusi, seine Mutter, entschloß sich den Stand ihres Vaters zu wählen, Jacob Casanova war der älteste Sohn. Den ersten Unterricht empfing er in Padua, dann kam er in ein Seminar und wieder nach Venedig. In einem Lebensalter, wo dergleichen Befremden erregt, hatte Casanova bereits so Ungewöhnliches erlebt, und dies mit einem so durchaus nicht gemeinem Sinn aufgefaßt, daß man gleich sehr überrascht wird von der Wirklichkeit der Vorfälle, wie von ihrer Sonderbarkeit, am meisten aber von der Art, wie der sie aufge-

nommen, dem sie sich zugetragen. Schon bis zu seinem zwanzigsten Jahre hatte Casanova manche ungewöhnliche Rolle gespielt, so war er Violinspieler und Schatzgräber unter vielem Andern gewesen. Es würde seinen Zweck verfehlen, wenn man aus dieser Periode schon Einzelnes herausheben oder eine Art von Faden der Geschichte verfolgen wollte. So sehr ist bereits Alles verschränkt, und so sehr weicht es von dem Alltäglichen ab, daß mit einigen kurzen Zügen nicht einmal die Jugend sich andeuten läßt.

Wollte man aber nicht blos diesen Theil von Casanova's Leben, sondern manches Andere, was dem ungewöhnlichen Manne begegnet ist, durch eine einigermaßen allgemeine Charakteristik bezeichnen, so möchte man das, was er würdig gefunden hat aufzuzeichnen, oft den Schicksalen und Abentheuern eines Gil Blas von Santillana, oder eines Guzman d'Alfarache von le Sage vergleichen. Doch wären letztere Werke nur etwa einzelnen Episoden aus den Lebensereignissen von Casanova an die Seite zu stellen. Denn ungleich reicher und aus einer weit umfangsreicheren Sphäre geschöpft ist das was dieser erfahren, beobachtet, und beschrieben. Es hat zugleich den Reiz, daß es in die Gesellschaft von wirklichen Personen führt, und zwar von solchen, die uns nicht unbekannt sind, denn wir haben entweder von ihnen selbst sprechen gehört, oder wir treffen sie in Verhältnissen

mit eingreifend an, die geschichtlichen Ruf erlangt haben, und auch zu unserer Bekanntschaft gekommen sind. Dabei ist es ein Mann von vielen Kenntnissen, den wir in dieselben mit verwickelt sehen, die sich ihrer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit nach, in fast jede Region hin verbreiten, hin und wieder aber doch auch sich über die gemeine Oberflächlichkeit erheben, z. B. seine Bekanntschaft mit den alten und mit den vaterländischen Dichtern. Endlich haben wir es mit einem Individuum zu thun, das zu einer Zeit, wo Dichtertalent und Beschäftigung mit Dichtern weniger allgemein war, wie heut zu Tage, einen Blick in die Poesie und andere Gegenstände der Kunst zu thun pflegte, der keinesweges der des Idioten ist. Hang zum Combiniren und der Wechsel des Lebens führt ihn zu Betrachtungen, die über das Gewöhnliche hinauswallen, Wesentliches und Zufälliges wohl unterscheiden, und gern einem gewissen Zusammenhang nachstreben, der ihnen Uebereinstimmung der Erscheinungen darstellen soll.

Dies über ihn im Allgemeinen und über sein Jugendalter, das man füglich als erste Jugend beschreiben kann. Denn schon 1743 reisete er nach Constantinopel, wo er unter andern mit Bonneval in interessante Berührungen kam. Zwölf Jahr später 1755 finden wir ihn zu Venedig in den Bleigefängnissen eingeschlossen, denen er im Jahre 1756 durch List und die ungeheuersten An-

strengungen entfloh. Im Jahre 1757 kam er nach Paris, und im Jahre 1767 reisete er nach mancherlei Schicksalen nach Spanien. Auf einer Reise, die er von dort aus nach dem mittäglichen Frankreich machte, und die ihn dann nach Italien führte, kam er durch Aix in der Provence. In Madrid war er mit Mengs, dem Grafen von Aranda, dem Herog Medina Celi, und mit Olavides in Berührung, zum Theil in Verhältnisse ganz eigener Art gerathen, mancherlei Gründe aber hatten ihn theils vermocht, theils genöthigt, das Land zu verlassen. Im Jahre 1774 ward er, nachdem er achtzehn Jahr auf Reisen zugebracht hatte, von der Republik Venedig für frei erklärt, aber im Jahre 1782 reisete er abermals und zum letztenmal von Venedig ab. Er lebte seit 1785 zu Dux in Böhmen als Bibliothekar des Grafen von Waldstein, ganz dem Studium und den Wissenschaften gewidmet, fast bis zu Ende des Jahrhunderts.

v. Schütz.

I.

Joseph Balsamo genannt Cagliostro und sein Zusammentreffen mit Casanova zu Aix (in der Provence).

Wer erinnert sich nicht aus der bekannten Halsbandsbegebenheit des Interesse, welches ein Mann von dunklem Herkommen erregte, weil er die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wohl sagen der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Processe die albernsten Mährchen vorzubringen? Das französische Gouvernement ließ seiner Abkunft nachspüren, und ein palermitanischer Rechtsgelehrter, der die Bemühung übernommen, die Sache in's Klare zu bringen, hatte den Stammbaum dieses Mannes, des Joseph Balsamo, aufgestellt, zugleich auch ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeschickt.

Goethe hatte für diesen Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Interesse gewonnen. Des Letztern Antheil bei der bekannten Geschichte des Halsbandschmuckes, die nachher der Gegenstand eines eigenen Schauspiels, der Großkophta, geworden, mag mit eingewirkt, und den Dichter bewogen haben, im Jahre 1787, als er sich zu Palermo aufhielt, mit jenem Rechtsgelehrten in Bekanntschaft zu treten.

Er war glücklich genug, in den Besitz des gedachten Stammbaumes, und des dazu gehörigen Memoire zu gelangen. Die Erforschung des sonderbaren Verhältnisses muß für unsern Dichter von so großem Reiz gewesen seyn, daß, als jener Stammbaum ihn belehrt hatte, es befänden sich noch so manche Anverwandte, namentlich Mutter und Schwester am Leben, er den Versuch unternahm, sie kennen zu lernen. Das Mittel, welches er wählte, war, sich für einen Engländer auszugeben. Zugleich bediente er sich des Vorwandes, daß er der Familie Nachrichten von ihrem Cagliostro zu bringen habe, der eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London gegangen war.

In diesem Wege gelang es, jene Angehörigen des abentheuerlichen Mannes kennen zu lernen, und mit ihnen eine trauliche Unterredung zu führen. Der Erfolg war erwünscht, man händigte dem angeblichen Engländer einige Briefe zur Ueberbringung an den entfernten Sohn und Bruder ein. Diese Briefe, den Stammbaum, den Inhalt des zu letzterm gehörigen Memoire, und die Zusammenkunft mit den Verwandten hat Goethe in einem eigenen Schriftchen mitgetheilt, welches in der Sammlung seiner Werke sich der Beschreibung des römischen Carnaval angehängt findet. Außerdem ist von Rom aus die Bekanntmachung eines Auszugs der Proceßacten über die berüchtigte Halsbandgeschichte erfolgt, und die Neugier, die gern über Cagliostro Näheres erfahren wollte, hat nichts an Spannung verloren. Am liebsten hätte man wohl über sein früheres Alter, Leben, und Verhältniß Näheres vernommen. Man wünschte zu erfahren, wie der Sicilianer ein Abentheurer, Wunderthäter und Betrüger von so ausgezeichnetem Ansehn werden konnte, wie er die Kunst davon getragen haben mochte, sich mehr als gewöhnlichen

Glauben zu erwerben und auf eine Art zu imponiren, die alltäglichen Menschen nicht zu Gebote stehet.

Aber gerade, wo es hierauf ankam, ließ Mangel an Nachrichten über den nicht gleichgültigen Mann im Dunkeln. Um so willkommener muß daher die Erzählung von dem Zusammentreffen seyn, welches ein anderer, gleichfalls höchst merkwürdiger Mann von ungewöhnlichem Geist, und einer ungemeinen Anlage, das Leben und alle Verhältnisse aufzufassen und zu behandeln, im Jahre 1768 mit dem Palermitaner erlebte. Es erfolgte dieses Zusammentreffen neunzehn Jahre vor der Bekanntschaft, die Goethe mit Balsamo's Verwandten gestiftet, zu einer Zeit, wo Cagliostro, wenn er 1743 geboren worden, zwischen vier und fünf und zwanzig Jahr alt gewesen seyn mußte.

Hatte nun jenes Zusammentreffen durch das Aufsehen, welches der geheimnißvolle Palermitaner erregt, kein geringes Interesse; so erhöhte sich dasselbe bedeutend durch die Individualität Casanova's, der jenen kennen lernte.

Wir finden Casanova, der in engem Umgange mit dem Marquis d'Argens in Aix gestanden und lange auf dessen Gute in der Nähe dieser Stadt mit ihm gelebt hatte, endlich in einem Gasthofe in Aix an einer sich auf manche Weise empfehlenden table d'hôte und wir führen ihn hier in Beziehung auf sein Zusammentreffen mit Cagliostro selbst erzählend ein.

„Die angenehme Gesellschaft an der Tafel des Gasthofes ward eine Einladung für mich, der ich Mittags und Abends folgte. Einst, während der Mahlzeit, fiel das Gespräch auf einen Pilger und

eine Pilgerin, die eben in den Straßen der Stadt gesehen seyn sollten. Es waren Italiener, und sie kamen zu Fuß von St. Jacob in Galicien. Beim Eintritt in die Stadt hatten sie so viel Geld an die Armen ausgetheilt, daß Jedermann urtheilte, sie müßten reich und vornehm seyn. Die Pilgerin beschrieb man uns als überaus reizend und jung. Erst achtzehn Jahr sollte sie alt seyn, und es hieß, großer Ermüdung wegen habe sie sich sogleich niedergelegt.

Beide Pilger waren in unserm Gasthof abgetreten. Wie hätte da unsere Neugier nicht erregt werden sollen? Ich, als Italiener, mußte mich an die Spitze der Gesellschaft stellen, die den Wunsch hegte, einen Besuch jenen Wesen abzustatten, die entweder bis zum Fanatismus fromm, oder Gauner zu seyn schienen.

Die Pilgerin fanden wir auf einem Lehnstuhl sitzend. Ihr Ansehn, das eine von Uebermüdung abgespannte Person verkündete, zog an durch die große Jugend, durch die von Traurigkeit erhöhte Schönheit, endlich aber auch durch ein etwa sechs Zoll langes Cruzifix von gelbem Metall, welches sie zwischen ihren Händen hielt. Sie legte es von sich als wir eintraten, und stand auf, um uns zu bewillkommnen. Dies geschah mit ausnehmendem Anstande. Dem Pilger, welcher an seinem Mantel von schwarzem Wachstuch die Muscheln in Ordnung brachte, kam es nicht bei, sich von der Stelle zu bewegen. Er ließ die Augen auf seine Frau hinüber gleiten, als wolle er damit sagen, es sey doch nur sie, für die wir uns zu interessiren hätten. Dem Ansehn nach mochte er ihr fünf bis sechs Jahr im Alter voraus haben. Er war nicht groß, aber sein Gliederbau hatte ein gutes Verhältniß, und sein Wesen drückte Keckheit, Unverschämtheit, Hohn und Schelmerei unverhohlen genug aus.

Ganz das Gegentheil von ihm war seine Frau. Edler Anstand, Sittsamkeit, Einfalt, Milde, Schamhaftigkeit waren die Zierden ihres Aeußern.

Diese beiden Wesen, die nur so viel Französisch wußten, als ihnen unentbehrlich war, um sich mit großer Mühe verständlich zu machen, schöpften Athem, als ich Italienisch zu ihnen zu sprechen anfing. Sie vertraute mir, daß sie eine Römerin sey, und hätte kaum nöthig gehabt es mir zu sagen, denn ihre wohltönende Aussprache kündigte sie genugsam als das an, was sie war. Ihn nahm ich sogleich für einen Sicilianer, indeß sagte er mir, daß er Neapolitaner sey. Der von Rom aus datirte Paß gab ihm den Namen Balsamo. Sie nannte sich Serafine Saliciani, hatte also ihren Namen nicht verändert. Nach zehn Jahren sah die Welt diesen selben Balsamo unter dem Namen Cagliostro auftreten.

Die Pilgerin erzählte uns, sie sey mit ihrem Gemahl auf der Rückreise nach Rom begriffen, sehr beruhigt darüber, die Wallfahrt nach St. Jacob von Compostella, und zur Mutter Gottes von St. Pilar in Saragossa gemacht zu haben. Sie war zu Fuß dorthin gewandert. Auch die Rückreise wollte sie in gleicher Art vollbringen und immerwährend nur von Almosen leben. Denn sie behauptete umsonst nach Dürftigkeit und Elend getrachtet zu haben, um dadurch ihrer Handlung größere Verdienstlichkeit vor Gott zu erwerben, an den sie sich während ihres Lebens so oft vergangen gehabt. Ich mochte immerhin, sagte sie mir, nur um einen Sous ansprechen, man gab mir überall nichts, als Silber und Gold, und wir waren jedesmal genöthigt, um unser Gelübde treu zu erfüllen, bei unserm Eintritt in die Städte alles das Geld, was wir erübrigt hatten, den Armen zu geben. Denn hätten wir es nicht gethan, würden wir uns eines Mangels an Vertrauen in die

ewige Vorsehung schuldig gemacht haben. Noch theilte sie uns mit, daß ihr Gemahl, der von sehr fester Gesundheit sey, nichts ausgestanden, daß aber sie die größten Mühseligkeiten erdulden müssen, denn sie sey beständig zu Fuß gegangen und genöthigt gewesen, auf schlechten Betten fast immer in den Kleidern zu schlafen, aus Furcht sich eine Hautkrankheit zuzuziehen, von der sie nachher sehr schwer würde zu heilen gewesen seyn.

Mir ward es wahrscheinlich, daß sie diesen Umstand gegen uns nur heraushob, um unsere Neugier rege zu machen, die Reinheit ihrer Haut noch sonst zu betrachten, als nur an ihren Armen und Händen, woselbst sie uns unentgeltlich deren unvergleichliche Weiße und Reinheit erblicken ließ. Sie hatte in ihrem ganzen Wesen einen einzigen Fehler, ihre Augäpfel, die ein wenig näßten *) thaten dem zärtlichen Ausdruck ihrer schönen blauen Augen Schaden. Wie sie uns sagte, war es ihre Absicht, drei Tage auszuruhen, und dann nach Rom über Turin zu gehen, um an diesem letztern Ort noch dem heiligen Schweißtuch ihre Anbetung darzubringen. Sie wußte, daß es dieser Schweißtücher mehrere in Europa gebe, aber man hatte ihr gesagt, das wahrhafte sey dasjenige, welches in Turin gezeigt würde. Dies wäre dasselbe, dessen sich die heilige Veronica bedient, um ihr Gesicht zu trocknen, als es vom Schweiße des Erlösers getrieft, welcher den Abdruck seines göttlichen Antlitzes darin zurückgelassen.

Wir entfernten uns sehr befriedigt von der schönen Pilgerin, aber nicht ohne Zweifel über ihre Heiligkeit. Mir, der ich noch schwach von meiner

*) Sollte dies nicht Folge der Erhitzung von der Reise gewesen seyn?

Krankheit war, blieb jede Anfechtung fern, meine Gesellschafter jedoch hätten gern mit ihr zu Abend gespeiset, wenn es ein Abentheuer hätte hoffen lassen.

Am nächsten Morgen kam der Pilger zu mir, mich zu befragen, ob ich mit ihm hinaufgehen wolle, um in seiner und seiner Frau Gesellschaft das Frühstück einzunehmen, oder ob es mir angenehmer wäre, wenn sie herunter kämen. Keins von beiden anzunehmen würde unartig gewesen seyn; ich erwiderte also, es würde mir zum Vergnügen gereichen, wenn sie herabkommen wollten. Bei diesem Frühstück eröffnete mir der Pilger, als ich ihn nach seinem Gewerbe befragte, seine Beschäftigung sey, mit der Feder in der Manier des Helldunkels zu zeichnen. Seine Kunst bestand aber in nichts Weiterem, als in der Fertigkeit, einen Kupferstich zu copiren, ohne selbst irgend etwas zu erfinden. Dennoch versicherte er mich, daß er in seinem Fache Meister sey, denn er könne sich anheischig machen, einen Kupferstich mit einer solchen Genauigkeit bis im Kleinsten nachzuzeichnen, daß er gewiß wäre, es würde Niemand vermögen, den Unterschied zu entdecken, der zwischen dem Original und der Copie Statt finden könnte.

Dazu muß ich Ihnen Glück wünschen, sagte ich. Das ist ein schönes Talent, und es muß Ihnen mit demselben, da Sie kein Vermögen besitzen, leicht werden, sehr reichlich ihren Lebensunterhalt überall zu finden, wo Sie vielleicht einmal den Wunsch fassen möchten, sich niederzulassen.

Jedermann, erwiderte er, sagt mir das, aber Alle irren sich. Man stirbt Hungers mit meinem Talent. Ich kann, wenn ich dies Geschäft treibe, einen ganzen Tag in Neapel oder in Rom arbeiten, und ich verdiene einen halben Testono, nicht mehr. Es ist unmöglich davon zu leben. Nach diesen Worten zeigte er mir Fächer, die er gemacht hatte, und

es ist wahr, man konnte nichts Schöneres sehen. Es waren Zeichnungen mit der Feder, aber man mußte sie für Kupferstich halten. Um mich vollkommen von seiner Kunst zu überzeugen, wies er mir einen Rembrand, den er copirt hatte, und der, wo möglich, das Original übertraf. Dennoch wollte dieser Mann, dessen Talent so ausgezeichnet war, mich versichern, er könne nicht davon leben. Ich glaubte ihm aber nicht. Er gehörte zu jenen Genies, die sich vom Müßiggang nicht trennen können, und die ein umherziehendes Leben einer steten Thätigkeit vorziehen. Ich wollte ihm für einen seiner Fächer einen Louisd'or geben, aber er schlug ihn aus, indem er mich ersuchte, den Fächer unentgeltlich anzunehmen, dagegen aber eine Collecte für ihn bei der Tafel zu veranstalten. Er hatte sich nämlich vorgenommen, auf übermorgen abzureisen. Ich nahm sein Geschenk an, und versprach ihm die Collecte einzusammeln.

Es waren zwischen funfzig und sechzig Thaler, die ich für ihn zusammengebracht hatte, und die Pilgerin erschien selbst, um sie bei der Tafel, an der wir noch saßen, in Empfang zu nehmen. Diese junge Frau, weit davon entfernt, ein leichtes Betragen anzunehmen, war in ihrem ganzen Wesen die Tugend selbst. Als sie aufgefordert ward, ihren Namen auf ein Lotterieloos zu schreiben, weigerte sie sich dessen, und gab zur Antwort, man ließe in Rom Mädchen nicht schreiben lernen, die zu einem sittsamen und tugendhaften Leben erzogen würden. Alle lachten darüber, nur ich nicht, weil ich sie bedauerte, und sie ungern der Verdorbenheit preis gegeben sah. Dennoch war ich damals der gewissen Ueberzeugung, sie müsse ein Mädchen vom Lande seyn.

Am folgenden Morgen trat sie in mein Zimmer, um sich ein Empfehlungsschreiben nach Avignon zu

erbitten, ich schrieb ihr auf der Stelle deren zwei nieder, das eine an den Banquier Herrn Audifret, das andere an den Gastwirth von St. Omer. Nach dem Abendessen aber gab sie mir das Schreiben an Herrn Audifret zurück, indem sie hinzusetzte, daß es ihr nicht nöthig sey. Zugleich drang sie in mich, ja recht genau nachzusehen, ob der Brief, den sie mir zurückgegeben, auch gewiß der nämliche sey, welchen ich ihr übergeben gehabt, und nachdem ich ihn gehörig betrachtet, erwiderte ich, daß es ohne Zweifel derselbe Brief sey. Nun aber sagte sie mir lächelnd, ich stände im Irrthum, es wäre nur eine Abschrift davon, und als ich ihr entgegnete, ich könne das nicht zugeben, ließ sie ihren Mann zu mir herunter kommen, der, meinen Brief in der Hand, mir die Ueberzeugung von der bewundernswürdigen Genauigkeit und Richtigkeit der Nachahmung gab, die um Vieles schwieriger und künstlicher war, wie die Nachzeichnung einer Kupfertafel. Ich bewies ihm meine Bewunderung, indem ich die Bemerkung hinzufügte, daß er großen Vortheil von dieser Fertigkeit ziehen könne, daß sie jedoch ihn auch das Leben kosten dürfte, wenn er nicht ein kluges Benehmen damit verbände.

Das Paar brach am folgenden Morgen auf. An seinem Orte wird der Leser erfahren, wie und wo ich nach zehn Jahren diesen Mann unter dem Namen eines Grafen Pellegrini sammt der guten Serafine, seiner Frau, wiedergesehen habe, aber mit beladener Seele. In dem Augenblick wo ich dieses schreibe, befindet er sich im Gefängniß, aus dem er schwerlich wieder entlassen werden dürfte; seine Frau aber ist vielleicht glücklich in irgend einem Kloster. Ich erfuhr nachher, sie sey gestorben."

So weit Casanova in seiner Erzählung.

Einige Züge in derselben stimmen auffallend mit dem überein, was Goethe aus dem zuvor erwähnten Memoire mitgetheilt hat, andere stehen zwar in einer Verbindung damit, aber in einer abweichenden. Eine kurze Zusammenstellung der beiderseitigen Angaben, dürfte hier an ihrem Orte seyn.

Demjenigen zufolge, was Goethe aus dem Memoire und sonst ausgemittelt, war Joseph Balsamo Anfangs Junius 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheiratheter Cagliostro, aus der Taufe gehoben, hatte in seiner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, und bald viel Geist und Geschick für die Medicin gezeigt. Doch war er wegen seiner üblen Aufführung fortgeschickt worden, und hatte nachher in Palermo den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt. Er verfälschte, oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Untersuchung, in's Gefängniß, und ward edictaliter citirt. Er reisete durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heirathete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marchese Pellegrini zurück. Er wagte sich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weise los, die werth ist erzählt zu werden.

Der Sohn eines der ersten sicilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und mit einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen, und auf ihn baute der verstellte Marchese Pellegrini seine

Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dies angekommene Paar beschütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals in's Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel ihn zu befreien, und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präsidenten den Advocaten der Gegenpartei auf's grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht die Verhaftung des Balsamo sogleich wieder aufhöbe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte es nicht den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig, und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Acten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo, und that verschiedene Reisen, von welchen nur unvollständige Nachrichten zu geben waren.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die schöne Pilgerin Serafine Felizíani, die Casanova für eine Bäuerin aus der Gegend von Rom nahm, die Tochter des Gürtlers gewesen, welche hier als Balsamo's Gemahlin angegeben wird. Weniger ausgemacht ist, ob sie mit Donna Lorenza eine Person gewesen sey: doch scheint es; ihre Schönheit macht es wahrschein-

lich. Man müßte, wenn sie es nicht gewesen wäre, das Ereigniß in Palermo zu weit hinausschieben, auch eine zweite Verheirathung Cagliostro's nach der Trennung von Serafinen, oder nach ihrem Tode annehmen. Es liegt näher, sich den Widerspruch durch die Veränderung des Namens zu erklären. Vielleicht nahm, seitdem Balsamo sich zum Marchese Pellegrini gemacht, Serafine gleichfalls einen andern Namen an, oder mußte ihn annehmen. Die Nachahmung des Empfehlungsschreibens an den Banquier und die Art der Vorzeigung desselben scheinen ein erster oder erneuerter Versuch gewesen zu seyn, durch Anderer Ausspruch ein Zeugniß über den Grad der Vollkommenheit und Untrüglichkeit des Nachahmungs-Versuchs zu gewinnen, und zwar aus dem Munde dessen, der die Urschrift aufgesetzt, also für den competentesten Richter gelten mußte. Denn es scheint, daß er die Pilgerfahrt gewählt hat, um sich in dem Zeitraum, als er verfolgt wurde, mit seiner Frau den Augen der Welt zu entziehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind nämlich beide von Aix nach Rom gegangen, und haben sich von dort aus wieder nach Palermo gewagt.

II.

Casanova's Duell mit Branicki in Warschau.

Es war im Jahre 1765 um das Ende des October, als ich von Petersburg kommend in Warschau eintraf, und gleich reiheten sich Zufälle an einander, welche nach und nach das Ereigniß herbeiführten, wodurch mir der Aufenthalt in jener Stadt merkwürdig geblieben ist.

Versehen mit einem Lohnbedienten und einer Equipage — ein Fremder in Warschau kann ohne diese nicht seyn, und ich hatte die meinige auf einen Monat gemiethet — fahre ich bei dem Fürsten Adam Czartorinsky, General von Podolien, vor. Ich hatte ihm ein Schreiben zu überreichen, welches ich vom englischen Gesandten am russischen Hofe mitgebracht. Er befand sich in seiner Bibliothek, die zugleich sein Schlafzimmer war. Hier saß er an einem großen Tisch, den Papiere und Druckschriften überdeckten, umgeben von vierzig bis funfzig Personen.

Mein Brief enthielt vier Seiten. Der Fürst las ihn zu Ende und sagte in sehr geglättetem Französisch: Der Mann, der Sie empfiehlt, genießt meine unbegrenzte Hochachtung. Leider bin ich in diesem Augenblick dringend beschäftigt. Lassen Sie sich's

aber heut Abend bei mir gefallen, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben sollten.

Ich setze mich in meinen Wagen und fahre bei dem Pallast des Fürsten Sulkowsky vor. Zum Gesandten an Ludwig den Funfzehnten bestimmt, sollte er binnen Kurzem nach seinem Posten abgehen. Dieser Mann war der älteste von vier Brüdern und bei einem sonst gründlichen Verstande beschäftigte er sich mit einer Unzahl von Entwürfen, die einigermaßen den Geschmack des Abbé de St. Pierre an sich trugen. Er stand im Begriff, den Cabettenhof zu besuchen, las jedoch zuvor meinen Brief und sagte: Wir haben viel mit einander zu sprechen. Erzeigen Sie mir das Vergnügen um vier Uhr mit meiner Küche vorlieb zu nehmen, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben sollten. Wir sind beide unter uns allein. — Ich werde die Ehre haben, gab ich zur Antwort.

Einstweilen mußte die Zeit ausgefüllt werden, und mein Bedienter hatte mir von einer Oper gesagt, zu der Jedem der Zutritt offen stehe. Ich fahre hin, und ohne zu kennen noch gekannt zu seyn, verweile ich drei Stunden. Tänzerinnen und Sängerinnen fand ich allerliebst, ausgezeichnet aber eine gewisse Catani. Sie war eine Mailänderin, und man hatte mir schon von ihr so wie von einem Landsmann Tomatis gesagt, der das Spiel liebte, sein Glück gemacht, die Opera buffa dirigirte und sich den Besitz jener Tänzerin zu sichern gewußt. Ohne eines pas mächtig zu seyn, tanzte diese Catani alle erste Partieen. Der Beifall strömte ihr zu, und Niemand gab ihn reichlicher wie Fürst Repnin, russischer Botschafter, der hier den Ton eines Souverain annahm.

Nun konnte die Tafel des Fürsten Sulkowsky gedeckt seyn. Ueber vier Stunden ward ich festgehal-

ten an derselben. Von Allem sprach er, nur nicht von Dingen, die mir bekannt waren. Ihn interessirte Politik und Handel. Je schwächer er mich fand, je mehr glänzte er. Ich glaube, daß ich seine Zuneigung gewann, weil ich in ununterbrochener Bewunderung blieb.

Weil ich denn nichts Besseres zu thun hatte — von allen Großen hörte ich diese Phrase — begab ich mich zum Fürsten Adam Czartorinsky. Er nannte der Gesellschaft meinen Namen, und machte darauf mir jeden der Anwesenden namhaft. Ich fand den Fürst-Bischof Krasinsky, den Groß-Kronnotar Rczewusky, den Woiwoden von Wilna Oginsky, den General Romiher nebst noch zwei Andern, deren Namen mir entfallen sind. So verging eine Viertelstunde, als ein ausgezeichnet schöner Mann eintrat. Alle standen auf, Prinz Adam nennt mich dem Angekommenen, und sagt gleich darauf zu mir mit der gleichgültigsten Kälte: Es ist der König.

Diese Art, einen Fremden dem König gegenüber zu stellen ist wahrlich nicht von der Art, daß sie den Muth nehmen oder ihn durch den Glanz der Majestät niederschlagen kann. Aber sie bleibt überraschend, und ist zu schlicht, um nicht außer Fassung zu bringen. Den Gedanken, es möchte ein Scherz im Hinterhalte seyn, ließ ich mich nicht anfechten, und trat sogleich zwei Schritte vor, im Begriff mein Knie zu beugen, als Se. Majestät mir die Hand reichten und mir mit dem Ausdruck der größten Herablassung sie zu küssen erlaubten. Im Augenblick, da der König im Begriff stand, die hergebrachten Fragen an mich zu thun, überreichte Prinz Adam ihm den Brief des ihm bekannten englischen Ambassadeurs. Der einnehmende Monarch, nachdem er den Brief gelesen, indem er stehen geblieben, fing an verschie-

dene Fragen an mich zu richten. Sie betrafen sämmtlich die Kaiserin von Rußland und die ausgezeichneteren Umgebungen ihres Hofes. Hierüber war es mir möglich Mittheilungen zu geben, denen der König ein unverkennbares Interesse bezeigte. Eine Viertelstunde darauf ward angesagt, es sey servirt, und der König, der nicht abgelassen hatte mir zuzuhören, führte mich zur Tafel, indem er mir den Platz zu seiner Rechten anwies. Der Tisch war rund; Jedermann speisete, nur der König nicht, der keinen Hunger zu haben schien, und ich, der keinen empfunden hätte, auch wenn ich Mittags nicht der Gast des Fürsten Sulkowsky gewesen wäre. So befriedigte mich die Ehre, der Einzige zu seyn, der die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf Alles lenkte, was er sprach.

Noch nach aufgehobener Tafel fuhr der König fort Bemerkungen über dasjenige zu machen, was ich gesagt hatte, und es geschah auf die einnehmendste Weise. Im Augenblick aber, da er sich zurückzog, sagte er mir, er würde mich mit vielem Vergnügen jeden Tag bei Hofe sehen. Fürst Adam sagte mir beim Weggehen, wenn ich seinem Vater vorgestellt seyn wollte, möchte ich mich nur morgen gegen eilf Uhr bei ihm einfinden.

Der König von Polen war von mittlerer Größe und gut gebaut. Schön im gewöhnlichen Sinne war er nicht zu nennen, aber geistreich und anziehend; sein Gesicht schien kurz, und wenn er schwieg, konnte er für schwermüthig gehalten werden; dagegen glänzte seine Beredsamkeit sobald er sprach, und wenn der Gegenstand seiner Mittheilungen es gestattete, wußte er sie mit einem feinen Scherz zu würzen, der Heiterkeit über alle Hörer verbreitete. Ich kehrte nach meinem Gasthof zurück, sehr froh über den guten Tritt in die Welt, den ich gemacht hatte.

Am andern Morgen zur bestimmten Stunde machte ich die Bekanntschaft eines seltenen Mannes, des alten Fürsten Czartorinsky des stattlichen Woiwoden von Rußland. Ich fand ihn im Schlafrock umgeben von Edelleuten, alle in der Nationaltracht, alle in Stiefeln, alle mit Schnurrbärten, und mit entblößtem geschorenem Haupte. Er selbst stand, und sprach bald zu diesem bald zu jenem sehr herablassend, aber doch mit Ernst. So wie sein Sohn, der ihn von meiner Ankunft unterrichtet hatte, mich nannte, wendete sich der Woiwode zu mir, und die Art, mit welcher er mich anredete, war gleich entfernt von Stolz wie von Zutraulichkeit. Ohne das zu seyn, was man wohl einen schönen Mann nennt, war doch der Ausdruck seines Gesichtes vollkommen, der Ton seiner Stimme edel, und die Weise seiner Mittheilung ungezwungen. Er schüchterte weder ein, noch machte er zu dreist. Dadurch setzte er sich in die Lage, jeden, den er kennen lernen wollte, gerade so zu finden, wie er wirklich war. Nachdem er gehört, ich habe mich lediglich zu meinem Vergnügen und um den Hof kennen zu lernen, in Rußland aufgehalten, folgerte er, daß dieselben Gründe mich nach Polen müßten gelockt haben, und versprach seine Vermittelung bei allen Bekanntschaften, die ich machen wolle. Da er ohne Familie lebe, sagte er, würde ich ihm ein Vergnügen gewähren, wenn ich jedesmal, wenn ich nicht sonst versagt wäre, Mittag und Abend bei ihm essen wolle.

Darauf ließ er sich hinter einem Schirme ankleiden und erschien in der Uniform seines Regiments nach französischer Weise mit einer blonden Allongeperücke, im Costume des verstorbenen August des Dritten. So machte er den Anwesenden in der Runde seine Verbeugung, und ging in die inneren Appartements zurück, die seine in der Wiedergenesung begriffene Gemahlin bewohnte. Er vermählte sich mit

ihr, nachdem er dem Maltheserkreuz entsagt und gewann sie durch ein Duell auf Pistolen zu Pferde. Sie hatte ihm das Versprechen ihrer Hand gegeben, wenn er so glücklich seyn sollte, seinen Nebenbuhler zu tödten. Fürst Adam und eine Schwester desselben, waren aus dieser Ehe entsprungen.

Dieser Prinz, Woiwode von Rußland, und sein Bruder, Großkanzler von Lithauen, hatten aus Mißmuth über ihr Verhältniß am Hofe, zu den damals in Polen beginnenden Irrungen den ersten Samen dadurch gelegt, daß sie unter russischem Schutz ihren jungen Neffen, welcher als Gesandtschafts-Cavalier in Petersburg die Gnade der Kaiserin erworben, auf den Thron zu heben beschlossen. Stanislaus Poniatowsky war dieser Neffe. Doch brauchte es, um ihn zu erheben, keiner Entthronung, denn der König starb früher.

Ich sah mich nun um in dem glänzenden Warschau, das in Erwartung des Reichstags voller Leben war, und traf, als ich mich zur Mittagsstunde wieder im Pallast des Woiwoden einfand, drei Tafeln gedeckt, jede von dreißig bis vierzig Couverts. So sagte man mir, würde ich es täglich finden. Der Luxus am Hofe war nicht zu vergleichen mit dem, welchem Jedermann im Pallast des gefürsteten Woiwoden von Rußland entgegen trat. Fürst Adam sagte mir, ich möchte mich heut und fortwährend zu der Tafel halten, an welcher sein Vater sitze. Darauf stellte er mich der schönen Prinzessin Lubomirska, seiner Schwester, und andern Woiwoden und Starosten vor. Weil ich ihnen meinen Besuch machte, vergingen nicht vierzehn Tage, so war ich bekannt in allen großen Häusern, und eingeladen zu allen Gastmälern oder Bällen, die täglich, bald von dem Einen, bald von dem Andern gegeben wurden.

Meine Geldmittel untersagten mir das Spiel, und geboten mir Einschränkung. Ich theilte meinen Tag ein. Morgens beschäftigte mich die Bibliothek des Bischofs Zalusky von Kiew, der Nachmittag traf mich beim Trisette mit dem Groß-Woiwoden. Er machte seine Partie mit Niemand so gern wie mit mir.

Aber trotz meiner Entsagung und guten Einrichtung war ich nach drei Monaten in Schulden gerathen, und sah meine Quellen versiegen. Equipage, Wohnung, zwei Domestiquen und die Sorge für guten Anzug brachten mich in Noth, ohne daß ich Abhülfe sah. Entdecken wollte ich mich Niemand aus guten Gründen. Wer in der Bedrängniß sich an einen Reichen wendet, verliert, wenn ihm Unterstützung angedeihet, dessen Achtung, und trägt, wird er abgewiesen, Geringschätzung davon. Da wandte mir mein gutes Glück auf folgende Weise vierhundert Ducaten zu.

Madame Smith, welcher der König Gründe hatte, eine Wohnung im Schloß einzuräumen, lud mich zum Abendessen, und ließ mir sagen, der König würde bei ihr seyn. Ich fand den angenehmen Bischof Krasinsky, den Abbé Gigiotti nebst noch Einigen, die in der Literatur Italiens nicht unbewandert waren. Der König, nie verstimmt in der Gesellschaft, belesen, und Kenner der Classiker wie vielleicht wenige Fürsten, erzählte Anekdoten von Gelehrten aus dem Alterthum der Römer, indem er Scholiasten und Manuscripte erwähnte, bei deren Nennung ich verstummen mußte, weil Se. Majestät sie vielleicht erfinden mochten. Jedermann sprach, nur ich war verstimmt, und antwortete, indem ich mit wahrem Heißhunger aß, weil ich nicht zu Mittag gespeiset hatte, nur so viel, als der Anstand es heischte, mit kurzen Worten. Der Abbé, gleichsam

mich herauszufordern, bringt das Gespräch auf Horaz, und ich rühme seine Kunst, Satyre und Feinheit zu verschmelzen. Dadurch, sagte ich, gewann er die Gunst Augusts, der durch den Schutz, welchen er Gelehrten gewährte, seinen Namen unsterblich gemacht und gekrönte Häupter genöthigt hat, in so fern mit ihm zu wetteifern, als sie seinen Namen sich beilegten, indem sie ihn selbst geringschätzten.

Der König von Polen, der den Namen August angenommen hatte, als er den Thron bestieg, ward ernsthaft bei diesen Worten, und konnte nicht umhin, mich zu unterbrechen. Wer, fragte er, sind die gekrönten Häupter, die den Namen des August annahmen, indem sie ihn geringschätzten? — Der erste König von Schweden, der sich Gustav nannte, war meine Antwort. Gustav ist die reinere Uebertragung von August. — Artig! sagte der König. Für eine Anekdote mag es gelten. Wo haben Sie das gefunden? — Zu Wolfenbüttel in der Handschrift eines Professors von Upsala, gab ich zur Antwort. Der König aber, der beim Anfang des Souper ebenfalls eine Handschrift citirt hatte, lachte von ganzem Herzen, und nahm, nachdem er sich ausgeschüttet, den Gegenstand wieder auf, indem er mich fragte, in welcher nicht handschriftlichen, sondern allgemein gekannten Stelle, aus dem Horaz ich eine Feinheit fände, die sich dadurch auszeichne, daß sie die Satyre versüße. Mehrere könnte ich Ew. Majestät anführen, sagte ich, aber hier ist eine zur Probe, die mir so schön wie anständig dünkt: Coram rege sagt der Dichter, de paupertate tacentes plus quam poscentes ferent.

Das ist wahr, sprach der König lächelnd, und Madam Smith wollte die Stelle vom Bischof übersetzt hören. Wer, sagte dieser, in der Gegenwart des Königs von seiner Bedürftigkeit schweigt, wird mehr davon tragen

wie der, welcher davon spricht. Die Dame meinte, der Ausspruch scheine ihr nicht satyrisch, ich aber, nachdem ich schon so viel gesagt hatte, mußte schweigen. Der König selbst wendete das Gespräch auf den Ariost, indem er äußerte, er wünsche ihn mit mir zu lesen. Ich neigte mein Haupt und versetzte mit Horaz: Tempora quaeram! *)

Am folgenden Morgen, indem der Monarch von der Messe kam, reichte mir dieser großmüthige und zu unglückliche Stanislaus Augustus die Hand zum Kuß, und gab mir ein schlicht zusammengewickeltes Päckchen, indem er sagte: Bedanken Sie sich bei Horaz, und sprechen sie zu Niemand davon. — Ich fand vierhundert Ducaten in der Hülse und bezahlte meine Schulden. Fast täglich ließ ich mich seitdem in der Garderobe blicken, wo der König während des Ankleidens gern diejenigen sprach, die nicht mehr wollten, wie ihn unterhalten. Aber vom Ariost war keine Rede. Er verstand Italienisch, doch nicht genug um zu sprechen, geschweige denn um den großen Dichter zu genießen.

Warschau's Glanz war nun auf das Höchste gestiegen. Alles kam den glücklichen Sterblichen zu sehen, den, als er noch in der Wiege gelegen, Niemand für die Krone bestimmt geglaubt. Es war ihm angelegen, sich Jedem zu zeigen, und er war unruhig, wenn er einen Fremden in Warschau wußte, der ihn noch nicht gesehen hatte. Es bedurfte keiner Vorstellung; Jeder konnte bei Hofe erscheinen, und oft war der König der erste, welcher diejenigen anredete, die ihm noch unbekannt waren.

So ging der Januar zu Ende, als ich einen Traum hatte, der merkwürdig für mich ward. Mir träumte, ich sitze in guter Gesellschaft bei Tisch und

---

*) Ich will Zeit zu erhalten suchen.

einer der Gäste schleudert mir eine Flasche dermaßen gegen das Gesicht, daß es von Blut überschwemmt wird, ich aber renne dem Beleidiger den Degen durch den Leib und werfe mich dann in den Wagen, um davon zu eilen. Dies war der ganze Traum, und dies, was ihn mir am folgenden Tage wieder in's Gedächtniß rief:

Prinz Carl von Curland war seit einigen Tagen in Warschau, und ich konnte nicht widerstehen mit ihm zur Mittagstafel des Grafen Poninsky zu fahren. Dieser war damals Kronmarschall, ward bald darauf Fürst, späterhin jedoch verbannt und nahm ein klägliches Ende. Sein Haus war ausgezeichnet und seine Familie liebenswürdig, aber ich unterließ, ihm meine Aufwartung zu machen, denn weder der König noch die Seinigen liebten ihn.

Etwa die Hälfte des Diner mochte vorüber seyn, als eine Flasche Champagner, ohne daß eine Hand sie berührt hätte, springt und eine Scherbe, welche gegen meine Stirn flog, mir eine Ader öffnet. Das Blut fließt sogleich unaufhaltsam über mein Gesicht, mein Kleid und die Tafel. Ich, so wie alle Anwesenden, stehen auf, man verbindet mir das Gesicht, man deckt um, und man setzt sich wieder zur Tafel, das Mahl zu enden. Dies ist die ganze Begebenheit. Ich bleibe betroffen, nicht durch den Vorfall, sondern weil ich an den Traum zurückdenke, dessen ich mich ohne dieses kleine Ereigniß nicht weiter würde erinnert haben. Ein Anderer hätte vielleicht der Gesellschaft den Traum erzählt, aber ich habe von jeher vermieden, für einen Schwärmer oder Narren gehalten zu werden. Ich selbst hielt den Vorfall nicht einmal rechter Aufmerksamkeit werth, denn mein Traum unterschied sich von dem Ereigniß durch die wichtigsten Umstände. Aber nach zwei Monaten trafen auch diese ein.

Eine Tänzerin, Binetti war ihr Name, die ich zuletzt in London gesehen, kam auf dem Wege von Wien nach Petersburg mit ihrem Manne, der gleichfalls Tänzer war, durch Warschau und war gut empfohlen. Ich erfuhr nicht nur dies beim Woiwoden aus dem eignen Munde des Königs, sondern auch, daß er sie für tausend Ducaten acht Tage lang in Warschau festhalten wolle, um sie tanzen zu sehen.

Ungeduldig sie zu sprechen und ihr diese angenehme Nachricht zu bringen, besuche ich sie in ihrem Gasthofe. Sie, verwundert, mich in Warschau zu sehen und über die Nachricht von tausend Ducaten, ruft ihren Mann, der so lange zweifelt, bis der Fürst Poniatowsky selbst eintritt, das königliche Anerbieten ankündigt und abschließt. Tomatis, der die Einrichtungen für das Ballet zu besorgen hat, spart nichts, den Beifall seines großmüthigen Herrn zu erwerben und das Paar gefällt so sehr, daß es auf ein Jahr lang engagirt wird. Das verdrießt die Catani, weil die Binetti sie verdunkelt und ihr die Anbeter entzieht. Tomatis klagt über den endlosen Verdruß, den ihm die Feindschaft der beiden Tänzerinnen macht, die Binetti aber hat binnen weniger als vierzehn Tagen den Besitz eines Hauses, auf das eleganteste meublirt, versehen mit doppelter Vaisselle, einem auserlesenen Keller, der feinsten Küche und Schaaren von Anbetern, unter denen sich der Stoleik Moszcinsky und der Kronkämmerer Branicki befinden, von denen der letztere im Schlosse dicht neben den Gemächern des Königs wohnt.

Von dieser Zeit an theilte sich das Parterre des Theaters in zwei Theile. Die Catani wollte trotz ihrem untergeordneten Talent der neuen Ankömmlingin nicht weichen. Sie tanzte im ersten, die Binetti im zweiten Ballet. Wer jene beklatschte, verstummte, wenn diese auftrat, und umgekehrt. Ich hatte gegen die

Binetti starke und alte Verpflichtungen, aber die ganze Familie Czartorinsky mit allen Personen, die zu ihr gehörten und von ihr abhingen, waren auf der Seite der Catani, Fürst Lubomirsky aber, der mir viel Huld erwies, ihr vornehmster Anbeter. Ich konnte also nicht um der Binetti willen die Catani aufgeben, ohne mir die Unzufriedenheit aller derer zuzuziehen, denen ich die größern Rücksichten schuldig war. Bittere Vorwürfe mußte ich darüber von der Binetti hören. Sie verlangte, daß ich das Theater meiden solle, und kündigte Tomatis eine Rache an, die ihn die Kränkungen würden bereuen machen, welche er nicht aufhörte, ihr zuzufügen. Näher ließ sie sich nicht aus, aber auf folgende Weise fing sie an, dem armen Tomatis ihren Haß fühlbar zu machen.

Xavier Branicki, Kronkämmerer, Ritter vom weißen Adler, Obrister eines Uhlanen-Regiments, jung und einnehmend, ein Freund des Königs, der nachdem er sechs Jahr in Frankreich gedient hatte, von Berlin kam, wo er als Gesandter des neuen Königs von Polen mit Friedrich dem Zweiten zu verhandeln gehabt, war der angesehenste Liebhaber der Binetti. Ihm vertraute sie ihren Verdruß an, ihm trug sie ihre Rache an einem Manne auf, der als Director des Theaters jeden Anlaß benutzte, ihr Kränkungen zuzufügen. Der Graf muß ihr das Versprechen gegeben haben sie zu rächen; auch, falls die Gelegenheit zur Rache sich nicht bald darbieten möchte, sie herbeizuführen. Sonderbar und ungewöhnlich war die Weise, wie sich dieser Pole jezt benahm.

Am zwanzigsten Februar ist Branicki in der Oper und begibt sich nach dem zweiten Ballet wider seine Gewohnheit in die Loge auf dem Theater, wo die Catani sich umkleidet, um ihr die Aufwartung zu machen. Sie hat Niemand bei sich außer Tomatis,

und dieser bleibt. Er und die Tänzerin glauben, Branicki sey mit der Binetti zerfallen, und wolle nun ihr, der Catani, einen Triumph gewähren, auf welchen diese eben nicht viel Werth setzte. Dennoch versäumte sie nicht, einem Manne alle Höflichkeit zu erzeigen, dem man diese kaum versagen konnte, ohne sich großer Gefahr blos zu stellen.

Wie die Catani mit ihrem Anzug fertig ist, um nach Hause zu fahren, bietet ihr, — denn das Stück ist geschlossen — der galante Branicki seinen Arm. Er will sie zum Wagen führen, der schon vorgefahren ist, und Tomatis folgt. Ich stehe unten an der Thür und warte auf meinen Wagen, denn der Schnee fiel in großen Flocken. Die Catani kömmt, man öffnet den Schlag der Kutsche, sie steigt ein, Branicki desgleichen, und Tomatis steht da unbeweglich und erstaunt. Setzen Sie sich in meinen Wagen und folgen Sie, ruft ihm der Kronkämmerer zu. Ich werde mich in keinen anderen Wagen als meinen eigenen setzen, antwortet Tomatis. Haben Sie also die Güte und steigen aus. Fahr zu! schreit Branicki dem Kutscher, Tomatis aber befiehlt zu halten, und der Kutscher folgt seinem Herrn. Der Kronkämmerer, nun genöthigt auszusteigen, befiehlt seinem Husaren, dem unhöflichen Tomatis eine Ohrfeige zu geben, und der Befehl wird so schnell und so buchstäblich ausgeführt, daß dem armen Tomatis nicht die Zeit bleibt, an den Degen zu denken, mit dem er wenigstens den Nichtswürdigen durchbohren konnte, der ihn so schändlich entehrt hatte. Dies thut Tomatis nicht, sondern steigt in seine Kutsche und fährt nach Hause, wo die Verdauung der Ohrfeige ihm wahrscheinlich das Abendessen verdorben haben wird. Ich war bei ihm eingeladen, hatte aber, nachdem ich Zeuge dieses entehrenden Vorfalls gewesen, nicht den Muth zu ihm zu gehen, sondern begab mich nach meiner

Wohnung, unmuthig, und nicht frei von der Einbildung, auch mich möchte ein kleines Stückchen wenigstens von dieser schimpflichen Ohrfeige getroffen haben. Ich bedachte, ob diese Beschimpfung wohl mit der Binetti verabredet seyn könne? Aber es schien mir nach einiger Ueberlegung nicht wahrscheinlich, denn weder die Tänzerin noch Branicki konnten Tomatis Unartigkeit voraussehen. Branicki hatte ja, indem er in Tomatis Kutsche stieg, die Gesetze der Höflichkeit keinesweges verletzt, nur das Ceremoniel war von ihm bei Seite gesetzt worden. Er konnte gerade so verfahren, wenn Tomatis sein Freund war, und dann hatte er wohl die Eifersucht eines Italieners zu besorgen, aber keine Widersetzlichkeit des Tomatis in diesem Geschmack. Wenn er diese voraussah, durfte er sich der Beleidigung nur aussetzen, in so fern er entschlossen war, den zu tödten, der es wagte ihm einen Schimpf zuzufügen. Erst wie ihm die Beschimpfung widerfuhr, erwachte seine Rache, und er wählte was ihm in den Sinn kam, eine Ohrfeige. Das war sehr viel, aber immer weniger, als wenn er seinen Beleidiger getödtet hätte. Im letztern Fall konnte man ihn ja des Meuchelmordes beschuldigen, trotz dem, daß auch Tomatis bewaffnet war, denn diesen würden die Bedienten Branicki's nicht Zeit gelassen haben zu ziehen.

Aber bei dem allen mußte Tomatis den Husaren niederrennen, und wenn er selbst geblieben wäre. Dazu war nicht mehr Muth nöthig, als um den Kronkämmerer zu nöthigen, daß er den Wagen verließ, und er hatte Unrecht, in diesem Augenblicke nicht auf eine Beleidigung und deren Erwidern gefaßt zu seyn, noch mehr freilich die Catani, die sich nicht durch Branicki durfte zum Wagen führen lassen.

Am folgenden Tage war der Vorfall das Gespräch der Stadt. Tomatis blieb vierzehn Tage in

seiner Wohnung, und sollicitirte umsonst bei dem König und allen seinen Gönnern um Genugthuung. Der König selbst war verlegen wegen der Reparation, die er dem Fremden verschaffen sollte, denn Branicki behauptete, er hätte eine Beschimpfung mit der andern vergolten. Tomatis dagegen vertraute mir an, daß er wohl einen Weg zur Rache ausgefunden haben würde, wenn ihn die letzten Ballete nicht zu einer Auslage von vierzig tausend Ducaten genöthigt hätten, deren Verlust abzusehen war, sobald er etwas unternähme, das ihn nöthigen würde, das Königreich zu verlassen. Nur die Auszeichnungen, welche alle Großen, mit denen er in Verbindung stand, ihm seitdem mehr wie je bezeigten, und das Benehmen des Königs, der bei Tafel, im Theater und auf den Spaziergängen ihn sehr huldvoll anredete, gewährten ihm einigen Trost.

Die Binetti war die einzige, die ungestört ihren Triumph genoß, und sie ließ auch mich dies merken, so oft ich mit ihr zusammentraf. Allein dies geschah selten. Ich arbeitete für den König, weil ich hoffen durfte, zu seinem ersten Secretair ernannt zu werden; spielte Trisette mit dem Woiwoden, und wartete der Prinzessin, seiner Tochter auf, die meine Gesellschaft gern sah.

Am vierten März, dem Tage vor dem Namenstage des Kronkämmerers und ältesten Bruders des Königs, Casimir Poniatowsky, war große Tafel bei Hofe, und ich ward mit zugezogen. Werden Sie heut in's Theater gehen? fragte mich der König, nachdem alles aufgestanden war. Es sollte zum erstenmale ein Stück in polnischer Sprache gespielt werden. Dies war etwas Neues, was Jedermann interessirte, nur mich nicht, denn ich verstand das Polnische nicht. Das sagte ich dem König, und er antwortete: das muß Sie nicht abhalten. Versuchen Sie es nur. Kommen Sie in meine Loge.

Ich verbeuge mich und gehorche. Während des Spiels stehe ich hinter dem Sessel des Königs. Nach dem zweiten Act wird ein Ballet gegeben in welchem eine Piemonteserin Casacci so sehr nach dem Geschmack des Königs tanzt, daß er in die Hände klatscht, eine ganz ungewöhnliche Gunst. Ich kannte sie nicht näher, und jedesmal, wenn ich beim Grafen Poninski zu Mittag speisete, hatte dieser mir Vorwürfe gemacht, daß ich die übrigen Tänzerinnen besuche, und niemals die Casacci, bei der man sich sehr wohl befinde. Da fällt mir ein; nach dem Ballet des Königs Loge zu verlassen und mich nach dem Theater zu begeben, um der Casacci in ihrer kleinen Loge mein Compliment wegen der Gerechtigkeit zu machen, die der König ihr widerfahren lassen. Mein Weg führt mich an der Loge der Binetti vorbei, und da ich sie offen finde, verweile ich einen Augenblick. In dem Moment tritt Graf Branicki ein, den man als ihren Verehrer kannte. Ich mache meine Verbeugung, entferne mich, und gehe in die Loge der Casacci, die, verwundert mich zum erstenmale zu sehen, mir auf die liebenswürdigste Weise Vorwürfe macht. Ich versichere sie meiner Hochachtung, verspreche ihr meinen öfteren Besuch und stehe im Begriff, sie zu umarmen, als Graf Branicki eintritt. Noch vor einer Minute hatte ich ihn bei der Binetti gesehen, es ist also klar, daß er mir gefolgt war. Aber weshalb? Er wollte mit mir anbinden, es konnte nicht anders seyn. Bininski, Obristlieutenant bei seinem Regiment, begleitete ihn, und ich, wie sie beide eintreten, stehe auf, sowohl aus Höflichkeit, als weil ich wirklich mich entfernen wollte. Er aber hält mich auf, indem er sagt: Ich komme Ihnen ungelegen. Sie lieben diese Dame. — Allerdings, und sollten Ew. Excellenz sie nicht auch liebenswürdig finden, gebe ich zur Antwort — Recht sehr, sagt

er, und was mehr sagen will, sie ist meine Geliebte, ich verbitte mir aber jeden Nebenbuhler. — Sehr wohl! da ich dies weiß, werde ich ihr nicht mehr meine Aufwartung machen, versetze ich. — Sie weichen mir also? fährt er fort. — Unverzüglich! Wer wird nicht einer Person wie Ihnen weichen! erwidre ich abermals. Darauf folgt eine Aeußerung, die zu stark klang, um sie zu wiederholen und zu stark, um sie zu ertragen. Das war ein wenig zu arg, sage ich, indem ich beim Weggehen ihm in's Angesicht sehe und auf meinen Degen weise. Drei oder vier Officiere waren Zeugen des Vorfalls.

Noch nicht vier Schritt bin ich von der Loge entfernt, so höre ich mich mit dem Titel venetianische Memme beehren. Auf dem Platz, nicht hier im Theater möchte eine venetianische Memme sehr leicht einem polnischen Braven das Garaus machen, sage ich zum Grafen, indem ich wieder umkehre und dann meinen Weg nach der großen Treppe nehme, die nach der Straße führt. Dort warte ich eine Viertelstunde in der Erwartung, Branicki hinausgehen zu sehen. Ich wollte, weil Tomatis Furcht, vierzig tausend Ducaten zu verlieren, mich nicht zurückhielt, ihn hier nöthigen den Degen zu ziehen. Aber er kömmt nicht, und ich bin durchgefroren. Ich rufe also meine Leute, lasse vorfahren und begebe mich zum Fürsten Woiwoden von Rußland. Der König selber hatte mir gesagt, daß er dort speisen werde.

Im Wagen, bei sich wieder einstellender Ruhe, überlege ich mir den Hergang, und bin zufrieden, in der Loge der Casacci den Degen nicht gezogen, auch meinem Beleidiger am Eingang des Theaters umsonst erwartet zu haben; denn weil Bininski mit angeschnalltem Säbel ihn begleitete, hätte ich ermordet werden können. Die Polen, trotz der feinen Sitten, die sie ange-

nommen, verleugnen ihre alte Natur nicht. Sie sind noch Sarmaten oder Dacier beim Mahl, im Krieg, und in der Wuth, wenn ihre sogenannte Freundschaft mit in's Spiel kömmt. Daß ein einziger Mann dem andern stehen kann, und daß es unerlaubt ist, in Schaaren auf Einen loszufahren, um ihn zu erwürgen, wenn er es nur mit Einem zu thun haben will, das können sie noch immer nicht fassen. Ich sahe deutlich, Branicki war mir gefolgt, weil die Binetti ihn aufgehetzt hatte, und gewiß wollte er es mit mir machen wie mit Tomatis. Eine Ohrfeige hatte ich freilich nicht erhalten, aber der Unterschied in der Beleidigung war nicht groß, und drei Officiere hatten sie mir zufügen sehen. Hinnehmen konnte ich meiner Natur nach den Schimpf nicht, ich mußte etwas thun. Aber was? Die Genugthuung mußte vollständig seyn, und ich denke nach, welcher Weg der Mäßigung sich einschlagen lasse, der Jeden befriedige. So trete ich ein beim Prinz Czartorinsky, Oheim des Königs, entschlossen dem letztern Alles zu sagen, und Sr. Majestät es zu überlassen, Branicki zu vermögen, daß er mich um Verzeihung bitte.

Der Woiwode, wie er mich sieht, macht mir einen gelinden Vorwurf, daß ich ihn so lange warten lassen, und wie gewöhnlich setzen wir uns zum Trisette. Ich spiele mit ihm, und bei der zweiten Partie, die wir verloren haben, hält er mir meine Fehler vor, und fragt mich, wo ich den Kopf habe. — Vier Meilen von hier, mein gnädiger Herr, sage ich, und er antwortet: Wenn man mit einem Mann wie ich, dem es nur um das Vergnügen des Spiels zu thun ist, Trisette spielt, so ist es nicht erlaubt, vier Meilen weit von der Partie zu seyn.

Hiermit steht er auf, wirft die Karten von sich und geht im Saal auf und ab. Ich bleibe betreten stehen, und trete dann zum Kamin. Der König

konnte nicht lange mehr ausbleiben; aber nach einer Viertelstunde tritt der Kammerherr Pernigoti ein, anzusagen, der König werde nicht erscheinen. Das ist mir ein Stich in's Herz, aber ich halte mich. Es ist servirt, ich nehme meinen gewöhnlichen Platz zur Linken des Woiwoden ein. Wir sind achtzehn bis zwanzig Personen. Der Woiwode ist einsilbig gegen mich, ich lasse die Gerichte vorübergehen. Gegen Mitte der Mahlzeit tritt der Prinz Caspar Lubomirski, General-Lieutenant in russischen Diensten ein, und setzt sich an das andere Ende der Tafel mir gegenüber. Wie er mich sieht, macht er mir mit lauter Stimme sein Compliment und seine Condolenz wegen des Vorgefallenen. Ich bedaure Sie, sagte er. Branicki hatte zu viel getrunken; ein ehrlicher Mann konnte nicht beleidigt werden durch Jemand, der in seinem Zustande war.

Was ist denn vorgefallen? Was ist vorgefallen? so fragt die ganze Tafel. Ich sage kein Wort. Lubomirski soll Auskunft geben, und er erwidert, wenn ich schwiege, müsse auch er schweigen. Nun wird der Woiwode ernsthaft und fragt mich mit Güte: was zwischen Branicki und mir vorgefallen sey. — Nach der Tafel, mein Prinz, werde ich in einer Ecke des Saales einen getreuen Bericht von Allem abstatten, gebe ich zur Antwort.

Gleichgültige Gespräche hielten bis zum Schluß der Mahlzeit die Gesellschaft hin, und ich folge, nachdem man aufgestanden, dem Woiwoden zu der kleinen Thür, durch welche er sich nach seinen Zimmern zu begeben pflegt. In fünf oder sechs Minuten erzähle ich ihm den ganzen Vorfall. Er seufzt, beklagt mich und sagt mir, ich hätte Ursach gehabt, mit meinem Kopf vier Meilen vom Spieltisch entfernt zu seyn. — Ich bitte Ew. Durchlaucht um einen Rath, sagte ich. — Den kann ich in sol=

chen Angelegenheiten nicht geben, denn man muß entweder Viel thun oder Nichts.

Nach diesem Ausspruch, den die Weisheit selbst nicht besser hätte geben können, begibt er sich in sein Zimmer. Ich ziehe meinen Pelz an, setze mich in den Wagen, fahre nach Hause, und schlafe sechs Stunden. So gut war meine Constitution, mir dies zu erlauben. Fünf Uhr Morgens beim Erwachen überlege ich, was weiter zu thun sey. Viel oder Nichts. Das Nichts verwerfe ich, also ich muß zum Viel mich entschließen, folglich Branicki tödten, oder ihn nöthigen, mich zu tödten, wenn er mir die Ehre erzeigt, ein Duell mit mir anzunehmen. Auf den Fall, daß er mich kränken und nicht sich mit mir schlagen möchte, bleibt nichts übrig, als zum Meuchelmord zu schreiten, jedoch mich auf Alles, also auch auf den Tod durch Henkers Hand gefaßt zu machen.

Mein Entschluß ist gefaßt. Vier Meilen von Warschau muß das Duell gehalten werden, denn die Starostei umspannte einen Umkreis von vier Meilen über die Stadt hinaus, und Todesstrafe stand auf den Zweikampf innerhalb dieser Linie. Ich schlug mit Rücksicht hierauf Branicki das Duell in einem Billet vor, welches ich abschreiben will.

Den 5ten März 1766, 5 Uhr Morgens.

Gnädiger Herr!

Gestern Abend haben Ew. Excellenz mich muthwillig im Theater beleidigt. Sie hatten weder Anlaß, noch Recht, so gegen mich zu verfahren. Ich muß daher glauben, daß ich Ihnen im Wege bin und daß

Sie mich gern aus der Zahl der Lebendigen wegschaffen möchten. Ich kann und will Ew. Excellenz Gelegenheit dazu geben. Haben Sie die Gnade mich in Ihrem Wagen abzuholen und mich an einen Ort zu bringen, der Sie nach den Gesetzen Polens nicht strafbar macht, wenn ich bleiben sollte, mich aber, wenn der Himmel mir beisteht Ew. Excellenz zu tödten, derselben Strafbarkeit entzieht. Schreiben Sie es, gnädiger Herr, den Begriffen, welche ich von Ihren edelmüthigen Gesinnungen hege, zu, daß ich Ihnen diesen Vorschlag mache. Ich habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Excellenz

unterthänig gehorsamsten Diener
Casanova.

Diesen Brief schicke ich eine Stunde vor Tagesanbruch durch meinen Bedienten auf's Schloß in die Wohnung des Grafen, welche an die Gemächer des Königs stößt, und sage dem Bedienten, er habe ihn eigenen Händen zu übergeben und bis zum Empfang der Antwort zu warten. In einer halben Stunde hatte ich sie. Hier ist die Abschrift.

Mein Herr!

Ich nehme Ihren Vorschlag an; doch werden Sie die Güte haben mir anzugeben, wann ich die Ehre haben soll Sie zu sehen.

Mein Herr! Ihr

unterthänig gehorsamster Diener
Branicki, Kronkämmerer.

Froh über mein Glück antworte ich auf der Stelle, ich würde mich morgen früh um sechs Uhr bei ihm einstellen, um den Streit an einem sichern Orte zu beendigen. Er erwidert, ich möchte ihm die Waffen und den Ort für das Duell angeben, auch müsse Alles noch heut abgemacht werden. Darauf sende ich ihm das Maß meines Degens, der zwei und dreißig Zoll hatte, und stelle ihm die Wahl jedes Orts für den Zweikampf frei, sofern er nur nicht innerhalb der Starostei gelegen ist. Gleich darauf antwortet er mir durch folgendes Billet, welches sein letztes war.

„Sie erzeigen, mein Herr, mir einen Gefallen, wenn Sie sich sogleich zu mir bemühen wollen. Ich schicke zu dem Ende Ihnen meine Equipage. Ich habe die Ehre u. s. w."

Ich antworte mit vier Zeilen, ihm zu sagen, meine Geschäfte nöthigten mich heut den ganzen Tag zu Hause zu bleiben, und da ich beschlossen hätte, nur zu ihm zu gehen, wenn ich gewiß wäre, daß wir sogleich uns auf den Weg machen würden um uns zu schlagen, so möchte er mich entschuldigen, wenn ich ihm seine Equipage zurückschicke.

Eine Stunde darauf kommt der Graf zu mir, läßt, indem er in mein Zimmer tritt, seine Leute draußen, und entfernt drei oder vier Personen, die mit mir zu sprechen haben. Darauf riegelt er die Thür ab, und nimmt neben mir auf dem Bette Platz, auf welches ich mich größerer Bequemlichkeit wegen hingesetzt hatte, um zu schreiben. Da ich nicht begreifen konnte, was dies zu bedeuten habe, so holte ich zwei Taschenpistolen, die auf meinem Nachttisch lagen. — Ich bin nicht hergekommen, sagte er, weil ich Sie umbringen will, sondern um Ihnen zu bemerken zu geben, daß wenn ich eine Einladung mich zu schlagen annehme, ich sie niemals bis zum andern

Tag aufschiebe. Wir schlagen uns daher heut oder nie.

Es ist mir heut nicht möglich, antworte ich. Mittwoch ist mein Posttag. Ich muß etwas vollenden, das ich dem König zu übergeben habe.

Sie können es ihm übergeben, nachdem wir uns geschlagen. Glauben Sie mir, Sie werden nicht sterben, und bleiben Sie ja, so wird der König Ihnen verzeihen. Wer einmal todt ist, den kann kein Vorwurf treffen.

Auch mein Testament habe ich zu machen. —

Auch noch ein Testament! Sie fürchten also zu sterben. Lassen Sie diese Furcht. In funfzig Jahren werden Sie Ihr Testament machen. —

Aber welch Bedenken können Ew. Excellenz dabei haben, das Duell bis morgen zu verschieben?

Ich will mich sicher stellen. Wir werden heut beide Arrest auf Befehl des Königs erhalten.

Das kann nicht seyn, wenn Sie nichts gegen Se. Majestät von der Sache haben laut werden lassen. —

Ich? Sie machen mich lachen. Ich weiß, was sich unter solchen Verhältnissen schickt. Sie haben mich nicht umsonst herausgefordert. Ich will Ihnen Genugthuung geben, aber heut oder niemals. —

Nun gut! Mir liegt zu viel an diesem Duell, als daß ich Ihnen einen Vorwand geben könnte zurückzutreten. Holen Sie mich ab, aber erst nach dem Essen, denn ich brauche alle meine Kräfte —

Mit Vergnügen. Ich werde nach dem Duell soupiren. A propos! Was bedeutet das Maß, das Sie mir von Ihrem Degen geschickt? Ich will mich schießen. Mit Unbekannten schlage ich mich niemals. —

Was nennen Sie unbekannt? Ich will Ihnen zwanzig Zeugen in Warschau stellen, daß ich im Fech-

ten kein Meister bin. Ich mag mich nicht auf Pistolen duelliren, und Sie können mich nicht dazu zwingen. Sie haben mir die Wahl der Waffen überlassen. Hier ist Ihr Brief. —

Freilich! der Strenge nach haben Sie recht, denn ich sehe, ich ließ Ihnen die Wahl. Aber Sie sind zu sehr Mann von Welt, als daß Sie sich nicht schießen sollten, wenn ich Ihnen sage, daß mir dies Vergnügen macht. Es ist die kleinste Gefälligkeit, die Sie mir erweisen können. Im Grunde ist die Gefahr bei Pistolen geringer: denn selten trifft der Schuß, und wenn ich fehle, so haben Sie mein Wort, daß wir uns so lange auf den Degen schlagen, als es Ihnen beliebt. Wollen Sie also mir das Vergnügen machen?

Ich höre Sie ungemein gern sprechen; es ist Geist in dem, was Sie sagen, und ich fühle in der That Lust, Ihnen das barbarische Vergnügen zu gewähren. Vielleicht, wenn ich mich zusammen nehme, bin ich sogar im Stande es zu theilen. Ich nehme also die Abänderung unsers Duells an, aber ausdrücklich nur auf folgende Weise. Sie kommen mit zwei Pistolen, die Sie in meiner Gegenwart laden lassen, und ich wähle die meinige. Fehlen wir, so schlagen wir uns mit dem Degen so lange, bis einer von beiden blutet, aber nicht weiter. Sind Sie dies zufrieden, so ist es gut, denn ich bin auf Alles gefaßt, auch auf den Tod. Sie holen mich um drei Uhr ab, und wir wählen einen Ort, der uns gegen die Gewalt der Gesetze sichert.

Sehr wohl! Sie sind ein Mann, den man lieb gewinnen muß. Erlauben Sie, daß ich Sie umarme. Aber nun Ihr Ehrenwort, daß Sie keinem Menschen ein Wort sagen. Geschieht es, so haben wir Arrest.

Wie können Sie glauben, daß ich mich der Gefahr aussetzen werde, da ich gern zehn Meilen zu Fuß gehen würde, mich der Ehre werth zu machen, die Sie mir erzeigen wollen. —

Um so besser. Die Sache ist also richtig. Auf Wiedersehn um drei Uhr. —

Sobald er mich verlassen hat, siegle ich alle Papiere des Königs ein, und lasse den Tänzer Campioni kommen, dem ich vertrauen durfte. Dies Packet, sagte ich ihm, geben Sie mir heut Abend wieder, wenn ich noch lebe, und wenn ich todt bin, überbringen Sie es dem König. Sie werden errathen, welche Bewandniß es mit der Sache hat. Aber bedenken Sie, daß ich entehrt bin, wenn Ihnen ein Wort entfährt, und daß Sie dann keinen grausameren Feind in der Welt haben, wie mich.

Ich verstehe zur Genüge. Würde der Handel durch mich denen bekannt, die ihn hindern möchten, so hieße es, Sie hätten mich angestiftet. Ich wünsche von Herzen, daß Sie diesen Handel ehrenvoll beendigen. Das Einzige, was ich rathe, ist, schonen Sie Ihren Gegner nicht, und wenn er Herr der Erde wäre. Es könnte Ihnen das Leben kosten, wenn Sie Rücksicht bei ihm nehmen wollten. —

Darüber haben mich Erfahrungen belehrt. —

Ich bestellte nun eine kräftige Mahlzeit und ließ aus dem Hofkeller trefflichen Burgunder holen. Campioni aß mit mir. Die beiden Grafen Meischek, und der Schweizer Bertrand besuchten mich, während ich bei Tische saß, und waren Zeugen meines guten Appetits und meiner ungemeinen Munterkeit. Drei Viertel auf drei Uhr bat ich meine Freunde, mich allein zu lassen, und begab mich an's Fenster, um bereit zu seyn hinabzusteigen, sobald Branicki vor meiner Thür sich zeigen würde.

Von weitem sehe ich ihn in einer Berline mit sechs Pferden ankommen. Zwei Vorreiter, die zwei gesattelte Pferde zur Hand haben, zwei Husaren, und zwei Adjudanten reiten voran, und hinterm Wagen stehen vier Bediente. Er hält vor meiner Thür, ich eile aus meinem dritten Stockwerk hinab, und sehe ihn begleitet von einem Obrist-Lieutenant und einem Jäger, welcher letztere auf dem auswendigen Vordersitz saß. Man öffnet den Schlag und der Obrist-Lieutenant überläßt mir seinen Platz, indem er sich auf den äußern Sitz neben den Jäger setzt, den einen Fuß gegen das Fußbret lehnend. Ich wende mich gegen meine Bedienten, und sage ihnen, sie sollten zurück und zu Hause bleiben, ich würde weitere Befehle schicken. Branicki macht mich darauf aufmerksam, daß ich ihrer bedürfen könne, und ich gebe zur Antwort: wenn ich so viel Domestiken hätte, wie er, würde ich sie mitnehmen. Da es aber nur die zwei armen Schelme wären, so zöge ich es vor, mich ganz in seine Hände zu liefern, überzeugt er würde, wenn es Noth thäte, mich bedienen lassen. Er, indem er mir zur Bekräftigung des Versprechens die Hand gibt, sagt, er werde mehr Sorge für mich wie für sich selbst tragen. Ich setze mich, und der Wagen fährt fort. Er hatte Alles vorher bestellt, denn Niemand sprach ein Wort. Es wäre lächerlich gewesen, wenn ich hätte fragen wollen, wohin es gehe.

Momente wie der, worin wir uns befanden, sind dazu gemacht, den Andern zu beobachten. Der Kronkämmerer sprach kein Wort, und so glaubte ich, es sey an mir, irgend eine gleichgültige Frage zu thun.

Ist es Ihre Absicht Frühjahr und Sommer in Warschau zuzubringen? —

Gestern war sie es; aber es kann seyn, daß Sie mich verhindern.

Ich hoffe keinen Ihrer Pläne zu kreuzen.

Haben Sie sonst als Militair gedient?

Ja! Aber darf ich fragen, weshalb Ew. Excellenz diese Frage an mich thun? Denn —

Nichts für Nichts! Ich fragte blos, um Ihnen etwas zu sagen.

Nach einer kurzen halben Stunde hält der Wagen vor dem Thor eines einladenden Gartens. Wir steigen aus und gehen, das ganze Gefolge des Grafen hinter uns, auf eine Laube zu, die freilich am fünften März nicht grün seyn konnte. An dem einen Ende derselben stand ein steinerner Tisch. Auf diesen legt der Jäger zwei Pistolen von anderthalb Fuß Länge, und zieht darauf erst einen Beutel mit Pulver, dann Kugeln aus der Tasche. Er mißt die Pistolen, schüttet Pulver hinein, darauf die Kugeln, ladet und mißt wieder. Dann legt er sie kreuzweis über einander. Branicki, unerschrocken, fordert mich auf zu wählen. Der Obrist-Lieutenant fragt ihn mit lauter Stimme, ob es hier ein Duell gebe? und die Antwort ist, ja.

Sie können sich hier nicht schlagen, Sie sind in der Starostei.

Das thut nichts!

Das thut sehr viel! Ich darf nicht zugegen bleiben; ich gehöre zur Schloßgarde, Sie haben mich verleitet.

Beruhigen Sie sich. Ich nehme Alles auf mich. Ich bin diesem wackern Manne Satisfaction schuldig. —

Herr Casanova, Sie können sich hier nicht schlagen. —

Weshalb hat man mich denn hergeführt? Ich vertheidige mich überall, und wenn es in der Kirche wäre.

Tragen Sie dem König ihre Sache vor, und überlassen Sie solche dann seiner Gnade. —

Sehr gern, mein General, wenn Se. Excellenz mir nur in Ihrer Gegenwart erklären will, daß ihm der gestrige Vorfall zwischen uns unangenehm ist. —

Bei dieser Erklärung sieht mich Branicki von der Seite an, und sagt mit zorniger Stimme, er sey mit mir hierher gegangen sich zu schlagen, nicht zu parlamentiren. Darauf wende ich mich zum General und sage ihm, er könne nun bezeugen, ich sey bereit, so viel von mir abhange, das Duell zu vermeiden. Er geht davon, indem er sich beide Hände gegen den Kopf drückt. Branicki drängt mich zu wählen. Ich werfe den Pelz ab, und greife nach der zu oberst liegenden Pistole. Branicki nimmt die andere, und sagt mir, er stehe mit seiner Ehre dafür, daß die Waffe, die ich in Händen habe, ohne Fehler sey. Ich antworte ihm, daß ich sie gegen s e i n e S t i r n e prüfen wolle. Bei dieser furchtbaren Antwort entfärbt er sich, wirft einem seiner Pagen den Degen hin, und zeigt mir seine völlig entblößte Brust. Ich sehe mich genöthigt seinem Beispiel zu folgen, obwohl ungern, denn mein Degen war nächst der Pistole meine einzige Waffe. Darauf zeige auch ich ihm meine Brust, und trete fünf oder sechs Schritte vor. Er desgleichen; näher konnten wir nicht auf einander einrücken. In dem Augenblick, wo ich sehe, daß er stehen bleibt wie ich gethan, die Mündung der Pistole gegen die Erde gesenkt, ziehe ich mit der linken Hand meinen Hut ab, ersuche ihn, mir die Ehre zu erzeigen, zuerst auf mich zu schießen, und bedecke mich wieder. Branicki, statt sogleich zu schießen, bringt zwei oder drei Secunden damit zu, sich möglichst auszulegen und seinen Kopf hinter den Anschlag seiner Pistole zu verstecken. Ich aber konnte nicht abwarten, bis er mit Allem fertig war, was ihm

seine Lage bequem machte. Ich schoß auf ihn in demselben Augenblicke, wo er auf mich abdrückte. Ueber diese Thatsache war kein Zweifel, denn alle Bewohner der benachbarten Häuser behaupten, daß sie nur einen einzigen Schuß gehört hätten. In dem Augenblick, wo ich ihn fallen sehe, stecke ich meine linke Hand in die Tasche, weil ich sie verwundet fühle, werfe die Pistole weg, und laufe auf meinen Gegner zu Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich drei bloße Säbel in den Händen der drei mörderischen Edelleute gegen mich gerichtet sehe, die mich in dem Augenblicke niedergemetzelt hätten, da ich mich auf die Kniee niedergeworfen, wenn der Kronkämmerer nicht mit schmetternder Stimme sie angedonnert hätte, indem er ihnen zurief: Haltet diesen wackern Mann in Ehren, ihr Canaillen! drauf zogen sie sich zurück, und ich helfe Branicki sich aufrichten, indem ich ihm meine rechte Hand unter die Achsel lege, während der General ihn von der andern Seite unterstützt. So führen wir ihn zum Gasthof, der etwa hundert Schritt entfernt lag Der Graf hielt sich sehr gebückt, während er vorschritt, und sah mich von der Seite mit forschenden Augen an, denn er schien nicht zu begreifen, woher das Blut fließen konnte, welches er auf meine Beinkleider und meine weißen Strümpfe hinabrieseln sah.

Kaum sind wir in den Gasthof eingetreten, so wirft sich Branicki in einen großen Lehnstuhl und streckt sich weit aus. Man knöpft ihn auf, entblößt ihm den Unterleib, und nun sieht er selbst sich tödtlich verwundet. Meine Kugel war ihm bei der siebenten Ribbe rechts in den Leib hinein, und bei der letzten falschen auf der linken Seite hinaus gegangen. Die beiden Schußlöcher mochten etwa zehn Zoll von einander entfernt seyn. Der Anblick war beunruhigend. Man glaubte die Eingeweide durchschossen,

und ihn todt. Er sah mich an und sagte: Sie haben mich todtgeschossen. Retten Sie sich. Sie werden Ihren Kopf auf dem Schaffot fallen sehn. Wir sind in der Starostei. Ich gehöre zu den Kronoffizieren von Range, und hier ist das Band vom weißen Adlerorden. Sogleich retten Sie sich, und wenn es Ihnen an Geld fehlt, nehmen Sie meine Börse. Hier ist sie. —

Die volle Goldbörse fällt zur Erde. Ich stecke sie wieder in seine Rocktasche, und sage ihm meinen Dank mit der Versicherung, daß ich ihrer nicht benöthigt sey. Denn wenn ich den Tod verdient hätte, so würde ich zur Stelle meinen Kopf zu den Füßen des Thrones niederlegen. Noch setze ich hinzu, ich hoffe, seine Wunde werde nicht tödtlich seyn, und müßte verzweifeln, diese Handlung auf mich geladen zu haben, zu welcher ich durch ihn genöthigt worden. Darauf drücke ich einen Kuß auf seine Stirne, und trete zum Gasthof hinaus, sehe aber weder Wagen noch Pferde noch Domestiken. Alle haben sich davon gemacht, um Arzt, Chirurgen, Geistliche, Verwandte und Freunde herbei zu holen. So bin ich allein, ohne Degen auf freiem Felde, das mit Schnee bedeckt ist, und kenne den Weg nicht, der mich nach Warschau führt. Da zeigt sich von weitem ein Schlitten mit zwei Pferden bespannt. Ich schreie mit lauter Stimme; der Bauer hält an und ich zeige ihm einen Ducaten, indem ich sage: Warszawie! Er versteht mich, hebt eine Matte in die Höhe, ich lege mich hinein, und er mich gegen die Matte. Mich recht zu schützen, deckt er mich zu mit derselben. Nun geht's in vollem Gallop, und wir sind keine halbe Viertelstunde gefahren, so begegne ich Bininski, dem getreuen Freund von Branicki, zu Pferde. Im gestreckten Carriere mit bloßem Säbel reitet er an mir vorüber. Hätte er den Schlitten bemerkt, so würde

er meinen Kopf gesehen haben, und er hätte mich durch und durch gehauen, wie eine Binse.

Ich komme in Warschau an und lasse mich nach dem Pallast des Prinzen Adam fahren; bei ihm will ich einen Zufluchtsort erbitten. Aber ich treffe Niemand. Da fasse ich den Entschluß, meine Rettung im Kloster der Franziscaner zu suchen, welches hundert Schritt von mir entfernt war, und schicke meinen Schlitten zurück.

Ich trete an das Klosterthor, ich ziehe die Glocke, und der Thürsteher, ein unbarmherziger Mönch, öffnet; doch wie er mich ganz in Blut sieht, geräth er auf den Gedanken, ich sey gekommen, um mich den Händen der Justiz zu entziehen. Er versucht also die Thür wieder zu schließen; doch ich lasse ihm keine Zeit. Ein Fußtritt gegen den Bauch wirft ihn nieder, daß die Beine in die Luft fliegen. So dringe ich ein. Er schreit nach Hülfe, die Mönche kommen herzu gelaufen, und ich sage ihnen, ich verlange hier ein Asyl unter den fürchterlichsten Drohungen, wenn sie es mir verweigern sollten. Einer von ihnen spricht, und man führt mich in ein Loch, welches das Ansehn eines Kerkers hat. Ich lasse mir's gefallen, überzeugt, daß binnen einer Viertelstunde die Mönche mir eine andere Wohnung anweisen werden. Nun verlange ich nach Jemand, der meine Bedienten holen soll. Diese kommen sogleich: der eine muß einen Wundarzt, der andere Campioni herbeischaffen. Aber noch ehe diese angekommen sind, erblicke ich den Woiwoden von Podlachien, der nie mit mir gesprochen, der aber, weil auch er in seiner Jugend ein Duell gehabt, sogleich herbeieilt, mir die Geschichte desselben zu erzählen, nachdem er die genaue Bewandniß mit dem meinigen vernommen hat. Einen Augenblick nachher sehe ich auch den Woiwoden von Kalisch, den Fürsten Jablonowski, den Für-

sten Sangurskoi, den Woiwoden von Wilna, Oginski eintreten, die nichts Angelegneres zu thun haben, als den Mönchen sogleich die schrecklichsten Dinge darüber zu sagen, daß sie mich wie einen Galeeren-Sclaven untergebracht hätten. Sie machen ihre Entschuldigung, indem sie anführen, daß ich unter Mißhandlung des Thürstehers eingedrungen sey. Darüber lachen die Prinzen, nicht aber ich, denn meine Wunde fing an sehr zu schmerzen. Auf der Stelle werden mir zwei schöne Zimmer eingeräumt.

Branicki's Kugel war unter dem Zeigefinger weg in die Faust hineingefahren. Ein Metallknopf meiner Weste, und mein Leib, den sie leicht neben dem Nabel verwundet, war Ursache, daß ihre Wirkung sich geschwächt hatte. Es kam darauf an, diese Kugel, die mich sehr schmerzte, aus meiner Hand heraus zu schaffen. Der Charlatan von Chirurg, den man zuerst aufgetrieben hatte, bahnte ihr den Weg durch einen Schnitt, den er von der entgegengesetzten Seite machte, und erweiterte dadurch meine Blessur bedeutend. Dennoch erzählte ich, während er diese schmerzhafte Operation vornahm, die ganze Begebenheit den anwesenden Fürsten, indem ich allen Schmerz ohne Anstrengung unterdrückte, den mir der Chirurg zufügte, indem er mit der Zange in die Wunde fuhr, um sich der Kugel zu bemächtigen. So viel vermag die Eitelkeit über den Menschen.

Kaum hat dieser Wundarzt sich entfernt, so erscheint der des Fürsten Woiwoden, der sich meiner bemeisternd, um den andern aus dem Sattel zu heben, keinen Anstand nimmt, ihm die gebührenden Titel zu geben. Fürst Lubomirsky, Gemahl der Prinzeß, Tochter des Woiwoden, erscheint in dem nämlichen Augenblick und setzt uns Alle in Erstaunen durch die Erzählung alles dessen, was unmittelbar nach meinem Duell sich zugetragen.

Bininski war in dem Augenblick, da er in Wola angekommen — denn dort hatten wir uns geschossen — nachdem er die gefährliche Wunde seines Freundes gesehen, mich aber nicht mehr getroffen, wie ein Wüthender davon gejagt, und hatte geschworen mich zu durchbohren, wo er mich finden würde. Er war zu Tomatis gegangen und hatte hier dessen Geliebte, den Fürsten Lubomirsky und den Grafen Mosczinsky angetroffen. Er fragt Tomatis, wo ich sey; und wie dieser erwidert, daß er es nicht wisse, schickt er ihm einen Schuß aus der Pistole gegen den Kopf. Diesen Mordversuch kann Mosczinsky nicht ruhig mit ansehen, er faßt ihn von der Seite und will ihn zum Fenster hinaus werfen; aber Bininski macht sich los, indem er Mosczinsky drei Säbelhiebe versetzt, deren einer ihm eine Schmarre im Gesicht zurückläßt und drei Zähne zerschmettert. Nunmehr, so fuhr Fürst Lubomirsky fort, faßt er mich beim Kragen, setzt mir eine Pistole auf die Brust und droht mich zu erschießen, wenn ich ihn nicht hinab in den Hof zu seinem Pferde führen würde. Er will, ohne Tomatis Bedienten zu fürchten, davon reiten, und ich leiste sogleich seinem Verlangen ein Genüge. Mosczinsky aber hat sich nach Hause begeben und wird dort lange in den Händen des Chirurgen bleiben müssen, während ich gleichfalls nach meiner Wohnung ging, um Zeuge aller der Verwirrung zu seyn, in welche Ihr Duell die Stadt gesetzt hat. Man hatte verbreitet, Branicki sey todt, und seine Uhlanen suchten Sie zu Pferde nach allen Seiten hinreitend, um Sie niederzumetzeln und so ihren Obristen zu rächen. Seyn Sie froh, daß Sie hier sind. Der Kron-Marschall hat das Kloster mit zwei hundert Dragonern besetzen lassen, unter dem Vorwande, sich Ihrer Person zu versichern; im Grunde aber ist es geschehen, um die Wüthenden zu hindern, das Kloster zu erstürmen, und Sie hier

niederzumachen. Branicki soll, wie die Wundärzte sagen, in großer Gefahr seyn. Die Kugel ist durch seine Eingeweide gegangen, und nur wenn sie diese nicht verletzt habe, wollen sie für sein Leben haften. Er wohnt beim Großkammerherrn, denn er durfte nicht seine Wohnung im Schloß beziehen. Der König jedoch hat ihn sogleich besucht. Der General, der bei dem Duell zugegen gewesen, behauptet, Ihre Drohung, daß Sie Branicki vor den Kopf schießen wollten, habe Ihnen das Leben gerettet. Denn eben um seinen Kopf zu decken, hat er eine gezwungene Stellung annehmen müssen, und so hat er Sie verfehlt. Wäre dies nicht geschehen, so hätte er Sie durch's Herz geschossen, denn er trifft die Schneide eines Messers und schießt eine Kugel mitten durch. Das zweite Glück, das Sie gehabt, war, daß Bininski Sie nicht gesehen, da er sich wohl vorstellen durfte, daß Sie auf dem Schlitten unter der Decke seyn konnten. —

Das größte Glück, mein Fürst, das ich gehabt, war wohl, daß ich Branicki nicht todtgeschossen habe, denn dann wäre ich zur Stelle niedergemacht worden, antwortete ich. Er hätte nicht durch drei Worte, die er sprach, seine Freunde zurückhalten können, deren Säbel schon auf mich gezückt waren. Ich bin bekümmert um das, was Ihnen, gnädiger Herr, geschehen, und um den guten Grafen Mosczinsky. Wenn Tomatis nicht von dem Schuß aus Bininski's Pistole gefallen ist, so möchte ich behaupten, sie sey nicht geladen gewesen. —

Auch ich bin der Meinung. —

Indem der Fürst dies sagt, tritt ein Officier des Woiwoden von Rußland ein und übergibt mir einen Brief seines Herrn. Lesen Sie hier, schreibt er mir, was der König in diesem Augenblick an mich erlassen hat, und schlafen Sie ruhig. Folgendes war der Inhalt des Briefes, den der König ihm geschrie-

ben, und den ich mir aufbewahrt habe. „Branicki, mein theurer Oheim, befindet sich sehr schlecht, und meine Wundärzte sind jetzt bei ihm, um ihm Alles zu gewähren, was ihre Kunst vermag. Indessen habe ich Casanova nicht vergessen. Sie können ihm die Versicherung seiner Begnadigung geben, sogar auf den Fall, daß Branicki sterben sollte."

Ich drückte einen Kuß der Verehrung auf den Brief, und theilte ihn der erhabenen Gesellschaft mit, in der ich mich befand. Alle bewunderten den Mann, der wahrhaft einer Krone würdig war. Mir that Noth, daß sie mich verließen, und sie entfernten sich. Nachdem Alle davon gegangen waren, gab mein Freund Campioni mir das versiegelte Packet zurück, und vergoß Thränen der Zärtlichkeit, erfreut über dies Ereigniß, das mir, wie er sich ausdrückte, unsterbliche Ehre erworben. Er war in einem Winkel geblieben, wo er Alles hatte mit anhören können.

Am folgenden Morgen häuften sich die Besuche und die gefüllten Geldbörsen von Seiten der Magnaten, welche nicht Branicki's Partei hielten. Der Offizier, der mir die Börse eines Großen oder einer Dame einhändigen wollte, welche mir sie sandte, sagte, da ich ein Fremder wäre, so könnte mir es leicht für den Augenblick an Gelde fehlen, und man nehme sich in dieser Voraussetzung die Freiheit, mich damit zu versehen. Ich stattete meinen Dank ab, und schlug stets das Geld aus. Campioni fand meinen Heroismus lächerlich, und er hatte Recht. Ich sandte wenigstens vier tausend Ducaten zurück und bildete mir etwas darauf ein. Aber nachher that es mir Leid. Das Einzige, was ich annahm, war die Mittagstafel für vier Personen, welche Fürst Adam Czartorinsky mir täglich schickte: aber ich selbst genoß sie nicht. Vulnerati fame crucientur, *) das war

*) Verwundete mögen durch Hunger gequält werden.

die Lieblingsphrase meines Chirurgen, der das Pulver nicht erfunden hatte.

Meine Wunde auf dem Leibe fing schon an zu eitern, aber am vierten Tage schwillt mein Arm, die Wunde wird schwarz und droht den Brand. Dies bringt die Wundärzte nach einem Consilium, welches sie unter sich hielten, zu dem Entschluß, mir die Hand abzunehmen. Ich erfahre diese sonderbare Neuigkeit früh Morgens, indem ich die Hofzeitung lese, welche, nachdem der König das Manuscript genehmigt hatte, in der Nacht gedruckt ward. Ich lache laut darüber, und lache Allen in's Gesicht, die am Morgen zu mir kommen, mir ihr Beileid darüber zu bezeigen. Indem ich aber noch über Grafen Clari scherze, der mir zureden will, mich der Operation zu unterwerfen, sehe ich nicht einen, sondern drei Chirurgen ins Zimmer treten.

Wozu ihrer drei? meine Herren.

Weil, sagt mir der Wundarzt, der mich täglich besucht, ich, bevor ich die Amputation vornehme, die Zustimmung dieser Professoren einholen will. Wir wollen nunmehr untersuchen, in welchem Zustande Sie sich befinden. —

Er nimmt mir den Verband ab, zieht seine Sonde heraus, untersucht die Blessur, die Farbe derselben, dann die dunkle Röthe der Geschwulst, und nun reden sie mit einander in polnischer Sprache. Nachdem sie einig geworden, künden sie mir in lateinischer Sprache an, sie würden mir gegen Eintritt der Nacht die Hand abnehmen. Dabei sehen sie ganz wohl und munter aus, und versichern mich, ich hätte nichts zu befürchten, ich könnte meiner Heilung durch die Operation um so sicherer seyn. Ich aber antwortete, meine Hand gehöre mir, und nie würde ich ihnen diese lächerliche Amputation erlauben.

Aber der Brand ist darin, der wird morgen in den Arm treten, und dann muß dieser abgenommen werden —

Das mag seyn! Sie sollen mir den Arm abnehmen, wenn es sich so verhält, aber ich, der ich mich auf den Brand verstehe, habe nichts weniger wie Brand in der Wunde —

Sie werden sich nicht besser darauf verstehen wollen, wie wir —

Machen Sie, daß Sie fortkommen. —

So schaffe ich sie mir vom Halse, aber nun fangen nach zwei Stunden die langweiligen Besuche aller derer an, denen die Chirurgen von meiner Widersetzlichkeit gesprochen haben. Der Fürst Woiwode selbst schreibt mir, der König sey ganz verwundert über meinen Mangel an Herzhaftigkeit. Sogleich schreibe ich dem Könige: ich wüßte nicht, was ich mit meinem Arm anfangen solle, wenn die Hand daran mangle, und darum würde ich mir den ganzen Arm abnehmen lassen, so bald der Brand auch an ihm sichtbar geworden. Der ganze Hof lies't meinen Brief. Fürst Lubomirsky kömmt selbst mir zu sagen, ich hätte Unrecht, mich auf solche Weise über diejenigen lustig zu machen, die mir Theilnahme bezeigten, denn am Ende sey es doch unmöglich, daß die drei ersten Wundärzte in Warschau sich in einer so einfachen Sache irren sollten.

Mein gnädiger Herr, sie irren sich nicht, aber sie meinen, sie können mich irre machen.

Zu welchem Zwecke? —

Um sich dem Grafen Branicki gefällig zu bezeigen, der sich sehr übel befindet, und vielleicht eines Trostes zu seiner Heilung bedarf. —

Was das anbetrifft, so erlauben Sie mir einige Zweifel. —

Aber wie, wenn man sagen wird, ich habe Recht gehabt?

Wenn das geschieht, dann will ich Sie bewundern, und ihre Standhaftigkeit wird Ihnen Lob erwerben. Nur ist es nöthig, daß dies wahr werde. —

Wir wollen sehen, ob heut Abend der Brand den Arm wird ergriffen haben, und dann lasse ich ihn mir morgen abnehmen. Darauf gebe ich Euer Durchlaucht mein Wort.

Am Abend sind die Chirurgen wieder da, ihrer vier an der Zahl; man nimmt die Binden vom Arm, der zweimal so dick ist, wie gewöhnlich; ich sehe ihn blauroth bis zum Ellbogen, aber ich fahre mit der Sonde in die Wunde, finde den Rand roth, und entdecke Eiterung. Ich sage kein Wort. Der Fürst Sulkowsky und der Abbé Gouval aus der Umgebung des Fürsten Woiwoden sind zugegen. Die vier Wundärzte erklären, der Brand sey in den Arm getreten, die Hand zu amputiren sey nun zu spät, und zum allerspätesten müsse der Arm morgen früh abgenommen werden. Müde mich mit ihnen herum zu streiten, sage ich ihnen, sie möchten nur mit den nöthigen Instrumenten kommen, ich wolle mich der Operation unterwerfen. Eilends gehen sie davon, diese Nachricht bei Hofe, bei Branicki und beim Fürsten Woiwoden zu verbreiten. Aber am folgenden Morgen befehle ich meinen Bedienten, sie nicht in mein Zimmer zu lassen, und die Geschichte war zu Ende, ich behielt meine Hand.

Am Ostertage besuchte ich die Messe, und trug meinen Arm in der Binde, von der ich ihn erst nach achtzehn Monaten befreien konnte. Meine Cur hatte nur vierzehn Tage gedauert. Die, welche mich vorher verurtheilt hatten, waren genöthigt, mir nun Lobeserhebungen zu zollen. Meine Standhaftigkeit erwarb mir einen großen Ruhm, und die Chi-

rurgen mußten eingestehen, daß sie entweder Ignoranten oder Menschen ohne allen Verstand waren.

Ein anderer kleinerer Vorfall aber hatte sich am dritten Tage nach dem Duell zu meiner großen Belustigung zugetragen. Ein Jesuit kam in Auftrag des Bischofs von Posen, zu dessen Diöcese Warschau gehörte, um mit mir unter vier Augen zu sprechen. Ich heiße Alle hinausgehen, und frage ihn, was er wolle. Ich komme, antwortete er, gesandt von meinem Obern — es war ein Czartorinsky, Bruder des Woiwoden von Rußland — um Sie von der Kirchenbuße loszusprechen, in welche Sie verfallen sind, weil Sie ein Duell gehabt haben. —

Ich bedarf Ihrer nicht, denn ich gebe das Duell nicht zu. Ich war angegriffen worden, und habe mich vertheidigt. Statten Sie Ihrem gnädigen Herrn meinen Dank ab, und wenn Sie übrigens mir Absolution geben wollen, ohne daß ich nöthig habe zu bekennen, so steht das in Ihrem Belieben.

Wenn Sie Ihre Sünde nicht bekennen, so kann ich Sie auch nicht davon absolviren. Aber thun Sie Folgendes. Bitten Sie mich, daß ich Sie absolvire, sofern Sie ein Duell gehabt haben sollten. —

Mit Vergnügen! Wenn das, was ich vorgehabt, ein Duell ist, so bitte ich Sie, mich davon loszusprechen, aber ich bitte Sie um nichts, wenn es sich nicht so verhält. —

Hierauf gab er mir die Absolution ganz in derselben Formel. Die Jesuiten sind bewundernswürdig überall, wenn es darauf ankömmt, Auskünfte zu finden.

Drei Tage, ehe ich zum erstenmale ausgegangen war, hatte der Groß-Kronmarschall das Militair, welches das Thor des Klosters besetzt hielt, wegnehmen lassen, und mein erster Gang war am Ostertage zur Messe gewesen. Dann verfügte ich mich an den

Hof, wo der König, indem er mir die Hand zum Kusse reichte, mich auf den Fußboden niederknieen ließ. Er fragte mich, — es war so verabredet — weshalb ich den Arm in der Binde trüge. Ich erwiderte, ein Rheumatism nöthige mich dazu. Nehmen Sie sich künftig vor solchen Rheumatismen in Acht, gab er mir zur Antwort.

Nachdem ich mich dem Könige gezeigt, befahl ich meinem Kutscher nach dem Pallast zu fahren, in welchem der Graf Branicki wohnte. Mir schien schicklich, ihm eine Visite zu machen. Er hatte täglich einen Lakaien zu mir geschickt, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, auch mir meinen Degen zurückgesendet, den ich auf dem Kampfplatz gelassen. Wenigstens noch sechs Wochen schien er verurtheilt das Bette zu hüten, und es standen ihm auch deshalb mehrere Gratulationen zu, weil der König ihn am Tage vorher zum Lofsczisz ernannt hatte. Dies ist so viel wie Oberjägermeister der Krone. Diese Würde war unter der eines Kron-Kämmerers, aber sie gewährte Einkünfte. Aus Scherz pflegte man zu sagen, der König habe ihm diese Stelle erst beilegen wollen, nachdem er sich überzeugt, daß er Meister im Schießen sey; aber ich hatte an dem bewußten Tage besser geschossen, wie er.

Ich trete in das Vorzimmer ein; Officiere, Lakaien, Jäger sind verwundert mich zu sehen. Ich ersuche den Adjudanten mich dem Grafen zu melden, wenn er zu sprechen sey. Er seufzt und geht in das Zimmer. Eine Minute darauf kömmt er wieder, läßt die beiden Flügelthüren öffnen, und sagt mir, ich möchte eintreten.

Branicki lag in einem Schlafrock von Goldstoff auf dem Bette, den Rücken gegen die mit Rosaband besetzten Kopfkissen gelehnt. Blaß wie eine Leiche nahm er seine Mütze ab. Ich bin gekommen, sagte

ich, Sie, mein gnädiger Herr, um Verzeihung zu bitten, daß ich eine kleine Kränkung nicht unterdrückt habe, auf die, wenn ich vernünftiger gewesen wäre, ich nicht so viel Gewicht hätte legen sollen. Zugleich bin ich gekommen, Ihnen zu sagen, daß Sie mich in einem bei weitem höheren Grade geehrt wie beleidigt haben, und ich bitte Sie, mir für die Zukunft Ihre Fürsprache bei denjenigen Ihrer Freunde zu gewähren, die Ihre Seele nicht kennen, und daher glauben, meine Feinde werden zu müssen.

Ich gestehe ein, antwortete er, Sie beleidigt zu haben, doch auch Sie werden mir gestehen, daß ich mit meiner Person gut bezahlt habe. Was meine Freunde anbelangt, so werde ich mich für eines Jeden Feind erklären, der es an Achtung gegen Sie fehlen lassen sollte. Bininski ist verbannt und seines Adels beraubt worden, und ihm ist Recht geschehen. Was meine Fürsprache anbelangt, so können Sie diese entbehren. Der König achtet Sie eben so sehr, wie ich es thue, und wie es Alle thun, denen die Gesetze der Ehre bekannt sind. Setzen Sie sich, und lassen Sie uns für die Zukunft Freunde seyn. Man bringe dem Herrn eine Tasse Chokolade. Sie sind also geheilt? —

Vollkommen, bis auf die Lähmung, die mich wohl erst binnen Jahresfrist verlassen möchte. —

Sie haben sich tüchtig gegen die Chirurgen gewehrt und Recht gehabt, einen derselben einen Dummbart zu nennen, wenn er sich einbildete mir einen Dienst zu erzeigen, indem er Sie zum Krüppel machte. Solche Menschen schätzen das Gemüth des Andern nach ihrem eigenen. Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sie zu Schanden gemacht und Ihre Hand behalten haben. Aber ich habe nie begreifen können, wie die Kugel, nachdem sie Sie am Bauch verwundet, in Ihre Hand hat gerathen können.

Nach dieser Frage wird mir die Chokolade gebracht; gleich darauf tritt der Oberkammerherr ein und sieht mich mit einer lächelnden Miene an. Binnen fünf bis sechs Minuten aber ist das Zimmer voll von Damen und Herren, die kaum erfahren haben, ich sey zum Ober-Jägermeister gegangen, als die Neugier, unsere Unterredung mit anzuhören, sie herbeiführt, Zeugen derselben zu seyn. Ich bemerkte wohl, daß sie nicht erwartet hatten, uns in solcher Vertraulichkeit zu finden, und Alle sind darüber entzückt. Branicki aber kömmt auf das unterbrochne Gespräch zurück. Wie konnte nur, sagt er, meine Kugel in Ihre Hand gerathen? —

Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen in derselben Stellung zeige. —

Ich bitte Sie darum.

Ich stehe auf, und wie ich ihm zeige, wie meine Stellung gewesen, begreift er Alles. Sie hätten, sagt mir eine Dame, Ihre Hand hinter Ihren Leib halten sollen. — Vielmehr, meine Gnädige, war ich bedacht meinen Leib hinter meiner Hand zu halten, war meine Antwort.

Es ist Ihre Absicht gewesen meinen Bruder zu tödten, denn Sie haben nach seinem Kopfe gezielt. —

Behüte der Himmel! Ich hatte das größte Interesse ihm das Leben zu lassen, damit er mich, wie es wirklich geschehen, gegen diejenigen vertheidigen konnte, welche ihn begleiteten. —

Doch haben Sie gesagt, Sie würden das Pistol gegen seine Stirne losschießen. —

Das sagt man gewöhnlich, aber wer seine Sache versteht, zielt nach der Mitte des Leibes; der Kopf gehört zu den Außentheilen. Auch kann ich versichern, daß, indem ich die Mündung der Pistole in die Höhe richtete, ich nicht über die Mitte in die Höhe hinaufgegangen bin. —

Das ist wahr, sagte Branicki, Ihre Tactik übertrifft die meinige. Sie haben mir eine gute Lection gegeben. —

Die, welche Ew. Excellenz Heroismus und Kälte des Bluts mir gegeben, verdient ungleich mehr Nacheiferung.

Man sieht, sagte seine Schwester Sapieha, daß Sie sich sehr auf Pistolen geübt haben müssen. —

Nie in meinem Leben. Es war dies mein erster unglückseliger Schuß. Aber immer habe ich eine sehr klare Vorstellung von der geraden Linie, ein richtiges Auge und eine Faust gehabt, die nicht zittert. —

Und mehr braucht es auch nicht, sagte Branicki. Ich habe das Alles gleichfalls, und bin erfreut nicht so gut geschossen zu haben, wie ich sonst pflege.

Ihre Kugel, mein gnädiger Herr, hat mir den Zeigefinger getroffen. Hier ist sie durch meinen Knochen zusammengequetscht. Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen wiedergeben darf. —

Es thut mir Leid, daß ich Ihnen die Ihrige nicht wiedergeben kann. —

Mit Ihrer Wunde geht es besser, wie man sagt. —

Meine Wunde will nicht zur Eiterung kommen. Hätte ich am Tage des Duells es gemacht wie Sie, so würde es mir das Leben gekostet haben. Man sagt mir, Sie hätten den Tag gut zu Mittag gegessen. —

Die Furcht, jene Mahlzeit möchte meine letzte seyn, vermochte mich dazu. —

Hätte ich zu Mittag gegessen, so würde die Kugel mir alle Eingeweide durchschnitten haben. Aber weil ich nüchtern geblieben, so war sie nur durchgegangen. —

Was ich erfahren hatte, war, daß Branicki, sobald er Gewißheit hatte, er würde sich um drei Uhr schlagen, in die Messe gegangen sey, um zu

beichten und das Abendmahl zu nehmen. Der Beichtvater mußte ihn absolviren, sobald er erklärte, seine Ehre nöthige ihn, sich zu schlagen. Dies gehört noch zu den Gebräuchen der alten Chevalerie. Ich, mochte ich nun mehr oder minder Christ seyn, wie Branicki, sagte meinem Gott nur: Herr, wenn mein Feind mich tödtet, so bin ich verdammt, deshalb nimm mich in Obhut, daß ich nicht falle.

Nach mehreren heiteren und interessanten Reden und Gegenreden empfehle ich mich dem Helden und gehe zum Kron=Großmarschall Binlinski, einem neunzigjährigen Greis, der vermöge seines Amtes zur alleinigen Handhabung der Gerechtigkeit in Polen befugt ist. Ich hatte ihn nie gesprochen, er hatte mich gegen Branicki's Uhlanen sicher gestellt, er hatte mich mit dem Leben begnadigt; ich war ihm meine Ehrfurchtsbezeigung schuldig.

Ich lasse mich anmelden, werde eingelassen, und er fragt mich, was ich von ihm wolle?

Ich komme die Hand zu küssen, welche meine Begnadigung unterzeichnet hat und Euer Excellenz das Versprechen zu geben, künftig vernünftiger zu seyn. —

Das will ich Ihnen rathen. Was aber Ihre Begnadigung anbetrifft, so statten Sie dem König Ihren Dank dafür ab. Denn wenn er sie nicht für Sie in Anspruch genommen hätte, würde ich Ihnen den Kopf haben herunter hauen lassen. —

Ohne Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse, mein gnädiger Herr? —

Was für obwaltende Verhältnisse? Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß Sie ein Duell gehabt haben? —

Es ist nicht wahr. Denn ich schlug mich nur, um mich zu vertheidigen. Man könnte, was ich gethan ein Duell nennen, wenn der Herr Graf Branicki

mich außerhalb der Starostei geführt hätte, wie meine erste Herausforderung es zur Bedingung gesetzt, und wie wir es ausgemacht hatten. Ich glaube daher, daß Euer Excellenz nach näherer Erörterung und Prüfung der Umstände, mich nicht würden haben enthaupten lassen.

Was ich gethan haben würde, weiß ich nicht. Der König hat Ihre Begnadigung verlangt. Dies ist ein Zeichen, daß er Sie derselben würdig geglaubt, und ich mache Ihnen mein Compliment. Wollen Sie morgen Mittag bei mir speisen, so wird es mir ein Vergnügen seyn.

Vierzehn Tage lang war ich nun ununterbrochen bald hier, bald dort eingeladen, aber verschiedene Gründe veranlaßten mich, eine Reise in die fruchtbaren Gegenden von Podolien uud Vollhynien zu unternehmen, Provinzen, welche bald darauf die Namen Galizien und Lodomirien erhielten, weil sie nur mit Veränderung des Namens den österreichischen Erbstaaten schienen einverleibt werden zu können. Ich übergehe die Geschichte meiner Reise, um die letzten Tage meines Aufenthalts in Warschau, und das, was mich von dieser Stadt entfernte, zu erzählen.

Nicht nur kalt, sondern in der That unfreundlich aufgenommen sah ich mich überall in derselben nach meiner Rückkehr. Ganz unverholen sagte man mir: wir hätten nicht geglaubt, Sie in diesem Lande wieder auftreten zu sehen. Was ist es, das Sie abermals hieher gerufen hat? — Meine Schulden zu bezahlen, versetzte ich, und fand das Benehmen empörend. Sogar der Woiwode von Rußland schien mir ein Anderer geworden, und ward ich auch in den Häusern, wo ich bekannt war, empfangen und mit zur Tafel geladen, so sprach doch fast Niemand ein Wort mit mir. Nur von der Prinzeß Lubomirska, der Schwester des Prinzen Adam, erhielt ich eine sehr

verbindliche Aufforderung, einen Abend bei ihr zu essen. Ich nehme es an, und sitze an einem runden Tische, dem König gegenüber, der auch nicht ein Wort an mich richtet. Er spricht nur mit dem Schweizer Bertrand, und seit meiner ersten Anwesenheit in Warschau war mir das nicht begegnet.

Tages darauf gehe ich zur Woiwodin von Wilna, Gräfin Oginska. Sie war die Tochter des Fürsten Czartorinsky, des Großkanzlers von Lithauen und einer Gräfin Waldstein, eine ehrwürdige Dame, die ein Alter von achtzig Jahren erreichte. Während der Mittagstafel fragt die Gräfin, wo der König gestern Abend gespeis't habe; Niemand wußte es, und ich sage kein Wort. Wie man aufstehn will, tritt der General Ronicher ein, und die Woiwodin fragt abermals, wo der König gestern soupirt habe. Der General antwortet: der König sey bei der Prinzeß Lubomirska, und ich ebenfalls dort gewesen. Darauf fragt mich die Gräfin, weshalb ich ihr das nicht während der Tafel gesagt habe, als sie darnach gefragt, und ich erwidre, weil es mir unangenehm ist, dort gewesen zu seyn, denn der König hat weder ein Wort mit mir gesprochen, noch mich angesehen. Ich bin in Ungnade, und kann den Grund nicht errathen.

Nachdem ich den Pallast des Woiwoden von Wilna Oginski verlassen, nehme ich mir vor, dem durch seinen seltenen Verstand ausgezeichneten Fürsten Sulkowsky meine Aufwartung zu machen, und dieser, nachdem er mich, wie er immer that, sehr gütig aufgenommen, sagt mir, ich hätte nicht gut gethan, nach Warschau zurückzukehren, denn die Meinung über mich habe sich gänzlich umgeändert. — Was habe ich nur gethan? frage ich. Nichts, gibt er zur Antwort. Aber das ist die Gemüthsart von uns Polen nun einmal, unbeständig, unzusammen-

hängend und bestimmbar durch Andere. Sarmatorum virtus. *) — Ihr Glück war gemacht: Sie haben den Moment versäumt; nun ist mein Rath wegzugehen von hier. Auch ich werde weggehen. —

Hierauf kehre ich nach meiner Wohnung zurück, und um zehn Uhr wird mir ein Brief überbracht, den man unten abgegeben hatte. Ich erbreche ihn und sehe keine Unterschrift; aber ich lese, daß Jemand der mich liebt, schätzt, und sich nicht unterschrieb, weil er das, was er mittheilte, vom Könige selbst wußte, mir die Nachricht gibt, daß der König mich fernerhin nicht bei Hofe zu sehen wünsche, weil er erfahren, mein Bild sey zu Paris par contumace an den Galgen geschlagen worden, indem ich mich weg gemacht hätte von dort, nachdem ich eine bedeutende Summe mit mir genommen, welche der Casse des Lotto vom Militairinstitut gehört habe, und weil ich außerdem in Italien als Schauspieldirektor mit herumziehenden Truppen von Provinz zu Provinz gewandert sey.

Verläumdungen, wie diese es im vollständigsten Sinne waren, sind leicht zu erfinden, schwer zu widerlegen. Und so übt der Haß rastlose Thätigkeit an den Höfen aus, wenn der Neid ihn in Bewegung setzt. Gern hätte ich das Alles verachtet und wäre zur Stelle abgereiset. Aber ich hatte Schulden, und meine Mittel reichten nicht hin zur Reise nach Portugal, wo ich einer großen Hülfsquelle gewiß war.

Von nun an mied ich die Gesellschaft, sahe nur Campioni, und schrieb nach Venedig so wie nach andern Orten, wo ich Freunde hatte, um mich mit Mitteln zu versehen; da tritt derselbe General-Lieutenant, der Zeuge meines Duells gewesen, mit niedergeschlagener Miene in mein Zimmer, mir im

*) Das ist die Art der Sarmaten.

Namen des Königs den Befehl zu überbringen, daß ich binnen acht Tagen die Starostei verlassen müsse. Bei dieser Ankündigung nehme ich mich zusammen, ihm zu erklären, er möchte dem Könige sagen, ich sey keinesweges gesonnen mich einem Befehl dieser Art zu unterwerfen. Wenn ich abreisen soll, so will ich, daß die ganze Welt wisse, ich sey zur Abreise gezwungen worden. Ich kann diese Antwort nicht über mich nehmen, erwidert der General. Ich werde dem Könige sagen, ich hätte seinem Befehl ein Genüge geleistet, und nichts weiter. Ihnen bleibt es überlassen, das zu thun, was Ihnen das Zweckmäßigste scheint.

Außer mir vor Zorn, schreibe ich einen langen Brief an den König, und setze ihm auseinander, wie meine Ehre mich zur Widersetzlichkeit gegen seine Befehle nöthige. Nur dann, sage ich ihm, können meine Gläubiger mir meine Entfernung vergeben, wenn sie erfahren, wie ich Polen verlassen habe, ohne sie zu bezahlen, lediglich weil Ew. Majestät mich mit Gewalt zur Abreise gezwungen.

Indem ich noch überlege, durch wen ich diesen starken Brief in die Hände des Monarchen könne legen lassen, besucht mich der Graf Mosczinsky. Ich erzähle ihm, was mir geschehen ist, und nachdem ich ihm mein Schreiben vorgelesen, frage ich ihn, durch wen sich dasselbe wohl übergeben lasse. Darauf antwortet mir der Graf mit vieler Theilnahme, daß er selbst es einhändigen wolle. Hierauf mache ich einen kleinen Spaziergang, um wieder frische Luft zu schöpfen und begegne dem Fürsten Sulkowsky, der sich nichts weniger wie verwundert, als ich ihm von dem Befehl erzähle, den ich erhalten habe mich zu entfernen. Zugleich erzählte er mir, was ihm in gleicher Art in Wien begegnet, wo die Kaiserin Maria Theresia ihm die Weisung geben ließ, sich binnen der kurzen

Frist von vier und zwanzig Stunden weg zu begeben, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er der Erzherzogin von Oesterreich Empfehlungen des Prinzen Ludwig von Würtemberg überbracht hatte.

Am folgenden Morgen kömmt der Graf Mosczinsky zu mir, um mir zwei tausend Ducaten zu überbringen. Er sagt mir dabei, der König habe nicht geglaubt, ich könne um Geld in Sorgen seyn, da ich weit mehr Ursache hätte, um mein Leben Sorge zu tragen. Lediglich deshalb hätten Se. Majestät mir den Befehl gegeben abzureisen. Wenn ich in Warschau bliebe, wäre ich den augenscheinlichsten Gefahren blos gegeben, um so mehr als ich Abends zu Fuß zu gehen pflege. Jene Gefahren schrieben sich von fünf oder sechs Personen her, die mir ohne alle Veranlassung Ausforderungen zugeschickt und denen ich nicht geantwortet. Diese, um sich wegen meiner Geringschätzung zu rächen, hätten mich anfallen können, und der König wolle die Anlässe geendet sehen, die ich zu Störungen geben könnte. Zugleich sagte Mosczinsky, daß der Befehl, den der König mir zukommen lasse, meine Ehre durchaus nicht verleze. Das rechtfertige sich durch die Person, welche mir denselben überbracht, durch die Umstände, und durch die Zeit, die man mir gelassen, meine Abreise nach meiner Bequemlichkeit einzurichten.

Der Schluß der Unterredung war, daß ich dem Grafen nicht nur das Versprechen gab, abzureisen, sondern auch ihn bat, Sr. Majestät meinen Dank wegen der mir erwiesenen Gnade, und wegen des Interesse an meinem Leben zu Füßen zu legen.

Der großmüthige Mosczinsky umarmte mich und verlangte, ich solle das geringe Geschenk eines Reisewagens annehmen, da ich selbst keinen bei mir hätte; auch daß ich ihm schreiben möchte, machte er mir zur Pflicht. Noch erfuhr ich, daß der Mann der

Binetti mit ihrem Kammermädchen, in das er sich verliebt, davongegangen, indem er zugleich ihre Diamanten und silbernes Tafelgeschirre mitgenommen. Die Galane der Binetti hatten sich aber vereint, die Schöne zu entschädigen und zu trösten.

Ich bezahlte am folgenden Tage meine Schulden, und richtete mich ein, am dritten Tage mit dem Grafen Clari zu reisen. Diesen Graf Clari war nicht der von Töplitz. Er fuhr in seinem Wagen, und ich in dem, welchen Mosczinsky mir zugeschickt. Die Reise ging nach Breslau.

III.

Casanova's Besuch bei Haller und Voltaire.

Mein Empfehlungsschreiben an Haller stellte mich einem Mann von hohem Wuchs — er mochte sechs Zoll haben — gegenüber, dessen Physiognomie den vollen Eindruck der Schönheit gab. Was die Gastfreundschaft nur zu bieten pflegt, gewährte mir dieser große Gelehrte. So oft ich eine Frage an ihn that, schloß er mir seinen wissenschaftlichen Reichthum mit einer Bestimmtheit auf, die Bewunderung verdiente. Dies geschah auf eine so bescheidene Weise, daß ein Mensch wie ich sie leicht hätte übertrieben finden können. Was mich belehrte, gewann das Ansehn, als solle es ihn selbst unterrichten. Befragte er mich über wissenschaftliche Gegenstände, so lag in der Frage schon so viel Anweisung, daß ich gegen die Möglichkeit im Antworten irre zu gehen, gesichert war.

Haller war groß als Physiolog, Arzt, und Anatom. Wie Morgagni, den er seinen Lehrer nannte, hatte auch er über die innern Kräfte im Universum viel Neues entdeckt. Er zeigte mir mehrere Briefe von Morgagni, auch verschiedene von

Pontevedra. Letzterer war Professor an derselben Universität und sein Fach Botanik. Auch Haller hatte sich mit dieser beschäftigt. Das Gespräch über jene ausgezeichneten Männer, deren Unterricht mich genährt, führte ihn zu einer gelinden Klage über Pontevedra. Seine Briefe machten ihm viel zu schaffen, theils weil die Handschrift nicht zu entziffern, theils weil das Latein dunkel war, worin er schrieb.

Haller hatte so eben von einem Mitgliede der Akademie zu Berlin die Nachricht erhalten, daß der König von Preußen nach dem Empfange seines Briefes den Gedanken aufgegeben, die lateinische Sprache gänzlich zu unterdrücken. Ein Regent, so hatte Haller in seinem Briefe gesprochen, dem es je gelänge, die Sprache eines Cicero und Horaz aus der Republik der Gelehrten zu verbannen, würde seiner eigenen Unwissenheit ein unsterbliches Denkmahl errichten. Sollen die Gelehrten eine gemeinschaftliche Sprache haben, um sich ihre Entdeckungen mitzutheilen, so ist unter allen todten die lateinische ohne Zweifel dazu am meisten geschickt; denn die Herrschaft der griechischen und arabischen hat ihr Ende erreicht.

War Haller großer lyrischer Dichter, so war er auch tüchtig als Staatsmann, und stiftete als solcher seinem Vaterlande vielen Nutzen. Seine Sitten zeichneten sich durch seltene Lauterkeit aus. Das beste Mittel Andern Lehren zu geben, ist, durch eignes Beispiel ihre Tüchtigkeit erhärten, sagte er mir. Ein so guter Bürger mußte auch musterhaft als Hausvater seyn, und so habe ich ihn gefunden. Nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er sich mit seiner jetzigen Gattin vermählt. Ihr Gesicht zeugte von Verstand. Die Tochter, die sie ihm geschenkt, war achtzehn Jahr alt und einnehmend. Sie nahm bei

Tafel nicht Theil an dem Gespräch, sondern richtete nur einigemal mit leiser Stimme einige Worte an einen jungen Mann, der ihr zur Seite saß. Nach Tische allein mit meinem Wirthe, befrage ich ihn nach diesem jungen Mann, und erfahre, daß er der Lehrer des jungen Mädchens ist. Ein solcher Lehrer und eine solche Schülerin dürften einer gegenseitigen Neigung für einander kaum entgehen, sage ich. — Mag es, wenn es der Himmel so will, ist die Antwort.

Sie war sokratisch genug mir die alberne Voreiligkeit meiner Betrachtung zu Gemüthe zu führen. Um auf Anderes zu kommen, schlage ich einen Octavband von Haller's Werken auf und lese: utrum memoria post mortem, dubito *). Sie halten also die Erinnerung für keinen wesentlichen Theil der Seele? sagte ich, und nöthigte dadurch den Weisen zu einer bedingungsweisen Erklärung, denn er hatte Gründe, seine Orthodoxie außer Zweifel gestellt zu lassen. Schon über Tisch hatte ich angefragt, ob Voltaire ihn öfter besuche, und lächelnd hatte er mit den Versen des Dichters geantwortet: Vetabo, qui Cereris sacrum vulgavit arcanum, sub iisdem sit trabibus **). Seitdem habe ich während der drei Tage die ich bei ihm zugebracht, das Gespräch nicht wieder auf die Religion gelenkt. Doch als ich ihm äußerte, ich freue mich sehr auf des großen Voltaire Bekanntschaft, antwortete er ohne alle Empfindlichkeit, Voltaire sey ein Mann, dessen Bekanntschaft

---

*) Ob es nach dem Tode Erinnerung gibt, bezweifle ich.

**) Wer der Ceres heiliges Geheimniß bekannt machte, mit dem mag ich nicht wohnen.

ich aufzusuchen Ursach hätte, nur fänden ihn Mehrere, den Gesetzen der Physik zuwider, größer von fern betrachtet wie in der Nähe.

Haller's Tafel fand ich reich besetzt, ihn selbst aber sehr mäßig. Sein einziges Getränk war Wasser, erst beim Nachtisch nahm er ein kleines Glas Liqueur zu sich, welches er in ein größeres mit Wasser goß. Von Boerhave, dessen Lieblingsschüler er gewesen, erzählte er mir viel. Er hielt ihn nach Hippokrates für den größten Arzt und stellte ihn als Chirurg über diesen und über alle, die später gelebt. Das veranlaßte mich zu fragen, weshalb Boerhave selbst kein hohes Alter habe erreichen können. Quia contra vim mortis nullum est medicamen in hortis *), erhielt ich zur Antwort. Wäre Haller nicht schon geboren worden zum Arzt, so hätte ihn eine vergiftete Wunde, die kein Arzt zu heilen vermochte, hingerafft. Durch Auswaschen derselben mit einer Auflösung von Kochsalz im eigenen Urin curirte er sich.

Madame ...., sagte ich, behauptet, Sie besäßen den Stein der Weisen. —

Die Welt sagt es, aber ich selbst zweifle, war die Antwort.

Halten Sie es für unmöglich ihn zu gewinnen? fuhr ich weiter fort.

Seit dreißig Jahren, versetzte er, arbeite ich daran, die Unmöglichkeit einzusehen, aber zu dieser Einsicht komme ich noch weniger. Man kann nicht Chemiker seyn, ohne an die physische Möglichkeit des großen Werkes zu glauben.

Beim Abschiede forderte er mich auf, ihm mein Urtheil über den großen Voltaire zu schreiben. Da-

*) Weil gegen des Todes Macht kein Garten ein Heilmittel erzeugt.

durch hat sich der Briefwechsel angeknüpft, den wir in französischer Sprache unterhielten. Ich empfing drei und zwanzig Briefe von diesem seltenen Manne. Der letzte war sechs Monate vor seinem nur zu früh eingetretenen Tode geschrieben.

Ich hatte in Bern die Heloise von Rousseau gelesen, und wünschte Haller's Urtheil darüber zu hören. Das Wenige, sagte er, was ich einem Freunde zu Liebe davon gelesen, genügt mir zum Urtheile über das ganze Werk. Es ist der schlechteste aller Romane, weil er mehr wie irgend einer eloquent ist. Sie werden das Waadtland sehen. Eine schöne Gegend, nur erwarten Sie nicht die Originale zu Rousseau's glänzenden Gemälden. Rousseau meint, man dürfe im Roman lügen. Ihr Petrarca log nicht. Ich besitze seine lateinischen Werke. Niemand lies't sie mehr, weil das Latein getadelt wird, aber man hat Unrecht. Petrarca war echt, und seine Liebe zur sittsamen Laura keine erlogene Einbildung. Er liebte sie, wie auch ein anderer Mensch eine Frau, die sein Herz ergriffen, geliebt haben würde. Wäre Petrarca von Laura erhört worden, er würde sie nicht in Liedern gefeiert haben.

So sprach Haller über Petrarca bei Gelegenheit Rousseau's, dessen Eloquenz selbst ihm verhaßt war, denn nur Antithese und Paradoxie macht — wie er sagte — ihren Glanz aus. Der ausgezeichnete Schweizer war einer der größten Gelehrten, aber er prunkte mit seinem Schatze weder unter den Seinigen, noch unter solchen, die zur Unterhaltung der wissenschaftlichen Gespräche nicht bedürfen. Jedem schloß er sich an; war liebenswürdig, und mißfiel niemals. Und wodurch erwarb er sich überall dieses Wohlgefallen? Ich weiß es nicht. Es ist leichter zu sagen, was ihm fehlte, als was er besaß. Es waren

die Fehler der sogenannten Gelehrten und großen Geister, was ihm fehlte.

Seine Tugend trug ein ernstes Gepräge, aber Keinem trat sie strenge entgegen. Er verachtete gewiß am entschiedensten jene Unwissenden, die statt in den Schranken ihrer Dürftigkeit zu bleiben, von Allem kreuz und quer sprechen wollen, und selbst wohl die Unterrichteten lächerlich zu machen versuchen, aber seine Geringschätzung trat nie hervor. Er kannte den Haß der verachtenden Unwissenheit, und er wollte nicht gehaßt seyn. Seinen Geist sollte man errathen, denn er verbarg ihn nicht; aber sein Ruf sollte ihm nichts erwerben. Er sprach gut, und sagte treffliche Dinge ohne die Aeußerungen irgend eines Andern in der Gesellschaft zu unterdrücken. Von seinen eigenen Werken schwieg er stets, und lenkte sich die Unterredung auf sie, so gab er ihr eine andere Wendung. Wenn er widersprechen mußte, geschah es ungern.

So weit das Merkwürdigste aus meiner Zusammenkunft mit Haller. Der Bekanntschaft mit ihm sollte, nachdem die Reise durch die französische Schweiz zurückgelegt war, die mit Voltaire folgen.

Voltaire traf ich gerade in dem Moment nach aufgehobener Tafel. Herren und Damen umringten ihn; meine Vorstellung gewann also ein feierliches Ansehn, und diesem Manne gegenüber mochte das günstig für ihn seyn.

Endlich, sage ich, auf ihn zugehend, ist der glücklichste Augenblick meines Lebens da! Endlich sehe ich meinen großen Lehrer! Seit zwanzig Jahren, mein Herr, gehe ich bei Ihnen in die Schule. —

Erweisen Sie mir noch zwanzig Jahre die Ehre, und dann versäumen Sie nicht, mir mein Schulgeld zu bringen. —

Ich verspreche, es soll nicht ausbleiben. Aber versprechen Sie mir auch mich zu erwarten, wenn der Zahlungstermin da ist —

Ich verspreche es, und will eher mein Leben verlassen, als dies Versprechen brechen.

Ein allgemeines Lachen schallt diesem ersten Witz Voltaire's Beifall entgegen. So war es in der Ordnung. Die Lacher müssen allemal, wenn sich Zwei von ihnen in Kampf einlassen, den Einen auf Kosten des Andern in Athem erhalten. Der, für den sie sich erklären, kann seines Sieges gewiß seyn. Eine kleine Cabale, auf die man sich in guter Gesellschaft einmal gefaßt halten muß. Ich war gefaßt, aber ich hoffte, auch zu meiner Zeit Voltaire eine Falle zu legen.

Zwei kürzlich angekommene Engländer (unter welchen der seitdem so berühmt gewordene Fox) wurden ihm vorgestellt. Er steht auf und sagt: die Herren sind Engländer? Wäre ich es doch auch! — Das war ein schlechtes Compliment. Die Engländer hätten ihm sagen müssen: wären wir doch Franzosen! Aber sie hatten entweder nicht Lust zu lügen, oder schämten sich die Wahrheit zu sagen. Ein Mann von Ehrgefühl darf, so halte ich dafür, seine Nation wohl über eine fremde erheben aber nicht unter sie herabsetzen.

Wir hatten uns kaum gesetzt, als mein Wirth wieder mit mir anbindet. Höflich, aber immer lächelnd, sagt er: Als Venetianer werden Sie ohne Zweifel den Grafen Algarotti kennen. — Ich kenne ihn, erwidre ich, aber nicht als Venetianer. Denn sieben Achttheile meiner theuern Landsleute wissen nichts davon, daß es einen Grafen Algarotti gibt (ich hätte sagen sollen als Gelehrter —). Ich kenne ihn aus zweimonatlichem Umgang in Padua, wo er sieben Jahr gelebt hat, und bewundre ihn, weil er Ihr Bewundrer ist.

Wir sind Freunde. Er braucht Keinen zu bewundern, um die Achtung Aller, die ihn kennen, zu gewinnen.

Hätte er mit Bewundern nicht angefangen, würde er zu keinem Namen gekommen seyn. Bewundrer Newton's konnte er die Damen dahin bringen, vom Lichte zu sprechen. —

Hat er das wirklich gekonnt? —

Je nun! Seinen Zweck hat er erreicht, wenn gleich nicht so gut, wie Herr von Fontenelle mit seiner Mehrheit der Welten den seinigen.

Da haben Sie recht. Sagen Sie ihm, wenn Sie sich in Bologna treffen sollten, ich erwarte seine Briefe über Rußland Er kann sie mir durch den Banquier Bianchi in Mailand zukommen lassen. Die Italiener sollen mit seiner Sprache unzufrieden seyn. —

Das will ich glauben. In seinen italienischen Werken ist seine eigene Sprache nicht mehr anzutreffen; sie sind voll von Gallicismen. Er dauert uns.

Verschönern denn die französischen Wendungen Ihre Sprache nicht?

Sie machen sie unausstehlich. Französisch, gespickt mit italienischen Brocken könnte nicht unausstehlicher seyn, und wenn Sie, Herr von Voltaire, es geschrieben hätten.

Sie haben recht, man muß rein schreiben. Livius ist getadelt worden, und man hat ihm die Patavinität seines Lateins zum Vorwurf gemacht.

Mir sagte der Abbé Lazzarini, als ich zu schreiben anfing, er stelle den Livius über den Sallust.

Meinen Sie den Abbé Lazzarini, den Verfasser der Tragödie Ulisse il giovane? Damals müssen Sie sehr jung gewesen seyn. Ich möchte ihn gekannt haben. Aber den Abbé Cōli, den Freund Newton's und Verfasser der vier Tragödien, welche

die ganze römische Geschichte enthalten, den habe ich gekannt.

Ich habe ihn gekannt und bewundert. Als ich mich in der Gesellschaft jener großen Männer befand, schäzte ich mich glücklich jung zu seyn. Jezt, Ihnen gegenüber, kömmt es mir wie gestern vor. Aber es demüthigt mich nicht. Ich möchte, ich wäre der Jüngstgeborne des Menschengeschlechts.

Glücklicher wie der Erstgeborne wären Sie dann freilich. Welchem Zweig der Literatur haben Sie sich gewidmet? —

Keinem. Doch es kömmt vielleicht noch. Jezt lese ich so viel ich nur kann, und studire den Menschen, indem ich reise.

Der Weg ist gut, aber das Buch groß. Man erreicht das Ziel leichter, wenn man die Geschichte lieset.

Die Geschichte lügt, die Thatsachen sind ungewiß, und die Beschäftigung langweilt. Die Welt zu studiren, indem ich sie durchziehe, vergnügt mich. Horaz, den ich auswendig weiß, ist mein Begleiter, ich finde ihn überall.

Auch Algarotti trennt sich nicht von ihm. Sie sind gewiß Freund der Dichtkunst.

Sie ist meine Leidenschaft.

Haben Sie viel Sonette gedichtet?

Zehn bis funfzehn, die mir lieb sind, und zwei bis drei tausend, die ich nicht wieder angesehen habe.

In Italien geht die Liebe zum Sonett bis zur Wuth!

O ja, wenn man Wuth das Streben nennen darf, irgend einem Gedanken jenen harmonischen Zusammenklang zu verleihen, der ihn in ein schöneres Licht erhebt. Das Sonett, mein Herr von Voltaire, ist nicht leicht. Um der vierzehn Verse willen darf der Gedanke so wenig gedehnt wie verkürzt werden.

Das Sonett muß nicht blos gut, es muß erhaben seyn (il faut qu'il soit sublime).

Es ist das Bett des Tyrannen Prokrustes, und darum besitzen Sie der guten so wenige. Wir haben kein einziges, und das liegt in unserer Sprache.

Auch wohl im französischen Geist. Ein Gedanke verliere alle Kraft und allen Glanz, der über die Kürze des Alexandriners hinausgeht, glaubt man bei Ihnen.

Und Sie glauben das nicht? —

Keinesweges. Wir müssen uns nur darüber verständigen, was Gedanke heißt. Ein Einfall z. B. wird nie zum Sonett passen. —

Welcher italienische Dichter ist Ihnen der liebste?

Ariosto! Doch ich kann nicht sagen, er sey mir der liebste, er ist mir der einzige, und dennoch kenne ich sie alle. Als ich vor etwa funfzehn Jahren Ihren Tadel über Ariosto las, sagte ich mir gleich, Sie müßten ihn zurücknehmen, wenn Sie des Dichters Werke würden gelesen haben.

Ich danke Ihnen, daß Sie glauben, ich hätte den Ariosto nicht gelesen. Ich habe ihn gelesen, aber ich war jung, und Ihrer Sprache nur unvollkommen mächtig; zugleich befangen durch die Verehrer Tasso's unter den italienischen Gelehrten. So widerfuhr mir das Unglück, ein Urtheil über Ariost laut werden zu lassen, welches ich für mein eigenes hielt. Es war es nicht; ich verehre Ihren Ariosto.

Nun schöpfe ich wieder Athem. Excommuniciren Sie doch das Buch, in welchem Sie Ariosto lächerlich gemacht. —

Excommunicirt sind meine Bücher schon sämmtlich. Aber Sie sollen einen Beweis erhalten, wie ich mein Urtheil zurückgenommen habe.

In diesem Augenblick setzte Voltaire mich in Erstaunen. Auswendig sagte er mir die beiden langen

Stellen des vier und dreißigsten und fünf und dreißigsten Gesanges vom Orlando, wo der göttliche Dichter sich Astolf mit dem Apostel Johannes unterreden läßt, her, ohne auch nur einen Vers zu verfehlen oder ein einziges Wort gegen die prosodischen Regeln zu sprechen. Zugleich erhob er die Schönheiten des Dichters durch Bemerkungen, wie sie einem wahrhaft großen Manne ziemten. Von keinem italienischen Glossator hätte man Erhabeneres erwarten können. Ich hörte ihm zu mit zurückgehaltenem Athem und lauschte umsonst, ihn auch nur ein einzigesmal fehlen zu hören. Zur Gesellschaft gewendet erklärte ich, meine Bewunderung sey grenzenlos, und sie solle überall in Italien kund werden. Ganz Europa, gab er mir zur Antwort, soll durch mich selbst von der demüthigen Ehrenerklärung unterrichtet werden, welche dem größten Genius gebührt, den es hervorgebracht.

Er konnte sich kaum in Lobeserhebungen erschöpfen, und am andern Tage theilte er mir seine Uebersetzung folgender Stanze des Ariosto mit.

Quindi avvien che tra principi e signori
Patti e convenzion' sono si frali.
Tan lega oggi re, papi e imperatori,
Doman saran nimici capitali:
Perchè, qual l'apparenze esteriori
Non anno i cor', non an gli animi tali:
Che non mirando al torto, più ch'al dritto
Attendon solamente al lor profitto *).

---

*) Hier die Uebersetzung der Stanze von Gries, und der Versuch meiner eigenen.

Daher zerfallen auch der großen Leute,
Der Herrn und Fürsten Bünde so geschwind.

So lautete Voltaires Uebersetzung.

Les papes, les césars appaisant leur querelle,
Jurent sur l'evangile une paix eternelle;
Vous les voyez demain l'un de l'autre ennemis;
C'étoit pour se tromper qu'ils s'étoient réunis;
Nul serment est gardé, nul accord n'est sincere,
Quand la bouche a parlé, le coeur dit le contraire.
Du ciel qu'ils attestaient ils bravaient le courroux,
L'intérêt est le Dieu, qui les gouverne tous.

Zwar verstand Keiner von der Gesellschaft Italienisch, und doch hatte die gestrige Recitation Herrn von Voltaire die allgemeinen Beifallsbezeigungen erworben. Nachdem es ruhig geworden, fragte mich

---

Papst, Kaiser, König einigen sich heute,
Die morgen schon geschworne Feinde sind.
Denn freilich, nach dem Schein der Außenseite
Ist nicht das Herz, nicht das Gemüth gesinnt;
Indem sie nicht an Recht noch Unrecht denken
Und alles nur nach ihrem Vortheil lenken.

Gries.

Daher denn auch der Fürsten und der Großen
Verträg' und Bündnisse gar leicht zerfallen.
Hat Papst und Kaiser Frieden heut geschlossen,
Wird doch schon morgen neu die Fehde schallen.
Denn äußrer Schein zwar macht sie zu Genossen,
Doch Herz und Geist sind fern dem Wohlgefallen.
Nicht auf das Recht, auf Unrecht geht ihr Sinnen.
Ein Jeder will für sich allein gewinnen.

seine Nichte, Madame Denis, ob ich die lange Stelle, welche ihr Oheim declamirt habe, für eine der schönsten des großen Dichters halte. — Gewiß Madame, für eine der schönsten, aber nicht für die schönste, gab ich zur Antwort. — Man hat also über die schönste entschieden? fragte sie weiter. — Dies mußte man wohl, denn sonst hätte die Apotheose des großen Dichters nicht Statt finden können, entgegnete ich. — Man hat ihn also heilig gesprochen? fuhr Madame Denis fort. Das wußte ich nicht.

Ein allgemeines Gelächter erschallt, und alle Lacher, Voltaire zuerst, erklären sich für die Denis. Nur ich beobachte den strengsten Ernst. Voltaire, darüber empfindlich, sagt: ich weiß, weshalb Sie nicht lachen. Sie meinen, es müsse eine übermenschliche Stelle seyn, um welcher willen man Ariosto den göttlichen genannt. —

Allerdings!

Und welche Stelle ist dies?

Es sind die sechs und dreißig letzten Stanzen im drei und zwanzigsten Gesang. Sie enthalten eine so wahrhafte Beschreibung des Wahnsinns, in welchen Roland verfällt, daß man sie technisch richtig nennen möchte. So lange die Welt steht, hat Niemand gewußt, wie der Wahnsinn sich unserer bemeistert. Ariost ist der Einzige. Er allein hat vermocht es zu beschreiben. Ohne Zweifel hat auch Sie ein Schauder ergriffen, als Sie diese Stanzen lasen. Sie regen das Innerste auf.

Ich erinnere mich ihrer. Alle Furchtbarkeit der Liebe ist darin ausgesprochen, und ich werde fast ungeduldig, sie wieder zu lesen. —

Vielleicht sind Sie so gütig uns die Stelle herzusagen, versetzte Madame Denis, und wandte sich ver-

kindlich gegen ihren Oheim, als wolle sie seine Erlaubniß einholen.

Warum sollte ich das nicht, wenn Sie die Güte haben wollen mir zuzuhören. —

Wie? Sie haben sich also die Mühe gegeben, sie auswendig zu lernen? —

Seit meinem funfzehnten Jahre lese ich den Ariost zwei bis dreimal jährlich. Da hat er sich denn wohl ohne alle Anstrengung, ich kann fast sagen ohne mein Zuthun, einprägen müssen in mein Gedächtniß. Nur seine Genealogieen und historischen Episoden machen eine Ausnahme. Sie ermüden den Geist und lassen das Herz gleichgültig. Ohne alle Einschränkung habe ich nur Horaz im Gedächtnisse behalten. Doch klingen auch in seinen Episteln manche Verse zu prosaisch.

Mit Horaz lasse ich es gelten, aber wenn Sie es mit Ariost dahin gebracht haben, so ist es nichts Kleines. Sie haben es mit sechs und vierzig langen Gesängen zu thun.

Sagen Sie vielmehr ein und funfzig.

Voltaire verstummte, die Denis aber nahm sogleich das Wort und sagte: Geschwind, geschwind, lassen Sie uns die schaudervollen sechs und dreißig Stanzen hören, die dem Dichter den Beinamen des Göttlichen erwarben.

Nun sagte ich sie her, und vermied die in Italien übliche Weise der Declamation. Ariost hat es nicht nöthig durch den Ausdruck des Declamators, der doch immer monoton bleibt, gehoben zu werden. Ich pflichte den Franzosen bei, wenn sie diesen singenden Vortrag unerträglich finden. Gleich als ob es Prosa wäre, was ich mittheilte, so sprach ich die Stanzen des Dichters, nur durch Ton, Blick und Stimmenwechsel; wo der Gefühlsausdruck denselben begehrte, legte ich Seele in den Vortrag des Gedichts. Man sah

und man fühlte ganz den Zwang, den ich mir anlegen mußte, meine Thränen zurückzuhalten, ohne sie selbst unterdrücken zu können. Als ich aber an die Stanze kam:

Poichè allargare il freno al dolor puote
Che resta solo senza altrui rispetto
Giù dagli occhi rigando per le gote
Sparge un fiume di lagrime sul petto *).

stürzten mir die Thränen so heftig aus den Augen, daß die ganze Gesellschaft davon ergriffen ward, und ein Jeder mit mir weinte. Madame Denis war von Schauder gefaßt, und Voltaire eilte herbei, mich zu umarmen. Allein ich ließ mich nicht unterbrechen; denn Roland mußte, um ganz von Wahnsinn ergriffen zu werden, noch entdecken, er ruhe in demselben Bette, in welchem einst der überglückliche Medor Angelica's enthüllte Reize in die Arme geschlossen. Dies besingt die folgende Stanze. War also der Ton meiner Stimme bisher klagend und düster ge-

---

*) Gries übersetzt die Stelle also:

Kaum nun verläßt der Hirt des Zimmers Schwelle,
So gönnt er seinen Schmerzen freie Hast;
Aus seinen Augen strömt die Thränenwelle
Bis auf die Brust hinunter sonder Rast.

Folgendes gelte als Gegenversuch:

Und wie den Schmerz er nicht mehr braucht zu bannen,
— Einsam hat er nicht Andern Scham zu zollen —
Läßt er die Tropfen, die dem Aug' entrannen,
Im Thränenstrom zur Brust hinunter rollen.

wesen, so ergoß sie sich nun in den Ausdruck des Grauens, welches die Wuth Rolands erregte, die seine übermenschlichen Kräfte zu Verheerungen aufstürmte, wie nur ein Erdbeben oder Wetterschläge sie hervorzubringen vermögen. So schloß ich meinen Vortrag, und die Blicke waren noch umwölkt, die mir den Beifall der Gesellschaft ausdrückten. Laut rief Voltaire aus: Ich habe es immer gesagt! Wollt ihr, daß man weine, so weint nur selbst. Aber um zu weinen, muß man empfinden, um zu empfinden, muß man eine Seele haben. Er umarmte mich und stattete mir seinen Dank ab. Er versprach, dieselben Stanzen mir am folgenden Tage zu recitiren und auch zu weinen. Er hat Wort gehalten.

Als wir das Gespräch über Ariost fortsetzten, äußerte die Denis ihre Verwunderung, daß Rom seine Werke nicht in das Verzeichniß der verbotenen Bücher aufgenommen. Voltaire aber sagte ihr, gerade das Gegentheil sey geschehen. Leo der Zehnte habe durch eine eigene Bulle alle diejenigen in den Bann gethan, die es wagen würden, Ariost zu verurtheilen. Die beiden großen Häuser Este und Medici beeiferten sich, den Dichter nicht sinken zu lassen, denn sonst, fügte er hinzu, würde der einzige Vers über Constantin, wie er Rom an Sylvester schenkte, durch die Worte puzza forte — ihr Stank widert — genügt haben sein Gedicht zu verbieten.

Hier mußte ich Voltaire um die Erlaubniß bitten, einwenden zu dürfen, daß als noch stärker die Verse verschrien wären, in welchen Ariost die Wiederauferstehung des Menschengeschlechts am Ende der Welt bezweifelt. Ariost spricht nämlich von dem Einsiedler, der Rodomont verhindern will, sich Isabelle's, der Wittwe Zerbin's zu bemächtigen, und schildert den Africaner, der seiner Strafpredigten überdrüssig,

sich des Eremiten bemächtigt und ihn so weit von sich schleudert, daß er an einem Felsen zerschmettert todt liegen bleibt in einem so tiefen Schlaf:

Che al novissimo dì forse sia desto. *)

Jenes forse, das der Dichter nur als rhetorischen Schmuck brauchte, verursachte ein allgemeines Geschrei, über welches Ariost vielleicht sehr gelacht haben würde.

Schade, sagte die Denis, daß Ariost sich der Uebertreibungen nicht enthalten konnte.

Seyn Sie still, liebe Nichte; auch seine Uebertreibungen sind wohl überlegt und von der größten Schönheit.

Wir unterhielten uns nun über andere Gegenstände; sie bezogen sich alle auf Literatur, und zuletzt kam sein Stück, die Schottländerin, auf das Tapet, das in Solothurn war gespielt worden. Man hatte bereits Kenntniß davon, und Voltaire äußerte, daß wenn es mir Vergnügen machen sollte, bei ihm in irgend einer Rolle aufzutreten, er den Herrn von Chavigny ersuchen wolle, seine Gemahlin zur Rolle der Lindane zu vermögen **); er selbst wolle dann den Monrose spielen. Aber ich lehnte mit dem verbindlichsten Dank für seine Güte den Vorschlag ab, indem ich hinzufügte, Frau v. Chavigny sey zu Basel, und ich müsse am folgenden Tage schon abreisen. Darauf erhob er ein lautes Geschrei, und brachte die ganze Gesellschaft in Aufruhr. Mein Besuch würde eine Beleidigung für ihn seyn, behauptete er, wenn ich nicht wenigstens acht Tage bei ihm bliebe.

---

*) Daß erst der jüngste Tag vielleicht ihn weckte.

**) Anspielung auf ein Voltaire bekannt gewordenes Abentheuer Casanova's in Solothurn.

Ich sagte ihm, da ich nur um seinetwegen nach Genf gekommen sey, so wären meine Geschäfte nun beendigt, und ich habe hier nichts mehr zu thun. —

Sind Sie gekommen, um mit mir zu sprechen, oder wollen Sie, daß ich mit Ihnen sprechen soll? fragte er.

Vor allen Dingen bin ich gekommen um Ihrer Unterhaltung willen.

Dann bleiben Sie wenigstens noch drei Tage hier, essen Sie jeden Mittag bei mir, und wir werden uns mit einander unterhalten.

Ich nahm den Vorschlag an, und empfahl mich, um nach meinem Gasthof zurückzukehren, denn es war viel, was ich aufzuschreiben hatte.

Tags darauf, als ich mich zur Mittagstafel einfand, traf ich den Herzog von Villars. Er war eben angekommen, den berühmten Arzt Tronchin, der ihm vor zehn Jahren das Leben gerettet, zu Rathe zu ziehen. Während der Tafel sprach ich wenig. Späterhin knüpfte Voltaire ein Gespräch mit mir über die Verfassung von Venedig an. Er wußte schon, daß ich mit dem Gouvernement unzufrieden war, und ich täuschte seine Erwartung. Ich bemühte mich, ihm darzuthun, daß man in keinem Lande der Welt einer größern Freiheit genießen könne, wie in Venedig. Da er aber bemerkte, daß dieser Gegenstand mir nicht angenehm war, nahm er mich allein und führte mich in seinen Garten, dessen Schöpfer er sich nannte. Wir kamen an das Ende eines großen Baumganges, der auf ein fließendes Wasser stieß. Das ist die Rhone, sagte er, die ich nach Frankreich schicke. Zugleich machte er mich auf die schöne Aussicht nach Genf und den Montblanc, den höchsten Berg der Alpen, aufmerksam.

Indem er hiernächst das Gespräch von selbst wieder auf die italienische Literatur brachte, ließ er sich

zwar mit Geist und großer Gelehrsamkeit darüber aus, aber er schloß jedesmal mit einem unrichtigen Urtheile. Ich ließ ihn sprechen. Auch über Homer, Dante und Petrarca äußerte er sich gegen mich. Es ist bekannt, wie er von jenen großen Geistern dachte. Er konnte nicht sich enthalten, gerade so zu schreiben, wie er die Gegenstände sich vorstellte, und das hat ihm in der öffentlichen Meinung Schaden gethan. Ich begnügte mich ihm zu erwidern, daß wenn jene großen Männer die Bewunderung aller derer nicht wirklich verdient hätten, welche sie zum Gegenstand ihrer Studien gemacht, sie schwerlich den hohen Rang erreicht haben würden, den sie behaupten.

Indessen hatten sich der Herzog von Villars und der berühmte Tronchin wieder bei uns eingefunden.

Tronchin war groß, wohl gebildet und gut gewachsen, gefällig, beredt ohne zu schwatzen, ein gründlicher Physiker, dabei Mann von Geist, und als Arzt ein Lieblingsschüler von Boerhave. Die Plauderhaftigkeit und Charlatanerie der gewöhnlichen Herren dieser Facultät lag ihm fern. Die Heilung der Kranken suchte er vornämlich im Verhalten, und um dies zu bestimmen, mußte er wohl ein gründlicher und philosophischer Beobachter seyn.

Das Aeußere des Herzogs von Villars, damals Gouverneurs der Provence, zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Betrachtete ich seine Gestalt und Haltung, so glaubte ich eine sechzigjährige Frau in Mannskleidern zu sehen, die mager, abgezehrt und entkräftet in ihrer Jugend schön gewesen seyn mochte. Schminke lag auf seinen kupfrigen Wangen, Carmin auf den Lippen, und die Augenbraunen waren schwarz gefärbt, Zähne und Haare aber falsch. Eine wohlriechende Pomade mußte die Frisur gegen den Kopf festkleben, und ein großer Blumenstrauß, den er im

obersten Knopfloch trug, reichte ihm bis an das Kinn. Er machte den Liebenswürdigen in jeder Bewegung, und sprach so süß und lispelnd, daß es Mühe kostete, ihn zu verstehen. Sonst war er höflich und herablassend; aber alle seine Manieren trugen den Geschmack aus der Zeit der Regentschaft an sich.

Ich begleitete Voltaire in sein Schlafzimmer. Hier wechselte er mit der Perücke und mit einem Käppchen, welches er darunter trug, sich gegen Rheumatismen zu verwahren. Auf seinem großen Arbeitstische lagen mehrere italienische Dichter, unter andern la secchia rapita von Tassoni. Dies ist, sagte er, das einzige tragisch-komische Gedicht, welches Italien besitzt. Tassoni war Mönch und verband mit Gelehrsamkeit Sinn für die schönen Wissenschaften. Als Dichter ist er nicht ohne Genie.

Den Dichter will ich ihm lassen, nicht aber die Gelehrsamkeit, erwiderte ich. Er wollte über das System des Copernicus spotten, und behauptete, man könne danach weder die Theorie der Mondwandlungen, noch der Verfinsterungen feststellen.

Wo hat er diese Albernheit gesagt?

In seinen discorsi academici.

Ich besitze sie nicht, aber ich will sie mir verschaffen.

Nun bemerkte er sich den Titel, und fuhr fort. Doch hat Tassoni Ihren Petrarca streng und richtig beurtheilt.

Das hat seinem Geschmack und seinem wissenschaftlichen Geiste so wenig wie Muratori zur Ehre gereicht.

Da steht er! — Sie werden doch seine unermeßliche Gelehrsamkeit anerkennen.

Est, ubi peccat, *) antwortete ich.

*) Sie schützt nicht vor Irrthum.

Jetzt öffnete Voltaire eine Thüre, und ich sahe ein Archiv, in dem wohl hundert Convolute seyn mochten. Das ist, sagte er, meine Correspondenz. Sie sehen hier beinahe funfzig tausend Briefe, die ich beantwortet habe.

Behalten Sie Abschriften von Ihren Antworten zurück?

Von einem großen Theile. Ein Bedienter, den ich eigens dazu halte, muß sie mir besorgen.

Ich kenne Buchhandlungen, die diese Schätze theuer bezahlen würden.

Nehmen Sie sich in Acht mit den Buchhändlern, wenn Sie ein Werk in Druck geben wollen, es wäre denn, Sie hätten schon etwas herausgegeben.

Wenn ich älter bin, will ich den Anfang damit machen, sage ich, und citire eine macaronische Strofe *) aus Merlin Cocci.

Was ist das? fragt er.

Eine Strofe aus einem berühmten Gedicht von vier und zwanzig Gesängen.

Berühmt? —

Wenigstens werth, es zu seyn, und das sagt mehr. Aber man muß des Dialekts von Mantua mächtig seyn, um es zu genießen.

Ich werde es schon verstehen. Verschaffen Sie mir's.

Morgen werde ich die Ehre haben, es Ihnen zu überreichen, und Sie bitten es zu behalten.

Sie werden mich verbinden.

Man rief uns ab, und zwei Stunden gingen unter gesellschaftlichen Gesprächen vorüber. Der große

---

*) Eine burleske Dichtungsart der Italiener mit Volksausdrücken gemischt, denen lateinische oder andere fremdartige Endungen gegeben werden.

Dichter glänzte und unterhielt den ganzen Kreis. Der Beifall blieb ihm nie aus; er mochte nun satyrisch, ja er mochte selbst beißend seyn. Immer lachte er dazu, und so fehlten auch ihm die Lacher nicht. Man konnte kein anständigeres Haus halten, wie er hielt. Man aß eigentlich nur gut bei ihm. Er war damals sechs und sechzig Jahr alt, und hatte hundert und fünf und zwanzig tausend Livres Einkünfte jährlich. Die, welche behaupten, er sey reich geworden, weil er die Buchhändler übervortheilt habe, irren sehr. Im Gegentheil haben die Buchhändler ihn übervortheilt, nur nicht die Cramer, *) deren Glück er gemacht. Er schenkte ihnen seine Werke, und das beförderte deren Verbreitung. Während meiner Anwesenheit schenkte er ihnen die Princeß von Babylon, eine reizende Erzählung, die er in drei Tagen schrieb.

Am folgenden Tage übersandte ich an Voltaire einen Brief in reimlosen Versen, die mir mehr kosteten, als wenn ich sie gereimt hätte. Ich schloß das Gedicht von Theophilus Folingo bei, und habe nicht gut daran gethan. Ich hätte errathen sollen, daß es ihm nicht zusagen werde. Mittags war Voltaire nicht sichtbar, aber die Denis entschädigte mich. Gesunde Beurtheilung vereinigte sie mit Geschmack und Belesenheit, ohne anmaßend zu seyn. Friedrich der Zweite besaß ihre ganze Verehrung. Erst gegen fünf Uhr erschien Voltaire, einen Brief in der Hand. Kennen Sie den Senator Marquis Albergati Capocelli von Bologna, und den Grafen Paradisi? fragte er mich.

Paradisi kenne ich nicht, aber von Hören und dem Ansehn nach Albergati. Doch ist er nicht Senator, sondern einer der Vierziger, deren es zu Bologna funfzig gibt.

---

*) Voltaire's glückliche Verleger in Amsterdam.

Um's Himmels willen! Sie nennen mir ein Räthsel. —

Kennen Sie ihn?

Nein! Aber er schickt mir das Theater von Goldoni, Bologneser Würste und die Uebersetzung meines Tancred. Er will mich besuchen.

Er wird nicht kommen. Dazu ist er zu klug.

Zu klug? Wie so? — Doch freilich, es bleibt immer eine Albernheit, mich zu besuchen.

Für Albergati gewiß. Er weiß wohl, daß er dabei zu kurz kommen würde. Jetzt täuscht er sich noch und freut sich der Meinung, die Sie von ihm haben können. Kömmt er aber, dann kann er überzeugt seyn, Sie sehen entweder sein Alles oder sein Nichts, und dann lebe wohl Täuschung. Uebrigens bleibt er ein braver Cavalier, der seine sechs tausend Ducaten verzehrt und von der Theaterwuth besessen ist. Er ist guter Schauspieler, und hat einige Lustspiele in Prosa geschrieben, über die man nicht lacht.

Die Empfehlung ist gut. — Aber Vierziger und auch Funfziger! Wie hängt das zusammen? —

Gerade so, wie es zusammenhängt, daß in Basel um eilf Uhr Mittag ist.

Ich verstehe. Eben so wie Ihr Rath der Zehn aus siebenzehn Mitgliedern besteht.

Gerade so. Aber mit den verdammten Vierzigen in Bologna hat es eine andere Bewandniß.

Weshalb nennen Sie sie verdammt?

Sie sind nicht dem Fiscus unterworfen. Deshalb begehen sie alle Verbrechen, zu denen sie Lust haben, und begeben sich außer Landes, wo sie dann ihre Einkünfte ungestört verzehren.

Das ist keine Verdammung, sondern eine Erlösung! Aber um auf das Vorige zurückzukommen, Albergati ist doch ohne Zweifel Gelehrter? —

Er kennt seine Muttersprache und schreibt sie gut. Aber er langweilt den Leser, denn er hört sich gern selbst. Gedrängtheit fehlt ihm gänzlich, und sein Geist ist arm.

Er ist Schauspieler, sagen Sie.

Ein vortrefflicher, wenn er seine Stücke aufführt, und wenn er Liebhaberrollen spielt.

Ist er schön?

Auf dem Theater, nicht in der Nähe. Sein Gesicht sagt nichts. —

Aber seine Stücke gefallen? —

Keinesweges. Man würde sie auspfeifen, wenn man sie verstände.

Was halten Sie aber von Goldoni?

Er ist unser Moliere.

Warum nennt er sich Dichter des Herzogs von Parma?

Weil es ihm um einen Titel zu thun ist. Der Herzog weiß keine Sylbe davon. Eben so nennt er sich Advocat, weil er es einmal werden könnte. Er ist ein guter Komödien-Schreiber, und das ist Alles. Ganz Venedig weiß, daß ich sein Freund bin. In Gesellschaft glänzt er nicht. Er ist langweilig und weich wie Semmel.

Gerade so hat man mir über ihn geschrieben. Er soll arm seyn und Venedig verlassen wollen. Das wird den Directoren des Theaters schaden, auf dem man seine Stücke spielt.

Es war zur Sprache gekommen, ihm eine Pension auszusetzen, aber die Entscheidung fiel ungünstig aus. Man meint, sobald er ein Jahrgeld hat, wird er nicht mehr schreiben.

Dem Homer hat man auch die Pension abgeschlagen, aus Angst, alle Blinde würden Pension verlangen.

Der Tag verfloß uns heiter. Voltaire dankte mir für mein Macaronicon und versprach es zu lesen. Dann zeigte er mir einen Jesuiten, den er in Dienst genommen. Er heißt zwar Adam, sagte er, ist aber nicht der erste Mensch. Ich hörte, er spiele Trictrac mit ihm, und wenn Voltaire verlöre, flögen Becher und Würfel gegen des Jesuiten Kopf.

Der letzte Tag vor meiner Abreise war nun gekommen, ich sollte nochmals die Gesellschaft des großen Mannes genießen, aber es schien ihm zu gefallen, sich mir auch übermüthig, spöttisch, selbst beißend zu zeigen.

Er fing bei Tische damit an, daß er mir zwar seinen Dank für das Geschenk sagen wolle, das ich ihm mit Merlin Cocci gewiß in der besten Absicht gemacht, aber daß er mir für die Lobeserhebungen, womit ich das Gedicht begleitet, keinen Dank wisse, denn er habe vier Stunden damit verschwendet, Dummheiten zu lesen. Mir stiegen die Haare zu Berge, aber ich hielt mich, und antwortete ruhig; wenn er ihn wieder läse, würde er ihn vielleicht durch ein besseres Lobgedicht wie das meinige ehren. Ich hielt ihm mehrere Beispiele von der Unzulänglichkeit des ersten Lesens vor.

Das ist wohl wahr, aber Ihren Merlin gebe ich doch auf. Ich habe ihn neben die Pucelle von Chapelain gelegt.

Sie hat auch schlechte Verse, sagte ich, dennoch gefällt sie allen Kennern.

Die Pucelle ist ein gutes Gedicht, und Chapelain war ein Dichter. Sein Talent ist mir nicht entgangen.

Meine Erklärung mußte ihn verdrießen, und ich hätte es erwarten sollen, nach seiner Erklärung.

daß er Merlins Macaronicon neben die Pucelle legen würde. Ich wußte von einem schlüpfrigen Gedicht dieses Namens, welches in Umlauf war, und für dessen Verfasser er galt. Sein Ableugnen jedoch ließ mich glauben, er werde seine Empfindlichkeit über meine Aeußerung zurückhalten. Aber keinesweges. Er widerlegte mich mit Schärfe und Bitterkeit. Auch ich ward bitter. Chapelain, sagte ich, gebührt das Verdienst, seinen Gegenstand angenehm gemacht zu haben, ohne den Beifall der Leser durch Unanständigkeiten und Lästerungen zu erbuhlen. Dieser Meinung ist auch mein Lehrer, Herr von Crebillon. —

Sie citiren mir da einen großen Richter. Aber worin war, wenn ich fragen darf, mein College Crebillon Ihr Lehrer? —

Er lehrte mich in weniger denn zwei Jahren Französisch sprechen. Aus Dankbarkeit übersetzte ich seinen Radamist in italienische Alexandriner. Ich bin der erste meiner Landsleute, der dies Versmaß in unserer Sprache versucht hat. —

Der erste, wenn Sie verzeihen wollen, war mein Freund Peter Jacob Martelli. —

Verzeihen Sie selbst vielmehr —

Aber ich habe seine zu Bologna gedruckten Werke in meinem Zimmer.

Verse von vierzehn Sylben werden Sie haben, aber ohne Abwechslung männlicher und weiblicher Reime. Der gute Mann glaubte trotz dem in allem Ernst, er habe Alexandriner gemacht. Ich mußte über seine Vorrede lachen. Vielleicht haben Sie sie nicht gelesen.

Mein Herr, ich habe eine Wuth Vorreden zu lesen. Martelli beweiset, daß seine Verse dem Ohr der Italiener grade so klingen müssen, wie die Alexandriner dem der Franzosen. —

Er hat sich gewaltig geirrt, und Sie selbst sollen richten. Ihr männlicher Vers hat nur zwölf Sylben, und der weibliche dreizehn. Alle Verse von Martelli haben vierzehn, die ausgenommen, die mit einer langen Silbe schließen, welche bekanntlich am Schluß stets für zwei gilt. Nun bemerken Sie, daß Martelli in der ersten Zeile jedesmal sieben Füße hat, während der Alexandriner der Franzosen sechs Füße enthält. Folglich war Ihr Freund Martelli entweder taub, oder er hörte falsch.

Sie beobachten also in ihrem alexandrinischen Verse alle unsre Regeln? —

Alle, trotz dem, daß es uns Mühe kostet. Denn fast sämmtliche Worte enden bei uns mit einer kurzen Sylbe.

Und wie hat Ihr neues Versmaß gewirkt? —

Es mißfiel, weil Niemand meine Verse zu recitiren verstand. Jedoch wenn ich selbst in unsern geschlossenen Cirkeln meine Verse vorlas, entging mir der Triumph nicht. —

Erinnern Sie sich einiger Stellen aus Ihrem Radamist? —

So viel, als Sie nur hören wollen. —

Hierauf sagte ich ihm dieselbe Stelle her, die ich zehn Jahr früher in reimlosen Versen Crebillon recitirt hatte, und sie schien mir Eindruck auf ihn zu machen. Man bemerke, sagte er mir, keinen Zwang, und das war das Empfehlendste, was er sagen konnte. Nun recitirte auch er mir eine Stelle aus seinem Tancred, den er damals dem Publicum noch nicht mitgetheilt hatte. Mit Recht ward er in der Folge für ein Meisterwerk anerkannt.

Wir wären gut auseinander gegangen. Aber zum Unglück citire ich, um ihn zu loben, eine Stelle des Horaz. Das bringt ihn zu der Aeußerung, Horaz

sey ein großer Lehrer in der dramatischen Poesie durch die Lehren, die er gegeben und die nie veralten würden.

Nur eine einzige von seinen Regeln verletzen Sie, aber Sie thun es wie es einem großen Manne ziemt?

Und welche?

Sie schreiben nicht contentus paucis lectoribus. *)

Hätte Horaz den Aberglauben zu bekämpfen gehabt, so würde er gleich mir für die ganze Welt geschrieben haben.

Ich glaube, Sie könnten sich die Mühe dieses Kampfes ersparen. Die Ausrottung des Aberglaubens wird Ihnen nie gelingen. Und gelänge sie Ihnen, sagen Sie, was wollten Sie an seine Stelle setzen?

Das gefällt mir! Wenn ich die Welt von einem Ungeheuer befreie, das sie verschlingt, dann fragt man mich, was ich an seine Stelle setzen will? —

Es verschlingt sie aber nicht. Sie bedarf vielmehr seiner zu ihrem Bestehen.

Ich liebe das menschliche Geschlecht! Ich will es so glücklich sehen, wie ich bin, und frei. Doch Aberglaube und Freiheit vertragen sich nicht. Wo finden Sie, daß Knechtschaft ein Volk beglücken kann? —

Sie möchten also das Volk im Besitz der Souverainität sehen? —

Davor bewahre mich der Himmel. Ein Einziger muß herrschen. —

So ist der Aberglaube also nöthig, denn ohne ihn wird das Volk nie dem Monarchen Gehorsam leisten.

---

*) Zufrieden mit wenigen Lesern.

Nichts von Monarchie. Dies Wort erinnert an Despotismus, den ich eben so sehr hasse, wie die Knechtschaft.

Was wollen Sie denn aber eigentlich? — Wenn ein Einziger herrschen soll, so kann ich ihn nur als Monarchen betrachten.

Ich will, daß er über ein freies Volk gebiete, und dann wird er dessen Oberhaupt seyn, ohne daß man ihn Monarch nennen kann, denn er darf nicht nach Willkühr verfahren.

Aber Addison sagt Ihnen, daß solch ein Monarch, solch ein Oberhaupt nie in der Wirklichkeit anzutreffen ist. Ich halte mich an Hobbes. Unter zweien Uebeln wähle man das kleinste. Ein Volk ohne Aberglauben philosophirt, und Philosophen wollen nicht gehorchen. Ein Volk, um glücklich zu seyn, muß im Druck, Zwang und an der Kette gehalten werden.

Wenn Sie mich gelesen hätten, würden Sie die meine Schriften Beweise gefunden haben, mit denen ich darthue, daß der Aberglaube der größte Widersacher der Könige ist.

Ich habe Sie gelesen, gelesen und wiedergelesen, am fleißigsten dann, wenn ich von Ihrer Meinung abwich. Die erste Ihrer Leidenschaften ist die Liebe zur Menschheit. Est, ubi peccas. Sie macht Sie blind. Lieben Sie die Menschheit immerhin, aber nur so wie sie ist. Der Wohlthat bleibt sie unempfänglich, die Sie ihr zuwenden wollen. Sie machten das Menschengeschlecht nur unglücklich und bösartig, wenn es Ihre Wohlthat annähme. Drum lassen Sie ihm das Ungeheuer, von dem es verschlungen wird. Es ist ihm theuer und werth. Nie mußte ich mehr lachen, als wenn ich las, wie Don Quixote sich einbildete, er sey in der größten Verlegenheit, sich gegen

die Galerensclaven zu vertheidigen, denen er aus Seelengröße die Freiheit geschenkt.

Fühlen Sie sich frei in Venedig?

So frei, wie man unter einer aristokratischen Verfassung seyn kann. Die Freiheit, die England gibt, genießen wir nicht. Aber wir sind zufrieden. Meine Gefangenschaft z. B., von der sie gehört haben, war ein offenbarer Gewaltstreich. Allein ich wußte, ich hatte die Freiheit gemißbraucht, und in manchen Augenblicken mußte ich meine Verhaftung, bei der die gesetzlichen Förmlichkeiten übergangen waren, billigen.

Auf diese Art ist Niemand frei in Venedig.

Kann seyn! Aber gestehen Sie ein! um frei zu seyn, ist genug zu glauben, daß man es sey.

Das gebe ich nicht sogleich zu. Selbst die Mitglieder Ihrer Aristokratie sind nicht frei. Sie dürfen z. B. nicht ohne Erlaubniß verreisen.

Das Gesetz gaben sie sich selbst, welches sie daran hindert. Es sollte ihre Souverainität erhalten. Würden Sie den Berner unfrei nennen, weil ihn die Aufwandsgesetze binden? Er hat sich diese Gesetze selbst gegeben.

Voltaire wollte das Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen. Deshalb frug er mich, von wo ich herkomme.

Von Roches, antwortete ich. Die Schweiz zu verlassen, ohne den berühmten Haller zu sehen, hätte ich mir nicht vergeben können. Es ist mir ein Genuß, den großen Geistern der Zeit zu huldigen, und Sie haben das Gewürz dazu gegeben.

Herr von Haller wird Ihnen gefallen haben.

Drei herrliche Tage brachte ich bei ihm zu.

Ich gratulire deshalb. Er ist ein Mann, dem man sich beugen muß.

So denke auch ich. Sie lassen ihm Gerechtigkeit widerfahren. Ich beklage, daß er gegen Sie nicht gleiche Billigkeit übt.

Ha! ha! Sehr möglich irren wir uns beide. —

Alle beklatschten diese Antwort. Daß sie gleich bei der Hand war, gab ihr allein einen Werth.

Von Literatur hatte das Gespräch nun ein Ende. Ich blieb eine stumme Person, so lange Voltaire bei der Gesellschaft blieb. Dann empfahl ich mich der Denis, fragte sie um Aufträge nach Rom, und schickte mich zur Abreise an, nicht ohne Selbstgefühl wegen meines lezten Kampfs mit diesem Athleten, jedoch erfüllt von einigem Unmuth, der mich zehn Jahr lange zum strengen Beurtheiler alles dessen machte, was ich Altes und Neues aus der Feder dieses großen Mannes gelesen.

X.

Vermischte Gedichte.

1. Der Mensch. Ode an Lord Byron. Nach Lamartine, von O. Freiherrn von der Malsburg.
2. Assonanzen, von Wilhelm Müller.
3. Der Traum, Elegie, den Manen der Geschwister Theodor und Emma Körner geweiht, von Streckfuß.
4. Frühlingsliederstrauß von Helmina von Chezy.
5. Pipin der Kurze, Romanze von Streckfuß.
6. Ländliche Lieder von Wilhelm Müller.
7. An Otto v. d. Malsburg von Helmina.

1.

Vorwort.

Es ist bekannt, welches Aufsehen die Méditations poëtiques des Alphonse de Lamartine in Frankreich und England gemacht haben. Dort haben sie bereits sechs Auflagen erlebt, hier ist besonders die Ode an Lord Byron von brittischen Kritikern mit Beifall commentirt worden. In Deutschland hat Friedrich von Schlegel ein schönes Wort in der Concordia darüber gesagt. Bedeutend ist schon das Motto, das Lamartine seinen Dichtungen gegeben hat: Ab Iove principium, und noch bedeutender vielleicht, daß während sich das ernste Deutschland fast einer blinden Begeisterung für ein großes Talent in England hingab, die Stimme der Wahrheit so großartig und warm zuerst aus Frankreich ertönen mußte.

Von meiner Uebertragung sage ich nichts; ich weiß, was sie Gutes haben mag, und kenne auch ihre Mängel, ohne jedoch vor der Hand im Stande zu seyn diese zu verbessern. Ich habe den bei uns vielleicht zu sehr verschrieenen Alexandriner für den Ton des Ganzen angemessen gehalten, und wenn unserer Sprache der stolze Pomp der französischen unerreichbar bleibt, so gewinnt sie leicht wieder eine Innigkeit, die der Nachbarin abgeht und vielleicht den Sieg des Herzens über das Ohr entscheidet.

Der Mensch.

Ode an Lord Byron.

Nach Lamartine

von

Otto v. d. Malsburg.

Du, dessen Name noch ein Gegenstand der Zweifel,
Geheimnißvoller Geist, Mensch, Engel oder Teufel,
Sey Du des Lichts, Byron, der Finsternisse Sohn,
Lieb ist Dein Lied mir, lieb sein wilder Wunderton,
Wie man den Donner liebt, den Sturm, der heulend zischt,
Und im Gewitter sich zum Klang der Ströme mischt!
Die Nacht ist Deine Welt, der Schrecken Dein Gebiet,
Wie Flur und Hain der Aar, der Fürst der Wüste, flieht.
Er will, wie Du begehrst, nur schroffer Felsen Sitze,
Vom Winterschnee bereift, zerschellt vom Sommerblitze,
Von Schiffbruchstrümmern nur den Meerstrand überdeckt,
Von des Gemetzels Blut Gefilde schwarz befleckt,
Und während Nachtigall zu süßem Klagelaut
An stiller Wasser Rand ihr Nest in Blumen baut,
Fleugt er zum Horsten, zu des Alphorns grausem Gipfel,
Hängt über'n Abgrund hin sein Haus an Felsenwipfel,

Und dort, allein, umstarrt von zuckenden Gebeinen,
Umraucht von schwarzem Blut an tropfenden Gesteinen,
Schlürft er mit Wollustgier des Raubs entsetzlich Schrei'n,
Und schläft, vom Sturm gewiegt, in seinem Jubel ein.

Und Du, den Räubern gleich, so in den Lüften krächzen,
Byron, dein liebstes Lied ist der Verzweiflung Aechzen,
Dein Schauspiel ist das Graun, der Mensch dein Opferthier,
Dein Blick, wie Satans, mißt des Höllenpfuhls Revier,
Und fern von Tag und Gott hat deine Seel' der todten,
Der todten Hoffnung, ach, ein Lebewohl geboten!
Gleich Jenem, der da herrscht in Finsterniß und Graus,
Bricht jetzt dein Siegergeist in Leichenlieder aus;
Er jubelt, und dein Herz, vom Höllenton durchdrungen,
Hat laut ein Gloria dem Herrn der Nacht gesungen.

Doch wozu frommt der Kampf mit des Geschickes Mächten?
Kann die Vernunft empört mit dem Verhängniß rechten?
Ihr ward nur, wie dem Aug', ein enger Kreis gegeben.
Laß Augen und Vernunft, laß sie nicht weiter streben!
Jenseits flieht Alles uns, und Alles bleicht und schwindet,

Hier den beschränkten Raum hat Gott für dich gegründet.
Wie und warum? wer weiß? Aus seinen mächt'gen Händen
Wollt' Er die Welt, wollt' Er die Sterblichen entsenden,
Wie Er den Staub herab auf unsre Flur geweht,
Wie in der Lüfte Saum Er Nacht und Licht gesät;
Er weiß es, das genügt, der Weltenkreis ist Sein;
Und wir, was hätten wir? den heut'gen Tag allein!

Mensch seyn und wissen wollen, das ist unser Tod,
Nichtwissen, Dienen, das ist unsers Seyns Gebot;
Byron, das Wort ist hart; auch ich, ich schwankte lange;
Doch warum wurd' uns nur vor einer Wahrheit bange?
Ein Werk von Gott zu seyn, muß Dich vor Gott vertreten;
Dein göttlich Sclaventhum zu fühlen, anzubeten,
Im großen All der Welt, ein schwacher Staub hinfliegend,
Den eignen freien Sinn in seine Plane fügend,
Daß Kraft und Geist in Dir durch Ihn empfangen ist,
Und Ihn zu preisen nur, dadurch nur, daß Du bist,
Das, sieh', das ist Dein Loos! Ach, fern, Ihn anzuklagen,
Küsse das Joch, das Du zu brechen wolltest wagen,
Steig von der Götter Rang, vom Uebermuth ertrachtet;
Was wird nicht groß, nicht gut, am rechten Platz geachtet?
Im Aug' des Herrn, der die Unendlichkeit erschuf,
Wiegt das Insect, die Welt: ihm ward derselbe Ruf!

Doch das Gesetz, sprichst Du, empört gerechten Sinn,
Seltsame Willkühr nur erblickt Dein Geist darin,
Ein Spiel, wo die Vernunft bei jedem Schritt gebricht, —
Gesteh'n wir's ein, Byron, doch richten wir es nicht!
Wie Du fühl' ich Vernunft von Dunkel überfließen,
Und nicht ist es an mir, die Welt Dir zu erschließen.
Enthülle Dir das All der Herr, der es geboren,
Je tiefer, ach, ich späh', je mehr bin ich verloren.
Hienieden ist der Schmerz nur an den Schmerz gereiht,
Dem Tage folgt der Tag, und Leiden folgt dem Leid.
Der Mensch; maßlos im Woll'n, in der Natur beschränkt,
Ist ein gefall'ner Gott, der noch des Himmels denkt.
Ob er vom alten Reich des Ruhms verstoßen wanke,
Und lebend in ihm sey verlor'nen Heils Gedanke,
Ob seiner Sehnsucht Gluth, die nie ein Maß ergründet,
Von künft'ger Hoheit ihm in leiser Ahnung kündet,
Das Räthsel bleibt der Mensch, abtrünnig und beengt.
Im Sinnenkerker hier auf Erden eingezwängt,
Fühlt er, der Sclav, ein Herz zur Freiheit nur geboren,
Und glaubt im Elend sich zur Seligkeit erkoren.
Er will die Welt durchschau'n, und ach, sein Aug' ist trübe,
Zerbrechlich, was er liebt, und ewig seine Liebe!
Ein jedes Leben gleicht der Flucht vom Paradies,
Ein Jeder ihm, den Gott aus Edens Garten stieß,
Wie trüb' er rückwärts blickt nach dem geliebten Orte,
Und weinend niedersitzt an der verbotnen Pforte.
Da hört er noch von fern der Gottesheimath süßen,

Melod'schen Seufzer, noch der ew'gen Liebe Grüßen,
Des Glückes Wonneton, den Chor der Engel klingen,
Die, all' im Schooß des Herrn, ihr Lob dem Höchsten bringen,
Und peinvoll reißt er sich vom Himmel los, sein Blick
Fällt schaudernd vor sich hin auf's nächste Mißgeschick.

Weh', wer tief hier herab gebannt das Leben führt,
Wenn je sein Ohr der Klang der holdern Welt berührt!
Wie sie vom Nektar hat des höchsten Seyn's geschmeckt,
Fühlt vom gemeinen Seyn Natur sich abgeschreckt;
Nun in die Möglichkeit versenkt sie sich im Traum,
Die Wirklichkeit ist eng, doch jene sonder Raum.
Die Seele bettet sich mit ihren Wünschen dort,
Stillt ihres Wissens Durst, schöpft Liebe fort und fort;
Sie schwimmt in einem Meer von Schönheit und von Licht,
Der Mensch in süßer Gluth fühlt aber löscht sie nicht;
So schöne Bilder stehn um seinen Schlummer her,
Und wie er dann erwacht, kennt er sich selbst nicht mehr.

Ach, dieses Loos ward Dir und mir auch zugewogen!
Einst hab' auch ich wie Du den Giftkelch ausgesogen;
Mein Auge wie das Dein' erschloß sich zum Erblinden;
Umsonst hab' ich gesucht des Weltalls Wort zu finden.
Allwärts um ihren Grund befragt' ich die Natur,
Um ihren Zweck befragt' ich jede Creatur,
In's Grundlos des Abgrunds hat sich mein Blick gewagt,

Vom Sonnenstaub zur Sonn', ich hab' es all' gefragt;
Voraus eilt' ich der Zeit, rückwärts klomm ich die Zeiten,
Im Durst des Wissens sah man Meere mich durchschreiten, —
Doch ist die Welt dem Stolz nur ein geschloßnes Buch!
Wenn ich in's Leblose zu bringen Sehnsucht trug
Und mit der Seele floh zum Schooße der Natur,
Da glaubt' ich sie zu sehn, der dunkeln Sprache Spur;
Ich lernte das Gesetz, nach dem die Himmel kreisen,
Die goldnen Wüsten dort ließ Kepler mich durchreisen,
Ich saß und sann am Schutt der Reiche, so versanken,
Der heil'gen Grüfte Nacht sah Roma mich durchwanken,
Der Sel'gen Staub hab' ich die kalte Ruh' entzogen,
Und Heldenaschen still in meiner Hand gewogen.
Wie fragt' ich dann die Hand voll eiteln Staubes oft
Nach der Unsterblichkeit, die, was da sterblich, hofft!
Was sag' ich? über's Bett der Sterbenden geneigt,
Späh' ich, ob sie sich im gebrochnen Auge zeigt!
Auf Gipfeln, dunkelschwarz von ew'gen Wolkenhüllen,
Auf Wogen, tiefgefurcht von ew'ger Stürme Brüllen,
Mit Trotz rief ich sie auf, der Elemente Wuth!
Dann, der Sibylle gleich in ihrer heil'gen Gluth,
Vermeint' ich, die Natur in diesem Ringen, Dröhnen,
Lass' ein Orakel wohl in unsre Ohren tönen.
Wie gern vertieft' ich mich in solch ein finstres Grausen!
Umsonst in ihrer Ruh', umsonst in ihrem Brausen
Sucht' ich des Räthsels Sinn, nie konnt' ich ihn ergreifen,
Gott fand ich überall, doch nirgends zu begreifen!
Gutes und Böses sah ich ohne Wahl und Plan,
Entfallen seiner Hand, besä'n des Lebens Bahn
Das Beßre fand ich stets bezwungen von dem Bösen,

Und schmäht' ein Räthsel dann, das ich zu schwach zu lösen;
Doch mein Geschrei zerbrach am Himmel hart wie Stahl,
Und reizte das Geschick zur Rache nicht einmal.

Doch als ich eines Tags, in Schmerzen eingetaucht,
Mein läst'ges Klagen lang dem Himmel zugehaucht,
Ließ eine Helligkeit in meine Brust sich nieder,
Und löste mir den Fluch in milden Segen wieder.
Mit Lust wich ich dem Hauch, aus dem Begeistrung thaute,
Der Hymnus der Vernunft entschwang sich meiner Laute:
— „Preis Dir und Ruhm! in Zeit und Ewigkeit Dir Preis!
Dir, ewige Vernunft, Dir, höchster Wille, Preis!
Dir, dessen Gegenwart das Weltall anerkennt,
Dir, dessen Daseyn uns ein jeder Morgen nennt!
Hernieder kam auf mich Dein Schöpferodem mild,
Und ich, ein Nichts vorher, ich stand vor Dir, Dein Bild!
Ich kannte Deine Stimm', eh' ich mich selbst erkannt,
Da, gleich zur Lebenspfort' hab' ich mich rasch gewandt:
Hier bin ich; sieh, das Nichts grüßt Dich im blauen Dom!
Hier bin ich; doch was bin ich? denkendes Atom!
Wer mißt von mir zu Dir den grenzenlosen Raum?
Mir, der in Dir nur haucht des Daseyns flücht'gen Traum,
Mir, unbewußt mir selbst, geformt nach Deinem Sinn,
Was schuldest Du, Herr, wenn ich nicht geboren bin?

Nichts vor, nichts nach der Zeit; Ruhm denn der höchsten Huld,
Wer Alles sich nur dankt, steht nur in eigner Schuld!
Freu', hehrer Meister, Dich des Werks von Deinen Händen,
Ich bin um Dein Gebot gehorsam zu vollenden:
Gebeut, verordne, schaff'; im Raum und in der Zeit
Weis' Tag und Platz mir an zu Deiner Herrlichkeit;
Mein Wesen, ohne Klag' und ohne Dich zu fragen,
Eilt seiner Stelle zu, und schweigt und wird nicht zagen,
Wie Deinem Schatten, der sie führt, die goldnen Globen
Folgen durch luft'ge Au'n, Dich lieben und Dich loben.
Ob in die Nacht verlor'n, ob in das Licht versenkt,
Gleich ihnen will ich gehn, wohin Dein Finger lenkt.
Ob ich erwählt von Dir, der Welt mein Licht zu weihen,
Abstrahl' den Glanz auf sie, den Du mir wolltest leihen,
Von stolzer Dienerschaar umleuchtet, mich erschwinge,
Und Eines Schritt's das All, der Himmel All durchdringe;
Ob weit von Dir gebannt, gar weit von Deiner Nähe,
Ein unbekannt Geschöpf, ich nichts vor Dir mich sehe,
Als an dem Rand des Nichts ein fast vergeßner Staub,
Gran eines Staubes nur, für jeden Wind ein Raub, —
Stets preisend mein Geschick, das Werk, das Dir gefallen,
Will ich Dir überall die gleiche Huld'gung lallen;
Mein Theil erfüll' ich hier mit gleicher Liebe Fleiß,
Und wo Vernichtung starrt, ruf' ich noch: Preis Dir, Preis!"

„So hoch nicht, noch so tief, du schlicht Gebild
von Lehm!
Mein End' ist ein Myster, mein Schicksal ein Pro=
blem;
Ich gleich', o Herr, dem Stern am nächt'gen Him=
melszelt,
Der auf der dunkeln Bahn, wo ihn Dein Finger hält,
Auf einer Seite dort in ew'ger Klarheit funkelt,
Und mit der andern hier in Todesschatten dunkelt.
Die Menschheit ist der Punct, worin der Allmacht
Hand
Die beiden Enden, ach, des Endlosen verband.
Auf jeder Stufe sonst, wohl minder schmerzenvoll,
Wär' ich vielleicht — doch nein! ich bin was ich
seyn soll:
Ich bete blindlings an, was Deine Weisheit thut,
Preis Dir, der Du mich schufst! denn was Du schaffst,
ist gut."

— „Doch, nieder schon gedrückt von meiner
Fessel Last,
Reißt mich vom Nichts zum Grab ein Schicksal, das
mich haßt,
Auf ungebahntem Steg geh' durch die Nacht ich hin,
Weiß nicht wohin ich geh', weiß nicht, woher ich bin;
Umsonst ruf' ich zurück die Jugend, die verflossen,
Der Fluth des Stromes gleich, schon trüb' im Quell
ergossen!
Preis Dir! das Unglück schon an meiner Wiege stand,
Ein Spielwerk, däuchte mir, ergriff mich Deine
Hand,
In Thränen aß ich von des Kummers Brot, vom
Borne
Der Trübsal tränktest Du mich, Herr, in Deinem
Zorne!

Preis Dir! ich rief zu Dir, kein Wort gabst Du zurück,
Ich senkte schwer zum Grund den tiefbeschämten Blick,
Ich sucht' im Himmel auf des Rechtes Sonnenflammen,
Sie strahlten mir, o Herr, doch nur, mich zu verdammen!
Preis Dir! die Unschuld schien Dir strafenswerth zu seyn:
Ein einzig Wesen blieb auf Erden mir allein,
Du wolltest selbst zur Lust uns unsern Tag verweben,
Es war ihr Herz mein Herz, ihr Leben war mein Leben,
Wie eine Frucht noch grün von ihrem Zweig gepflückt,
Sah' ich sie vor der Zeit von meiner Brust geknickt!
Der Schlag, mir zugedacht zu meiner größten Pein,
Traf langsam sie, um nur mir schmerzlicher zu seyn;
Im sterbenden Gesicht, dem Buche meiner Noth,
Sah' ringen ich im Kampf das Leben mit dem Tod;
Ich sah' die Lebensflamm' in ihren holden Blicken
Allmählig durch die Hand des Untergangs ersticken,
Dann noch beim Liebeshauch erglühn von Lebenswonne.
Ich sagte jeden Tag: Noch einen Tag, o Sonne!
Ja, dem Verbrecher gleich, gehüllt in Nacht und Trauer,
Der bebend niederstieg in düstrer Grüfte Schauer,
Und, wenn der letzte Schein der Fackel von ihm flieht,
Sich auf die Lampe beugt und sie verlöschen sieht,
Wollt' ich der Seele Flug noch hemmen im Verglimmen,
Und suchte sie noch auf in ihres Blicks Verschwimmen!
Der Seufzer, o mein Gott! verweht' in Deine Brust,
Und mit ihm aus der Welt flog Hoffen mir und Lust!
Vergib dem bittern Schmerz, o Herr, ein herbes Wort!

Ich wagt' es, ich bereu'! Preis, Preis dem Herrn und Hort!
Zum Fließen schuf er Fluth, den Sturm, um zu verderben,
Zum Brennen Sonnengluth, den Menschen, um zu sterben."

— „Wie wohl hab' ich erfüllt denn meines Daseyns Pflicht!
Die leblose Natur gehorcht und weiß es nicht;
Ich nur, ich finde Dich in des Nothwend'gen Lauf
Und opfre liebevoll Dir meinen Willen auf;
Ich nur gehorche Dir und weiß, daß ich gehorche,
Ich nur gefalle mir, indem ich Dir gehorche;
Ich freu' mich überall und allzeit zu erfüllen
Die Satzung der Natur und meines Gottes Willen;
In jeder Fügung ehr' ich Deiner Weisheit Tiefe
Und liebe Dein Gebot, wie schwer es auch mich prüfe.
Preis Dir und Ruhm, Preis Dir! schlag zu, vernichte mich,
Du hörst nur Einen Schrei: Preis, Preis Dir ewiglich!"

So stieg mein Lied hinan zum himmlischen Gewölbe;
Ich gab dem Himmel Heil, der Himmel mir dasselbe.
Still, o mein Saitenspiel! und Du, in dessen Händen
Es steht, das warme Herz der Sterblichen zu wenden,
Komm, Byron, Wohllautström' entlock' ihm Deine Macht,
Denn für die Wahrheit nur hat Gott den Geist gemacht.
Zum Himmel laß den Schrei, Sänger der Hölle, dringen!
Der Himmel neidet wohl der Finsterniß Dein Singen!"
Es fällt vom Lebenslicht, durch Deine Stimm' erfacht.

Vielleicht ein Strahl hinab in Deiner Seele Nacht,
Vielleicht daß sich Dein Herz, bewegt von heil'gem Drange,
In süßen Frieden wiegt mit Deinem eignen Sange,
Daß, wenn ein Blitz von dort die ew'ge Nacht durchschießt,
Auf uns Du gießen wirst das Licht, das Dich umfließt.
Ach, seufzte Deine Laut', erweicht durch Deine Thränen,
Je unter Deiner Hand ein Lied von Deinem Sehnen,
Wenn du vom tiefen Schooß der ew'gen Schattenhallen
Die Flügel schütteltest als Engel, der gefallen,
Wenn Du zum Lichte dann den hellen Aufschwung nähmest,
Und der Geweihten Chor Dich anzureihen kämest,
Nie hätt' im Himmelsdom der sanfte Wiederhall,
Nie, die Gott selber hört, der goldnen Harfen Schall,
Nie, nie der Seraphim melodisch süßer Chor
Mit herrlicherm Accord entzückt des Himmels Ohr!
Muth, Du gesunknes Kind von göttlichem Geschlechte,
Du trägst an Deiner Stirn des stolzen Ursprungs Rechte!
In Deinem Aug' erkennt ein Jeder, der Dich sieht,
Den Strahl vom Himmelsglanz, den Finsterniß umzieht!
Erkenne Dich, Dich selbst, Du König ew'ger Lieder!
Den Söhnen nur der Nacht gieb Fluch und Läst'rung wieder,
Verschmäh' den Opferdampf, den falsche Tiefe streut,
Es gibt ja keinen Ruhm, den nicht die Tugend beut.
In Deinem ersten Glanz, komm, heb' Dich aus dem Nichts
Zur reinen Kinderschaar des Ruhmes und des Lichts,
In die Gott selbst gehaucht den herrlichsten der Triebe,
Und die er schuf zum Lied, zum Glauben und zur Liebe!

2.

Assonanzen.

Von

Wilhelm Müller.

---

1. Der Liebe Jahreszeit.

Draußen tobt der böse Winter,
Und die Blumen, die er knickte,
Malt er höhnisch an die Fenster
Mir in bleichen, starren Bildern.
Winter, stürme nur und brause!
Machst mich doch nicht mehr erzittern.
Denn aus meines Herzens Grunde
Lass' ich einen Frühling sprießen,
Den der Schnee nicht kann bedecken,
Den das Eis nicht macht gefrieren,
Einen Frühling, dessen Sonne
Ist das Auge meiner Liebsten,
Dessen Luft und Duft ihr Odem,
Dessen Rosen ihre Lippen,
Und ich schweb' als Nachtigall
Drüber hin mit meinen Liedern.

2. Der Liebe Zeit.

Wolle mich nicht immer fragen,
Mädchen, ob ich werde lieben;
Frage nicht nach andern Zeiten,
Denn ich weiß ja nur von diesen
Unerschöpflich sel'gen Tagen,
Die ich leb' in deiner Liebe.
Wenn mein Arm dich hält umschlungen,
Herz an Herz und Lipp' an Lippe,
Kenn' ich nicht der Zeiten Scheidung —
In einander fühl' ich rinnen,
Was die Zukunft weiß zu träumen,
Was Vergangenheit im Spiegel
Der Erinnerung kann zeigen,
In dem einen Augenblicke,
Wo im Abgrund ew'ger Liebe
Meine Sinnen untersinken.

---

3. Nachtwandlerin Liebe.

Holde Träume, ausgeträumte,
Die ihr schwebend um mein Lager,
Schon zu trüben, matten Flimmern
Der Erinnerung erkaltet,
Doch mit heißem Liebeszauber
Noch mich angefesselt haltet!
Meine Augen schließ' ich wieder,
Lasse meine Schläfe fallen
Wieder auf die Kissen nieder —
Herz, und willst denn du nicht schlafen?
Schlafen kann ich nicht vor Freude,
Und vor Leid kann ich nicht wachen —
Laßt mich, wie nachtwandelnd, schleichen
Auf der Liebe stillem Pfade,
Und daß Keiner, weil mein Auge
Offen ist, mich ruf' bei Namen!

---

4. Der Liebe Morgenröthe.

Seh' ich deine Wangen glühen
Rosenroth vor meinen Blicken,
Scheint es mir wie Morgenröthe,
Morgenröthe deiner Liebe,
Die den Tag mir will verkünden.
Schlage nieder deine Blicke,
Daß die Sonne nicht vertreibe
Allzuschnell der Dämmrung Flimmer!
Muß sie ohne Abendröthen
Doch in ihre Nacht versinken.

3.

Der Traum.

Elegie,
den
Manen der Geschwister
Theodor und Emma Körner
geweiht *)
von
Streckfuß.

Wohin bin ich entrückt? Fremd ist die Gegend — Ich selbst mir
Fremd! — Ist's Lieb', ist's Haß, was mir im Busen sich regt?
Ist es Trauer? Ist's Lust? Und welche Wundererscheinung
Um mir in fremder Natur, Ruh' und Empörung zugleich?

*) Dies Gedicht entstand im März 1815, als die Nachricht, die geistreiche und liebenswürdige Emma Körner sey ihrem Bruder in's Grab gefolgt, in Dresden, dem damaligen Wohnorte des Verfassers, jedes Gemüth erschütterte. Es

Ist es Abend, ist's Morgen? Wie mischen zweifelnd die Lichter
Sich mit schauriger Nacht, siegend und wieder besiegt!
Wild durchbrausen Stürme die Luft — es wogen die Wolken
Im unendlichen Kampf gegen einander heran.
Dort aufthürmt die eine sich schwarz — sie schwindet zerstoben —
Und aus kleinem Gewölk baut sich ein neues Gebirg.
Wilde Bewegung am Himmel, und irrhinschwindende Strahlen —
Sendet der Mond sie, die Sonn'? — hellen die Gegend umher.
Schwankend erscheinen mir dort die leitenden Lichter der Sterne,
Selber des Poles Gestirn bebet auf ewigem Platz.
Weithin ziehet ein Streif, blutroth, gleich Wellen des Feuers,
Ueber die Wolken hinweg, breiter und breiter gedehnt.
Aber wie er sich senkt nach dem fernen Saume des Himmels,

---

wurde in eine Sammlung mehrerer durch dieselbe Veranlassung erzeugten Gedichte, die unter dem Namen: „Das Geschwister-Grab zu Wöbbelin," gedruckt wurden, mit aufgenommen. Da aber diese Sammlung nur als Manuscript für Freunde behandelt worden und gar nicht in's Publicum gekommen ist, so findet sich der Verfasser bewogen, es hier mitzutheilen.

Schwindet der blutige Schein lieblich in rosiger Gluth.
Dort, nicht wirklich noch, verkündiget, seh' ich die Eos,
Erst der dämmernde Schein ist's von der Lieblichen Blick.
Dort an dem fernesten Saum ist Ruh, und dort auch allein nur,
Unten auf Erden noch tobt wild, wie am Himmel, der Sturm.
Felsen stürzen, es kracht der Pallast, es fallen die Hütten,
Und entwurzelt liegt schrecklich verworren der Wald.
Schaaren irren umher, die einen jammernd, die andern
Selbst entbrannt in der Wuth, welche das Ganze bewegt.
Unter Allen schwanket der Grund — da faßt es mich mächtig,
Trostlos treibet auch mich in die Zerstörung die Wuth.
Aber sieh', was schimmert mir dort aus der Mitte der Felder?
Aus der irrenden Nacht scheinet ein rosiger Glanz;
Glanz, wie am fernesten Saum — doch heller, lieblicher, höher,
Dorther tönet ein Laut süß durch das wilde Gebraus.
Und mich ziehet dahin des Herzens unendliche Sehnsucht,
Aber heilige Scheu fesselt den strebenden Tritt.
Doch ich nahe — da glänzt im rosigen Schimmer ein Eichbaum,
Drunter ein Grab, es erhebt drauf sich ein eisernes Mahl.

Und es bringet nicht her der Windsbraut wüthendes Tosen,
Lieblicher Lüfte Hauch wehet im flüsternden Laub,
Heller und rosiger wird's um das Grab — es gestaltet der Schimmer
Sich allmählig, in mir weichet das Grauen der Lust.
Sieh' es entfalten sich schön zwei glänzend hohe Gestalten
Und umwandeln das Grab, schwebend in himmlischer Ruh.
Und es ertönt Gespräch, gleich fernen Tönen des Waldhorns,
Dem in der Mondennacht Flötengelispel sich eint;
Nicht ertönt es dem Ohr, doch wiederhallt es im Herzen,
Und erhebet den Sinn über den irdischen Drang:
„Wieder sind wir vereint, o Schwester, theure, geliebte,
Wie im Leben so hier, wo nun das Leben sich lohnt,
Wo, was im dämmernden Trieb wir gefühlt, in schöner Erkenntniß
Vor uns steht, ein Gebild, wie es die Ahnung gezeigt,
Dort nur klein und schwach; im irr verschwebenden Umriß,
Hier in klarer Gestalt, lieblich und herrlich und groß. —
Als ich die tobende Welt nun erkannt, die schnöde Verruchtheit
Die in chaotischer Nacht wollte vertilgen das Licht,
Das, im Herzen entglüht, den Sterblichen euchtet als Leitstern,

Welcher zum heimischen Land zeige dem Pilger den Pfad,
Als ich verglich, was außen geschah, mit dem inneren Leben,
Das mir ein gütiger Gott tief in den Busen gehaucht,
Das ich wieder verkündet den Menschen in reichen Gesängen,
Sieh', da erwacht' ein Drang mächtig in wogender Brust,
Zu begründen das Maß im wildverworrenen Chaos,
Einzusetzen das Recht wieder auf heiligen Thron,
Zu erschaffen nach aussen, was mir im Innersten lebte,
Daß sich ein künft'ges Geschlecht möge der Schöpfung erfreun.
Und ich fand von gleichem Drang der edelsten Männer
Viel' entzündet, vereint gleich dem gewaltigen Strom,
Welcher mit Pracht hinzieht zu des Meeres unendlichen Weiten,
Und in der heiligen Fluth gerne sich selber verliert.
Also verloren wir uns im Oceane der Menschheit,
Unsrer nicht denkend, daß ihr werde die Füll' und die Kraft.
Und, ich Sei'ger, mir hatte verliehn zu dem fröhlichen Muthe,
Zu dem kräftigen Arm, zu der lebendigen That,
Gütig ein Gott das begeisternde Wort — zu dem Schwerte die Leyer;
Wo sie tönte, da sproß herrlich mein Leben empor.
In der fremden Brust — der Thäter eigener Thaten,
Ward ich der Schöpfer zugleich fremder erfreulicher That.

Also waltet' ich hehr in des Krieges wildem Getümmel,
Sah begeistert hinaus nach dem ersehneten Ziel.
Nimmer wanket' ich bang beim Donner der Todesgeschosse,
Denn ich wußt' es, nur Tod führet das Leben hervor.
Und schon sah' ich am fernsten Saum die Verkünderin Eos,
Hold verkündigt, aus Blut dämmert' ein liebliches Schein,
Da ereilete mich das Todesloos — es entstürzte
Aus dem erschlaffenden Arm mir das geweihete Schwert.
Aber wie mein Blut nun entrann, mit dem Blute die Kraft sank,
Wie das irdische Licht losch vor dem Blicke des Augs,
Höher empor stieg da die verkündete Morgenröthe
Vor dem innern Gemüth, wallet' im magischen Licht
Zu dem Seligen her, umfing ihn himmlisch — es hob sich
An dem reinen Gewölk' herrlich die Sonne herauf.
Und es ertönete mir Verkündigung — mächtig wie Donner,
Doch nicht schrecklich, denn stark fühlt' ich den inneren Sinn.
„Wie du vollendet die That, die dein war, also auch folge
Die Vollendung des Werks, das du mit Andern begannst.
Fern noch ist sie, noch wanken der Menschen leitende Sterne,
Selber der Pol in der Brust wanket dem ird'schen Geschlecht.

Aber der Sturm wird neu ihn befestigen — Sichere Bahnen,
Schönere findet auch bald jegliches andre Gestirn.
Aus der Kräfte gährendem Streit entwickle die Kraft sich,
Aus der Kraft sich die Ruh, dann aus der Ruhe das Glück.
Daß es besteh', entfalt' aus der Rechte zweifelndem Streite
Sich das Recht — aufblüh' aus der Zerstörung der Reiz
Himmlischer Schönheit — er breite vom hoch erregten Gemüth' aus
Ueber die Erde sich hin, wie der gefeierte Lenz.
Einstens erwachen wird aus schwerem Traume die Menschheit,
Und wird staunen dem Ziel, dem sie sich träumend genaht.
Denn was wilde Verwirrung erscheint, ist mächtiges Schreiten
Vorwärts zum fröhlichen Ziel, welches du, Sel'ger, erreicht." —
Also ertönete mir die Verkündigung — selig beflügelt
Hob ich zum Himmel mich auf, höher und höher empor,
Wo nicht wanken die Stern' in ihren ewigen Kreisen,
Wo die Ordnung, das Maß, hold mit der Freiheit sich paart.
Aber, was Schönes ist in dem Menschenherzen, es blieb mir,
Liebe, die himmlische, blieb, führte zum Grabe mich her,
Wo mein Gebein die Freunde bestatteten — liebliche Schwester,
Sey mir gegrüßet denn hier, frei auch von irdischem Drang."

Also redete froh der schimmergestaltete Jüngling,
Aber die Jungfrau sprach flötend dem Herrlichen zu:
„Was du Hohes gethan, was Hohes geahnet, ich trug es
Ernst im innern Gemüth, wirkend in ruhender Kraft,
Wenn nicht in That der Gewalt ausbricht die Gesinnung der Jungfrau,
Wirkt doch herrlich auch sie nach dem ersehneten Ziel,
Als des heiligen Feuers Bewahrerin — und es entzündet,
Welcher der Stillen sich naht, sich an dem Worte, dem Blick —
In des Hauses engem Bezirk' erkannt' ich die Menschheit,
Ihre Leiden und Schmach und ihr vollendetes Bild;
Sah nach ihm dich ringen mit Kraft: — mit muthigem Herzen
Folgt' ich dem Ringenden nach in die Gefahren der Schlacht.
Festen Blickes auch folgt' ich dir nach zum Tode des Siegers,
Brach nicht der feste Sinn, brach doch das liebende Herz.
Sehnsucht faßte mich an nach dir, nach deiner Vollendung,
Und in dem Sehnen ging schöneres Leben mir auf.
Mir auch am fernesten Saum erschien die Verkünderin Eos
Erst verkündigt, und stieg holder und rosiger auf,

Bis sie mich ganz umfing, als nun die Glieder sich
lös'ten,
Bis mir, mit dir vereint, herrlich die Sonne
nun schien.
Mir auch ertönte hohe Verkündigung — süßes Ge-
bot auch,
Welches dem Herzen der Fraun eignet — der
Liebe Gebot.
Dort in der schaurigen Nacht noch wandeln unsre
Geliebten,
Schauriger ward sie, als uns Beide der Schim-
mer umfloß.
Aber gestattet ist's den seligen Geistern, zu nahen
Den Geliebten, zu wehn Trost in das trauernde
Herz,
Nicht erkannt von dem äußern Sinn, doch im In-
nern empfunden,
Wenn dort wunderbar hold himmlische Freuden
erblühn." —
Also redete froh die schimmergestaltete Jungfrau.
Plötzlich in rosigerm Schein glänzte das herr-
liche Paar,
Denn durch des Sturmes Wuth, der nah dem heil'-
gen Bezirke
Tobte durch irrende Nacht, über den wankenden
Grund
Schreitet daher ein ernstes Paar, nicht achtend des
Tobens,
Würdig in Trauer, den Blick thränend zu Boden
gekehrt,
Und sie theilen die theure Last schmerzdeutender Urne,
Nach dem Grabmahl ziehn langsam die Trauern-
den hin.
Aber wie sie nun nahn dem Orte der Ruhe, des Glanzes,
Fällt auf der Ernsten Gesicht freundlich der rosige
Schein.

Und es schweben den Aeltern die Seligen liebend entgegen,
Hauchen auf sinnige Stirn leise den geistigen Kuß,
Nicht erkannt von dem äußeren Sinn, doch im Innern empfunden,
Denn in jeglichem Zug blühen die Freuden empor.

Also träumt' ich schön, und erwacht' im Glanze der Eos,
Welche die rosige Hand streckt' in das himmlische Blau.
Und des Frühlings erster Hauch durchwehte die Lüfte,
Knospen entfalteten sich, üppig ergrünte die Saat.
Lerchen schwangen sich auf in die reinen Lüfte des Himmels,
Jubelnd tönet' ihr Lied auf die Gefilde herab.
Muthig rafft' ich mich auf — hinaus in die Zauber des Lenzes,
Selig erregt vom Gebild, das mir im Träumen erschien.
Und ich rief: Ihr Knospen, o schwellt, ergrünet, ihr Saaten,
Blumen, o duftet im Reiz, jubelt ihr Lerchen herab.
Denn sie kommt, die schönere Zeit — mag immer der Sturm noch
Tosen im Leben, sie kommt langsam, doch herrlich, uns nah.
Manche Blüthe verwelkt, zerstampft wird mancher der Halme,
Unbeachtet auch wird manche der Blumen vergehn,

Aber die reiche Frucht ist gewiß — es verberge das Laub sie,
Bis sie gezeitigt erscheint labend nach peinlicher Müh.
Wie in Hesperiens glücklichen Au'n mit den Früchten die Blüthen
Prangen auf einem Ast, also geschieht es dereinst,
Daß mit der Fülle, der Ruhe, der Kraft, auch die himmlische Schönheit,
In dem Gemüthe gezeugt, ziere die selige Welt.

4.

Frühlingsliederstrauß

von

Helmina von Chezy.

1.

Was wollt' ich denn? nicht weiß ich's mehr,
Und werd' es kaum noch innen!
Ich wollte nur denken hin und her,
Ich wollte nur träumend sinnen!

Die Morgenluft so klar und rein,
Die Himmelsstrahlen so golden,
Und fern so licht im Frühlingsschein
Die blühenden Auen, die holden!

Und alles Leben um mich her
In süßer Feier der Frühe —
Wer sagt, wovon mein Herz so schwer?
Wer sagt, was ich so glühe?

2.

Es ist so still, es ist so schön,
So grün das Thal, so licht die Höh'n,
Mir ist so wohl, mir ist so bang,
So war mir's nie mein Leben lang!

So mild die Thrän' und still und weich,
Das volle Herz so schwer und reich,
Mein Blick zerfließt im Frühlingsglanz,
Die Berge sind ein Blüthenkranz.

Die Schiffe ziehn auf lichter Bahn,
Der leichte Kahn wogt wie ein Schwan,
Von Lieb und Lust die Brust so schwer
Ziehn Vöglein doch so leicht einher.

O Frühling, blühend Freudenreich,
Was ist wohl deinem Walten gleich?
Wie sich's bei Lieb' und dir vergißt,
Daß Erde nicht der Himmel ist!

3.

Frische Lieder, frisches Herz,
Lieder, ach! was könnt ihr singen,
Thränen, ach! was könnt ihr ringen,
Seyd ihr Wonne? Seyd ihr Schmerz?

Fahr' hin, du Frühlingshoffen,
Fahr' hin, du Blüthenlust,
Ein Pfeil hat dich getroffen,
Recht in die tiefste Brust.

Fahr' hin, du Blumenschöne,
Nun Licht und Labung fern,
Verhallet, sanfte Töne,
Erlisch, mein süßer Stern!

Als du mir noch gefunkelt,
Wußt' ich von Kummer nicht,
Du schwandest, Alles dunkelt,
Mein Herz in Thränen bricht.

O, kenne nie mein Leiden
Dein Licht, nur mir verhehlt,
Muß nichts von Wonne scheiden,
Womit dein Blick beseelt!

6.

Nun wird die Wange blaß,
Nun wird mein Auge naß,
Nun schmilzt mein Herz in Weh'n,
Als müßt' ich drin vergehn,
Nun Alles ist so bang,
Herz, ach warum so krank?

Blüh'n nicht die Wipfel all,
Singt nicht die Nachtigall,
Siehst nicht, wie wonnig bebt
Alles, was liebt und lebt,
Athme nun süße Ruh,
Lebe und blüh' auch du!

7.

Könnt' ich durch Räume fliehn,
Könnt' ich wie Träume ziehn,
Wär' ich bei dir!
Wär' ich die Nachtigall,
Säng' ich all überall
Nur dir, nur dir!

Wär' ich der Morgenschein,
Bald wollt' ich bei dir seyn,
Küßte dich wach!
Wär' ich die Maienluft,
Säuselt' ich dir im Duft
Wonniges Ach.

Schmiegt' an die Lippen mich
Inniglich, seliglich,
Sterbend im Kuß —
Ach! daß ich fern von dir
Ach! daß ich ewig hier
Einsam seyn muß!

8.

Ich bin so reich in deinem Angedenken,
Daß ich mich nimmer kann ganz einsam nennen,
Nur wenn ich ganz mich kann hinein versenken,
Vergeß ich es, daß Thal und Fluth uns trennen
Will mir die Welt die eitlen Freuden schenken,
Ich fliehe sie, und mag sie nimmer kennen,
Welt, Himmel, Lenz und Liebe sind vereint,
Wo mir dein Bild, ein süßer Stern, erscheint.

9.

Sind meine Thränen wieder mein,
So ist auch mein die Lust.
Des Sehnens Wonne, Glück der Pein,
Ist wieder mir bewußt,
Der Liebe süßes Leben blüht
In Thränen himmelan,
Es faßt kein Herz, es nennt kein Lied,
Was ich nicht sagen kann!

Und mußt du, Herz, so bange seyn,
So bang und Muth-durchglüht,
Da wonniglich im Abendschein
Der Strom als Rose blüht?
Die Berge stehn im Dunkel tief,
Im Strom der Lichtquell ruht,
Denn Liebe, süße Liebe rief
Den Himmel in die Fluth.

So blühet auch mein Herz im Licht
Vom reinsten, liebsten Bild,
Hüllt Erde sich in Schatten dicht,
Erglänzt's in Liebe mild,
Und muß der letzte Strahl verglühn,
Der es so selig macht,
So wird es dort im Lichte blühn,
Wo nimmer weilt die Nacht!

5.

Pipin der Kurze.

Romanze
von
Streckfuß.

„Der Stärkste soll König der Starken seyn,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weihn,
Zu Childerich sey er verstoßen!"

So murmelt's frech und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen.
„O seht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist Er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!"

„Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kameele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall an's Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle."

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend gen Welschland ziehn,
Ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weisen Gedanken.
„Sey heut des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken."

„Herbei gebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm stellen!" —
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balcon — Da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz' und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schaun, wie die Krallen uns packen!

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen.
Und der Thiere König, er schreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrein,
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reih'n,
Laut gähnend, und strecket sich nieder.

Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit diesem getraut,
Den nenn' ich den ersten der Sieger."

Und ein Zischeln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leise.
Bald, wie wenn stärker und stärker beschwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich empor tritt Gerhardt vom Stern,
Der frechste der frechen Kumpane:
„Der Vortanz verbleibe dem König' und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir lassen dir's gern.
Herab von dem sichern Altane!"

„So sey's!" spricht Pipin, und sich schwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balcon herab auf den sandigen Platz.
„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz!
Auf, König, dich fordert ein König!"

Und schlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Aufschnellt der Leu, wuthschauernd im Flug,
Doch bringt, eh' die Tatze, die zuckende, schlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund,
Und über sich stürzt er, und wendet
Drei, viermal die Augen, rollend im Rund,
Drei, viermal geißelt der Schweif den Grund,
Und er streckt sich und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreise herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden erstaunt und stumm,
Und der Hohe dreht still verachtend sich um —
Kein Murren ward weiter vernommen.

6.

Ländliche Lieder

von

Wilhelm Müller.

---

1. Der Hirt in der römischen Ebene.

Die Abendnebel sinken
Hernieder kalt und schwer,
Und Todesengel schweben
Im Nebelduft umher.

Gehüllt in meinen Mantel,
Gelehnt auf meinen Spieß,
Schau' ich empor zum Berge,
Wo ich mein Mädchen ließ.

Der steigt so grün und helle
Hervor aus Nebelgrau,
Wie eine sel'ge Insel
Im weiten Himmelblau.

Der letzte Strahl der Sonne
Ruht sich auf ihm so gern,
Mit seinem ersten Schimmer
Grüßt ihn der Abendstern.

Er trägt ein kleines Hüttchen,
Ich seh's von unten kaum,
Und vor der Hüttenthüre
Blüht ein Citronenbaum.

Darunter sitzt mein Mädchen,
Die Spindel in der Hand,
Und spinnt und sinnt und schauet
Herab in's ebne Land.

Ich will ein helles Feuer
Anzünden in der Nacht,
Das ihr die Stätte weise,
Wo ihr Geliebter wacht.

Mein gellend Hifthorn richt' ich
Hoch in die Luft empor,
Die Wiederhalle tragen
Den Klang zu ihrem Ohr.

Und ist das Horn verklungen,
Und brennt das Feuer aus,
Geliebte, geh' und pflücke
Mir einen Blumenstrauß.

Und wirf ihn von der Höhe
Mit einem Gruß herab,
Dann tragen schnelle Winde
Ihn auf mein frisches Grab. *)

---

*) Vergleiche: Sieben und siebenzig Gedichte eines reisenden Waldhornisten, Seite 129.

2. Der Berghirt.

Wenn auf dem höchsten Fels ich steh',
In's tiefe Thal hernieder seh'
Und singe,
Fern aus dem tiefen dunkeln Thal
Schwingt sich empor der Wiederhall
Der Klüfte.

Je weiter meine Stimme dringt,
Je heller sie mir wiederklingt
Von unten.
Mein Liebchen wohnt so fern von mir,
Drum sehn' ich mich so heiß nach ihr
Hinüber!

Viel steile Berge vor mir stehn,
Die Flüsse schäumend sich ergehn
Im Thale.
Der Aar sich durch die Wolken schwingt,
Die Gemse über die Klüfte springt
Hinüber!

Die Wolken ruhen auf der Höh',
Und durch die Nebel glänzt der Schnee
Der Gipfel.
Je stolzer mir mein Mädchen thut,
Je höher steigt empor mein Muth
In Liebe.

Ein Glöckchen klingt im stillen Thal,
Die Essen rauchen überall
Im Dorfe.
Ach, Mädchen, Mädchen, nimm mich bald!
Es ist so öd', es ist so kalt
Hier oben.

---

3. Der Jäger.

Es hat so grün gesäuselt
Am Fenster die ganze Nacht —
Mein Schatz im Tannenwalde,
Hast wohl an mich gedacht?

Und wann alle Bäume rauschen
Im weiten Jagdrevier,
Und weht kein Lüftchen am Himmel,
Herzliebste, dann sing' ich von dir!

Und wann alle Zweige sich neigen
Und nicken dir Grüße zu,
Herzliebste, das ist mein Sehnen,
Hat nimmer Rast, noch Ruh'.

Ach Welt! ich muß dich fragen,
Warum du bist so weit?
Ach Liebe, ferne Liebe,
Warum nicht heißt du Leid?

Ich möchte die Büchse laden,
Nicht laden mit Pulver und Schrot,
Ich möcht' in die Lüfte schießen
All' meine Liebesnoth.

Und wenn von allen Bäumen
Stürzen die Waldvögelein,
Dann ist der Schuß gefallen —
Wer soll nun Sänger seyn?

4. Liebesgedanken.

Je höher die Glocke,
Je heller der Klang:
Je ferner das Mädchen,
Je lieber der Gang.

Der Frühling will kommen,
O Frühling, meine Freud'!
Nun mach' ich meine Schuhe
Zum Wandern bereit.

Wohlauf durch die Wälder!
Wo die Nachtigall singt,
Wohlauf durch die Berge,
Wo's Gemsböcklein springt!

Zwei schneeweiße Täubchen
Die fliegen voraus,
Und setzen sich schnäbelnd
Auf der Hirtin ihr Haus.

Ei bist du schon munter,
Und bist schon so blank?
Gott grüß' dich, schön's Dirnel!
Ach, der Winter war lang!

Zwei Augen wie Kirschkern',
Die Zähne schneeweiß,
Die Wangen wie Röslein
Betracht' ich mit Fleiß.

Ein Mieder von Scharlach,
Ganz funkelnagelneu,
Und unter dem Mieder
Ein Herzlein so treu!

Und ihr Lippen, ihr Lippen,
Wie preis' ich denn euch?
So wie ich will sprechen,
So küßt ihr mich gleich!

Ei Winter, ei Winter,
Bist immer noch hier?
So darf ich doch wandern
In Gedanken zu ihr.

Auf Siebenmeilenstiefeln
Geht's flink von der Stell,
Auf Liebesgedanken
Geht's siebenmal so schnell.

5. Abschied.

Was soll ich erst kaufen
Eine Feder und Tint'?
'S Buchstabiren und Schreiben
Geht auch nicht geschwind.
Will selber hinlaufen
Zu der Nannerl in's Haus,
Will's mündlich ihr sagen:
Unsre Liebschaft ist aus!

Unsre Liebschaft ist zerrissen,
Wird nimmermehr ganz,
Und morgen da führ' ich
Ein' Andre zum Tanz.
Es springen viel Dirnen
Und singen dazu,
Ach Nannerl, ach Nannerl,
Doch Keine wie du!

Unsre Liebschaft ist zerrissen,
Unsre Liebschaft ist aus!
Ich klopfe nicht wieder
An der Nannerl ihr Haus.
Der Häuser gibt's viele
Mit Fenstern darein,
Doch 's klinget kein Fenster
Wie deines so fein!

Unsre Liebschaft ist zerrissen —
Leb' wohl denn, mein Kind!
Was ist's, das so beißend
Aus den Augen mir rinnt?
Es weinen viel Bursche,
Und jammern dabei —
Doch Nannerl, 's kömmt Keinem
Vom Herzen so treu.

Unsre Liebschaft ist zerrissen —
Mein Herze dazu —
Ach Nannerl, mein Nannerl,
Was meinest denn du?
Und müssen wir scheiden
In jetziger Zeit,
Führt Gott uns zusammen
In die ewige Freud'!

7.

Weihnacht.

An Otto v. d. Malsburg

von

H e l m i n a.

(Mit einem blühenden Orangenbaum.)

1.

Des Südens goldne Blumen, frisch gewunden,
Reichst du den Deutschen in krystallnen Schalen,
Ich möchte gern für solche Spenden zahlen
In Dank und Freude, süß und treu empfunden.

Doch nun die Blumen von der Flur entschwunden,
Da können nur der Seele Blüthen strahlen,
Sie zieht kein Gärtner, Künstler sie nicht mahlen,
Und ihre Dauer zählt nicht flücht'ge Stunden.

Laß solche Blüthen über Disteln flattern,
Die hie und da auf den umblümten Pfaden
Des Dichters wuchern, beim Gezisch der Nattern.

Die Nattern laß im eignen Gift sich baden,
Denn Nachtigallen, die um Rosen flattern,
Sticht Distel nicht, bringt Gifthauch nimmer Schaden.

2.

Heut, wo sich uns der Liebe Liebe schenkte,
Muß jedes Leid die Seele noch erheben,
Kann sich in Gott nun läutern jedes Streben,
Der Alles stets zu unserm Heile lenkte.

Es war der Mensch, der Himmelsliebe kränkte,
Er war's, dem sie von Ewigkeit vergeben,
Er war's, der sie am Kreuz, mit Todesbeben
Hinschmachtend, noch mit Gall' und Essig tränkte.

Die Welt vergilt uns nie der Liebe Gaben,
Und Liebe wird, wo sie hinieden weilet,
Kein Vaterland und keine Freistatt haben.

O, wenn der Pfeil der Schmerzen dich ereilet,
So wird dein Herz die ew'ge Liebe laben,
Blickst du dahin, wo jede Wunde heilet!

3.

Wer schenkt' nicht gern am lichten Weihnachtabend,
Wo dargereicht uns ward der Gaben beste?
Wer freute sich nicht kindlich gern beim Feste,
Das blüht aus Winternächten, hell und labend?

O reine Lust, empfangend und begabend!
Wir sind ja heut der Himmelsliebe Gäste;
Was wir auch bringen, Liebe ist das Beste,
Die gebend immer sel'ger ist, als habend!

Des Weihnachtbaumes frohe Gluthen bringen
In jede Brust, der Lieb' und Unschuld theuer,
Sein Hoffnungsgrün erstrahlt im Glaubensfeuer.

Laß uns ein kindlich Herz dem Gotte bringen
Zum Dank der Gabe, die wir heut empfingen,
Wie treu der Mensch auch liebt, Gott liebt getreuer!

XI.

Die Nebenbuhlerin ihrer selbst.

Erzählung

von

Guntram.

Die Nebenbuhlerin ihrer selbst.

1.

Es ging auf Mitternacht los. Ganz Wien war in Bewegung, und Lust das allgemeine Ziel; denn es war Donnerstag oder der erste der vier letzten Carnevalstage.

Victor von K., ein junger Uhlanen-Officier trat in den großen Reboutensaal. Ueber eine Stunde irrte er ohne Begleitung durch das Getümmel. Er kannte Niemand. Einige Masken zischelten ihm leichtfertige Neckereien zu. Sie glitten an ihm ab. Erstickend fast vor Staub und Hitze und müde des langweiligen Herumwogens unter den vielen schwarzen Gespenstern, fragte er sich, ob denn das Vergnügen und Freude sey, und suchte eher verstimmt als erheitert wieder die Thüre zu gewinnen.

In diesem Augenblick stiegen die Stufen hinab und traten in den Saal zwei maskirte Damen, von ausgezeichnet schönem Wuchs, seltenem Anstand in ihren Bewegungen und eben so elegant als kostbar costumirt. Ein Mann von mittleren Jahren und vornehmer Haltung führte sie. Bald rauschte ein Murmeln des Wohlgefallens um sie her. Schwärme von

Masken verfolgten sie und versuchten Witz und Scherz, um ihnen auch Rede abzugewinnen. Victor vergaß die Heimkehr und mischte sich unter die Menge.

Jetzt kamen dem Zuge einige Charaktermasken, ebenfalls von einer Schaar Neugieriger verfolgt entgegen, und das Gedränge wurde dadurch so stark, daß eine der beiden Damen, die jüngste, wie es schien, in einem weißen Domino, den eine kostbare Agraffe zusammenhielt, sich auf einmal von ihrer Begleitung getrennt fand.

Unruhig umherschauend fiel ihr Auge auf den dicht neben ihr stehenden Victor v. K. — Maske, sagte Sie schnell und leise in französischer Sprache, indem sie seinen Arm ergriff, darf ich Sie bitten, sich meiner anzunehmen und mir die Freunde, von denen ich weggedrängt worden, wieder suchen zu helfen?

Gebieten Sie ganz über mich, schöne Maske, und vertrauen Sie sich mir, erwiderte er rasch, bot ihr seinen rechten Arm, während sein linker ihr Bahn zu machen suchte. — Vergeblich suchten sie eine Weile die von ihnen weggedrängten Freunde. Erschöpft von dem unbehaglichen Umhertreiben in dem großen Redoutensaal, verfügten sie sich in einen der anstoßenden Neben-Salons, um Luft zu schöpfen und auch da die Verlornen zu suchen.

Victor bot seiner Dame einen Platz auf einem Sopha und einige Erfrischungen. Sie lehnte diese ab. Ich befinde mich doch nicht sehr angegriffen und schäme mich fast meiner Furcht. — Und ich .... segne sie, erwiderte Victor mit der gewöhnlichen Galanterie der Männer, da sie mir das Glück verschafft hat, Sie, schöne Maske, zu begleiten. — Ja, ich bin Ihnen recht dankbar dafür; ich möchte Sie selbst bitten, mich nicht eher wieder zu verlassen, bis ich meine Gesellschaft gefunden habe. Lassen Sie uns nochmal in den Saal gehen, um sie zu suchen. —

Wie, Sie wollen mich hier schon verlassen? Wäre es auch nur zur Belohnung, gönnen Sie mir noch einige Augenblicke. — Gut dann, zur Belohnung, sagte sie heiter, nahm wieder Platz und es entspann sich eine leichte Unterhaltung, die von beiden Seiten mit Geist und Anmuth geführt wurde.

Die schöne Maske spricht jedoch bald aufs Neue davon, die verlornen Freunde suchen zu müssen. Aber, versetzt Victor, wer sind — darf ich mir die Frage erlauben — diese glücklichen Freunde? Eine Mutter, eine Schwester, ein — Gemahl vielleicht? — Ein Gemahl? Gott sey Dank! Nein! — Nicht verheirathet also? — Nein, nicht mehr! — Wie? im ersten Glanz der Jugend, den Ihr ganzes Wesen ausspricht, schon Wittwe? das ist zu beklagen. — Wer sagt Ihnen denn, mein Herr, daß ich zu beklagen bin? Sind denn alle Ehemänner etwa so gut, oder alle so zärtlich? Gibt es überhaupt nur solche, welche die Frauen je beklagen könnten? — Welch ein hartes Wort! wie glücklich würde der seyn, der in Ihrem Herzen billigere und mildere Gefühle erwecken könnte! — Für einen Mann? — da sey Gott vor. — So wollen Sie den Haufen Ihrer Anbeter, die ohne Zweifel — Ich habe deren keine, fiel sie Victorn rasch ins Wort. Ich komme — aus einer andern Welt. Niemand kennt mich hier. — Niemand? schöne Maske, das Wort paßt nicht, ich zähle mich selbst dazu und als der glückliche Erste, verspreche ich auch der Ergebenste, der Treueste zu seyn. — — Treu? die Männer treu? Guter Gott! auf der Stelle verlasse ich Sie, mein Herr, wenn Sie in diesem Tone fortfahren. — Wie, rief Victor, — die Treue — — die Treue unterbrach sie ihn, ist nichts als eine Fessel, die man zu tragen nur vorgibt, um sie einem Andern aufzuerlegen. Ich bin frei, wirklich frei, ich will es bleiben und kein Mann soll mich

meinem Gelübde untreu machen. — So nehmen Sie, schöne Maske, auch noch meine Freiheit dazu. Ich fühle daß sie verloren ist. Keine Klage darüber. Sie können es mir auch nicht wehren, Sie zu lieben, zu hoffen — — Nein, mein Herr! ich will auch nicht, daß man mich lieben, ich will eben so wenig, daß man mir solche Dinge sagen und am wenigsten, daß man hoffen soll — Aber, grausame Maske, was wollen Sie denn? Was muß man thun, um wenigstens Ihre Theilnahme, Ihr Mitleid anzuregen? — Man muß weder Thor noch Betrüger seyn, nicht ein Uebermaß von Gefühlen heucheln, die man oft nur dem Namen nach kennt, nicht glauben, daß man mit ein paar Romanflos keln und einer angelernten Milde einer vernünftigen Frau feste Vorsätze aus der Seele hinweghauchen könne. Man muß mit Ergebung, Schweigen und Geduld abwarten, daß die Ideen sich fixirt haben, bis vielleicht — — Bis vielleicht, rief Victor schnell — o, fahren Sie fort. Mein ganzer Himmel hängt ja an diesem köstlichen Vielleicht. Ich werde gehorchen. Schweigen, Ergebung, Geduld, Alles gelobe ich. — So redend, ruheten Victors von feuriger Leidenschaft und Hoffnung beseelten Blicke auf der ihm sehr überlästigen Larve, aus der die großen schwarzen Augen, sanft und glänzend zugleich, ihn, wie es schien, mit ruhiger und nachdenklicher Aufmerksamkeit betrachteten.

Ohne in den leidenschaftlichen Ton Victors einzugehen, faßte sie die Unterredung wieder auf, und sagte ruhig, doch etwas befangen: dies Band da deutet auf Tapferkeit, zeigt, daß Sie gedient haben. Dienen Sie noch? — Victor, durch diese Kälte außer Fassung gebracht, konnte nur kopfnickend bejahen. — In welchem Regiment? — Als Capitain bei S. Uhlanen, wird mit etwas Laune erwidert. — Sie sind ein Oesterreicher? Lebt Ihre Familie hier? — Nein,

rief Victor aus, den sein Gefühl wieder überwältigte. Meine Familie lebt in Ungarn. Ich bin erst seit einigen Tagen hier. Ich kenne fast Niemanden. Ich bin frei, ohne irgend ein Band, ein Attachement; der Zufall hat mich hieher geführt, um mein Herz, meine Freiheit, meine Ruhe zu verlieren — und, fiel die schöne Unbekannte ein, nicht wahr, Herr v. K., um eine Grausame, eine Undankbare zu finden? das sind so die großen Redensarten der eitelen Männer. — Allein, ich bin billiger für diesen Zufall gestimmt. Ich fange an zu glauben, daß ich ihm danken müsse. Es scheint mir wenigstens möglich, daß er mir das Glück verschaffen könne, was ich in meinem Leben entbehre. — O könnte ich zu Ihren Füßen Ihnen die Betheuerung ausdrücken, daß dies Geständniß — — Geständniß? sagen Sie, ich weiß von keinem! da sehe man, wie anmaßend stets doch die Männer sind! — Darf man sich also dessen nicht ein wenig schmeicheln, was man mit Leidenschaft wünscht? Aber darf ich denn die Zauberin, die mich in Liebesnetzen gefangen, nicht wenigstens von Angesicht zu Angesicht sehen? darf ich diese neidische Larve, die mir gewiß Züge verbirgt . . . . welche vielleicht so übel nicht sind; . . . . könnte ich sie nur einen Moment erblicken, in ihnen lesen . . . . verstehen Sie denn nicht in meinen Augen zu lesen? — Sie sind bezaubernd, aber ein süßes Lächeln . . . . — Nein, sagte die Maske kälter und absprechend: Sie werden mich nicht sehen, nicht kennen lernen, wer ich bin, noch etwas über mich erfahren. — Welch' unbegreifliche Grille! . . . . Sie unterbricht ihn: Victor v. K. ist Ihr Name, Capitain im S. Uhlanen-Regiment? Sie verweilen noch einige Zeit in Wien? — Welches Interesse kann dies für Sie haben, da Sie mich nicht mehr sehen wollen? — Aber wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Sie nicht mehr sehen

wolle? Wie wenig gehört doch dazu, um die sich so klug und gescheidt dünkenden Männer zu verwirren! Ich will Sie wiedersehen, ja. . . . .

Ey, mein Gott, wo sind Sie denn die ganze Zeit über gewesen? rief in diesem Augenblick eine Frauenstimme hinter ihnen. Eine volle Stunde arbeiten wir uns durch das Gewühl, um Sie zu suchen.

Es war die Begleiterin der schönen Maske mit ihrem Cavalier. Man tritt zusammen, erzählt sich, scherzt und findet, daß es Zeit sey, die Redoute zu verlassen. Victor bittet um Erlaubniß, sie bis zu ihrem Wagen begleiten zu dürfen; sie nimmt seinen Arm und folgt den Andern.

Wollen Sie nicht, schöne Maske, Ihre unterbrochene Phrase vollenden? Sie sind also nicht mehr zornig? — flüsterte Victor in franz. Sprache, der Beide sich, wie es unter Weltleuten wohl zu geschehen pflegt, auch früher bei ihrem Zwiegespräche öfter bedient hatten, wenn das Empfundene in ihr zierlicher oder kürzer ausgedrückt werden konnte. — Es wäre möglich, daß ich auch die letzte Redoute besuchte. — Ich sterbe bis dahin vor Ungeduld und Langeweile . . . . das würde gegen meine Plane seyn. . . . Ihre Plane? . . . Man war bis zur äußersten Thüre gekommen. Der Wagen fuhr vor. Weder Farbe noch Wappen war bei der dunkeln Nacht zu erkennen. Ein Mohr hielt die Wagenthür offen. Zum Hotel, rief er dem Kutscher zu, und wie Pfeile flogen die Pferde davon.

2.

Victors Auge verfolgte den Wagen, der ihm seine Eroberung entführte. Was sollte er nun noch auf dem Ball? In seinem Quartier jedoch fand er auch die Ruhe nicht wieder, die er verloren hatte.

Wer ist sie aber, diese Zauberin? Ihre edle und anständige Haltung, ihr reichgeschmückter Geist, ihr Stolz, ja das Gebietende ihres Wesens entfernen jeden Gedanken von niedrigen Verhältnissen. Was aber will sie? warum schürt sie hier Hoffnungen an, die sie dort gleich wieder auslöscht? Sie hat Plane, — Entwürfe; sie erkundigt sich nach allen meinen Verhältnissen. . . . Meine Bekanntschaft kann, sagt sie, für sie ein Glück werden . . . und doch soll ich sie nicht sehen, nicht kennen lernen . . . vielleicht hat sie mich nur zum Besten haben wollen, für einen unserer Modeherrchen gehalten . . . wie ich mich aber rächen würde . . . aber an wem? wenn sie nun nicht Dienstag auf die letzte Redoute kommt? . . . vielleicht habe ich für immer alle Spur von ihr verloren. . . . Doch so grausam wird das Schicksal nicht mit mir spielen . . . diese herrliche Gestalt, diese Grazie der Bewegung, diese brennenden Augen, diese trotz der sichtbaren Verstellung wohlklingende Stimme! — und welch' eine Unterhaltung, . . . Geist, Witz, Scherz, Gefühl und Phantasie ist mit den reichsten Kenntnissen gepaart . . . . welche Anmuth ist über Alles gehaucht, was ihren Lippen entströmt. . . . Diese fünf Tage werden mir eine Ewigkeit dünken.

Kaum war der Morgen ergraut, als Victor auf Mittel sann, seiner Unbekannten auf die Spur zu kommen. Wie wurden von ihm jetzt die Straßen in der Stadt und den Vorstädten durchzogen . . . wie nach allen Fenstern lorgnirt . . . . alle Modeläden, in denen sich die schöne Welt aus langer Weile oder Gewohnheit zu ergehen pflegt, besucht, ... die Abende in allen Theatern herumgeschweift, ... kein Concert unbesucht gelassen, ... allen schönen Frauengestalten, die mit seiner Unbekannten Aehnlichkeit zu haben schienen, auf den Fersen gefolgt . . . Alles vergebens. Schon verzweifelte er, wie es Ver=

liebten ziemt, als ihm am Morgen des ersehnten Dienstags sein Jockey ein abgegebenes Billet überreichte. „Herr von K. wird sich erinnern, daß er Dienstag auf der Redoute erwartet wird.“ Victor schwamm in Entzücken.

3.

Schon durchstrich er unruhig eine volle Stunde das weitläuftige Local der Redoute, als endlich der bekannte weiße Domino an ihm vorüber rauschte, seine Unbekannte ihm ein Zeichen gab und jetzt, ihre Schritte weniger beschleunigend, von ihrer Gesellschaft zurückblieb und sich an seinen Arm hing. — Man suchte bald dem Gewühl zu entweichen, um in dem bekannten Neben-Salon ungestörter sich der Unterhaltung hingeben zu können. Entzückt, die Geliebte wieder zu sehen, in ihrem Anschauen verloren, voller Wünsche und nicht geringeren Hoffnungen, schilderte er ihr mit feurigen Zungen, was er um sie gelitten, seine vergeblichen Nachforschungen, seine Beängstigung, seine Ungeduld. — So bin ich glücklicher gewesen, erwiederte sie. Denn ich habe Alles erfahren, was ich über Sie, Herr v. K., zu erfahren wünschte. . . . Ueber mich, wie? . . . Ja. Sie haben mir letzthin nichts als Wahrheit gesagt; aber ich weiß nun noch, daß Sie die Liebe Ihrer Cameraden und die Achtung Ihrer Chefs besitzen, daß Sie ein Mann von Ehre sind; der . . . . selbst . . . einer Frau, ... bei Männern ist dies viel, sehr viel gesagt . . . ein gegebnes Wort heilig halten könnte. . . . — Das würde nur die Pflicht gebieten . . aber lassen Sie uns von meinem Glücke sprechen. . . . Wie, Sie haben sich also mit mir beschäftigt? Sie nehmen Theil genug an meinem Schicksale, um haben wünschen zu

können, daß ich Ihrer Achtung würdig sey . . . um Nachrichten über mich einzuziehen . . — Allerdings, das war für meine Plane nöthig. . . — Ach, diese Plane, wann werde ich sie kennen lernen? Schöne Maske, verbannen Sie alles Mißtrauen, es bedarf nur eines Worts, um mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen und Ihnen mein ganzes Leben zu widmen. . . . Das würde mir sehr leid seyn; ich würde treulos handeln an mir selbst, wenn ich Ihnen diese Erlaubniß geben könnte, versetzte die Unbekannte lebhaft. . . . Victor verstummte. Er begann wieder: hören Sie mit diesem grausamen Spiele auf. . . Warum mich quälen mit diesem Wechsel von Güte und Härte? . . . Die heutige Redoute, fuhr er feurig fort, ist die letzte . . . Sie werden mir nicht entkommen. Ich werde Sie auf Ihren Schritten verfolgen, bis ich gewiß seyn kann, Sie wiederzusehen, Ihnen mein Herz und meine Gelübde zu Füßen zu legen. . . . — Nein, nein, mein Herr v. K. Ich muß erst Ihrer Folgsamkeit und von Ihrer Klugheit gewiß seyn. Ich werde Ihnen Bedingungen machen — Ihr Ehrenwort erheischen — dieses sogar schriftlich. . . . Mein Ehrenwort? und gar schriftlich? sagte Victor sehr überrascht über diese überlegte Vorsicht bei einem auf der Redoute am letzten Carnevalstage zu schließenden Vertrage. Er betrachtete seine Unbekannte. Ihre Haltung schien ihm befangen, sie schien nachdenklich. Ihr Busen war in sichtbarer Bewegung. Er glaubte fast, sie unter der Larve erröthen zu sehen. Sie ihrer Seits beobachtete Victorn nicht minder, obgleich mit unsicherm Blick und sichtbar mit sich kämpfend.

Victor, annehmend, daß der Augenblick der Entscheidung da sey, wurde dringend. Mit dem lebhaftesten Ausdruck der Liebe und Ergebung sagte er ihr: Theures, unerklärbares Wesen, ja, ich willige in Alles.

Ich wiederhole meinen Schwur, Dir gleich am ersten Abend gegeben, unterwürfig, folgsam, verschwiegen zu seyn; ich nehme in Voraus alle Bedingungen an, welche Du mir auflegen willst, wenn ich mich dagegen nur der Hoffnung hingeben darf, dich wieder zu sehen, dich endlich zu besitzen. . . . Das wäre nöthig, antwortete sie zerstreut. . . . Victor fuhr fort: kommen Sie, geliebtes Wesen, setzen Sie meinem Glück die Krone auf. Lassen Sie uns aus diesem lästigen Gewühl entfernen; erlauben Sie, daß ich diese garstige Larve wegnehmen darf, um Ihre Befehle zu erwarten, und Ihnen mit mehr Freiheit meine Schwüre und Betheuerungen meiner Liebe wiederholen zu können. . . . Mit der der Unbekannten eigenen stolzen Haltung erwiderte sie Victors leidenschaftliche Rede kalt und besonnen: Sie irren sich nicht wenig Herr von K.; Ihre leidenschaftliche Aufregung, Ihre eitlen Betheuerungen verletzen, ja sie beleidigen mich; ich bin nicht, wofür Sie mich zu halten wagen, und ich habe Ansprüche bei Ihnen auf mehr Schonung, Klugheit und Achtungsbezeugung. Verzeihen kann ich Ihnen aber, da mein Betragen gegen Sie allerdings seltsam ist. Allein Sie müssen folgsam seyn, sich dem unterwerfen, was ich verlange, oder erwarten, daß ich Sie nie wieder sehe. Morgen werden Sie von mir Nachrichten haben. Sie werden meine Bedingungen erfahren. Bis dahin, — Geduld und Ergebung! — und mit diesen Worten verschwand Sie im Maskengewühle.

4.

Man kann denken, mit welcher Ungeduld und Unruhe der nächste Tag erwartet wurde; wie man jeden Augenblick einen Brief erwartete, wie man ver-

zweifelte, als keiner eintraf. Der Mittag ging vorüber, der Abend trat bereits ein; schon gab Victor alle Hoffnung auf, als ihm endlich ein versiegeltes Couvert zugestellt wurde.

Er las zu seinem Erstaunen in franz. Sprache, was wir hier unsern Lesern in deutscher mittheilen:

„Herr von K. schien gestern lebhaft zu wünschen die Dame wiederzusehen, mit welcher er sich zweimal auf der Redoute unterhalten hat; er gelobte sich Allem zu unterwerfen, was dafür von ihm verlangt werden würde. Folgendes sind die Bedingungen, unter denen er auf Erfüllung seines dringenden Begehrens hoffen darf:"

„Morgen um Mitternacht wird ein Wagen bei Herrn von K. vorfahren. Jemand, der das Vertrauen der Dame besitzt, wird ihn an den Ort der Bestimmung begleiten; Herr von K. muß sich gefallen lassen, daß ihm die Augen verbunden werden."

„Er darf seinem Führer keine Fragen vorlegen, noch ihn zu gewinnen suchen, (was auch vergeblich seyn würde)."

„Er muß geloben keinen Lärm zu machen, keinen Streit anzufangen, sich nicht über Dunkelheit zu beschweren, von der Dame, die er sehen wird nicht zu verlangen, das Schweigen zu brechen, wozu sie sich bestimmt hat."

„Der Führer wird ihn zurückbringen. Die nämlichen Vorsichtsmaßregeln werden getroffen werden. Hr. v. K. verspricht, nichts erforschen zu wollen, was man ihm verschweigen will. Man gelobt ihm dagegen, wenn es dazu die Zeit geworden, nähere Mittheilung. Diese hat er geduldig zu erwarten."

„Wenn Herr von K. diese Bedingungen annimmt, so wird er sie unterzeichnen und sie versiegelt dem Portier übergeben, bei welchem man sie zurückfordern wird."

Victor, nachdem er diese sonderbare Mittheilung gelesen, war von Erstaunen wie gefesselt. Die verschiedensten Gefühle, die entgegengesetztesten Erwägungen bestürmten ihn. Wie ließen sich diese feierlichen Vorsichtsmaßregeln in diesem sonderbaren Tractate mit dem Versprechen künftiger Aufklärung vereinigen? Wie paßte zu diesem auffallenden dreisten Schritte der stolze, edle und anständige Ton seiner Unbekannten? Er wiederholte es sich beständig, was ihm die Klugheit und die Umsicht gebot, daß es thöricht und unbesonnen seyn würde, wenn er diese Vorschrift unterzeichnen, wenn er sich auf ein so bedenkliches Abentheuer einlassen wollte — aber seiner Phantasie schwebte nicht minder die himmlische Gestalt seiner Unbekannten vor ... er erinnerte sich der seelenvollen Unterhaltungen auf den beiden Bällen ... der Contrast dieses Stolzes und dieser Schwäche ... die Seltsamkeit des Verhältnisses ... die lebhaft erregte Neugier ... das Romanhafte des Vorschlags ... dies Alles verbunden mit den schmeichlerischen Zuflüsterungen der immer regen Eigenliebe überflügelten alle Bedenklichkeiten.

„Ich nehme alle Bedingungen an. Nur auf die bestehe ich meiner Seits, daß ich mich nicht von meinem Säbel trennen dürfe."

So ward das Billet dem Portier eingehändigt. Es war bald abgeholt, und eben so schnell die Antwort da:

„Der Säbel ist zugestanden. Herr v. K. hat aber nichts für seine Ehre und Sicherheit zu befürchten."

5.

Nie hatte ein Tag Victorn so lang geschienen, als der folgende. Voll Ungeduld war er schon ein

paar Stunden zur Abfahrt fertig im Zimmer auf und nieder geschritten, als mit dem Schlage der Mitternachtsglocke ein Wagen vor dem Hause hielt. Er fühlte sich in diesem Augenblicke heftig ergriffen. Er greift zu seinem Säbel und in wenigen Secunden sitzt er im Wagen, den der bekannte Mohr ihm geöffnet hat. Derselbe ist's auch, der ihn ehrfurchtsvoll bittet, sich die Augen verbinden zu lassen. Es wird vielleicht eine Stunde in starkem Trabe gefahren. Dann hält der Wagen. Victor wird gebeten auszusteigen. Der Mohr führt ihn. Sie treten in ein Gebäude, wo Victor hallende Treppen hinaufsteigt und dann durch eine Reihe von Gemächern geführt wird. Sie befinden sich endlich in einem dunkeln Cabinet, wo Victorn die Binde von den Augen genommen wird. Die süßesten Wohlgerüche duften ihm entgegen; eine geöffnete Thür führt ihn in ein von einer Alabasterlampe matt erleuchtetes Boudoir. Der Neger in der einen Hand seine Blendlaterne haltend, deutet mit der andern auf die geöffnete Thür. „Honneur et silence," flüstert er ihm zu und verschwindet.

Victor legt den Säbel ab und — eilt dem Boudoir zu. Eine Dame im einfachsten Negligé, den Kopf mit einem Schleier bedeckt, ruht auf dem Sopha. Es ist seine Unbekannte. Er ist wie verklärt . . . er wirft sich zu ihren Füßen: wie glücklich machen Sie mich! — Aber wie, immer wollen Sie mir noch den Anblick Ihrer himmlischen Züge entziehen . . . . es sey kein Geheimniß weiter zwischen uns . . . bei diesen Worten sucht er sich mit einer ungeduldigen Bewegung des Schleiers zu bemächtigen . . . er findet keinen Widerstand, aber . . . in demselben Moment erlischt wie durch Zauberei die Alabasterlampe. . . . .

Bald übertraf sein Glück seine Hoffnungen . . . . wir aber wollen nicht mit unzarten Andeutungen den

Wahlspruch „Schweigen und Ehre verletzen, ... der Victorn zum glücklichsten Sterblichen machte. . . .

Schon graute der Morgen. Ein leichter Schlummer hatte die Glücklichen eingewiegt. Eine geheime Thür öffnete sich. Die Unbekannte verschwindet, und Victor befindet sich allein.

In demselben Moment war auch der Mohr wieder da. Er bat Victorn ehrfurchtsvoll, ihm zu folgen und sich wie beim Kommen die Augen verbinden zu lassen. . . . Nein, nein, versetzte er in Verzweiflung, ich folge nicht, bis ich dieses himmlische Wesen . . . . „honneur et silence,“ schallte es da von einer Frauenstimme herab „honneur et silence,“ sagte Othello, — so hieß der Mohr, — mit festem Ausdruck, und Victor . . . folgte und wurde zurück geführt, wie er gekommen war.

6.

Wer würde Victors Unruhe und Beängstigung zu schildern wagen, als Tage, dann eine Woche, dann zwei ja endlich drei vergingen, ohne daß er irgend eine Nachricht von seiner theuren Unbekannten erhalten hätte. Wie, sagte er, man hätte meine Ehre, meine Rechtlichkeit durch einen förmlichen Vertrag nur deshalb in Anspruch genommen, um der vorübergehenden Laune eines sinnlichen Weibes ohne Grundsätze und Sitten zu fröhnen? . . . . Aber nein, das ist nicht möglich . . . ich bin ungerecht, undankbar . . . ich habe das Klopfen ihres von Furcht geängstigten Herzens empfunden . . . . o du geliebtes Wesen . . . warum entziehst du dich meinen Huldigungen? warum mußt du mir den höchsten Gipfel des Glücks kennen lehren, um mich desto tiefer zu stürzen? — Hat denn die Erinnerung an diese be-

seligenden Augenblicke, welche meine ganze Seele erfüllt, gar keine Gewalt über die deinige? . . . Warum? . . .

Noch hatte Victor die letzte Apostrophe nicht vollendet, als ihm ein Brief abermal in franz. Sprache überreicht wurde, den wir unsern Lesern in einer getreuen Uebersetzung mittheilen wollen:

„Welche Täuschungen werde ich vernichten! welche süße Hoffnungen werde ich zerstören! welcher Zauber wird sich auflösen! — Sie glauben den größten Sieg davon getragen zu haben und man hat blos über Sie verfügt. Ihre Eigenliebe hat sich geschmeichelt, über ein schwaches Weib eine unwiderstehliche Herrschaft zu üben, und Sie — haben blos ihrem Willen und ihren Berechnungen gedient. Gewiß sehen Sie dem Augenblick — und wohl mit einiger Ungeduld — entgegen, ihre Unbekannte wieder zu sehen, sie noch näher kennen zu lernen, Ihre Gewalt über sie durch einen neuen Rausch der Liebe, durch neue Schwachheiten von ihr . . . . noch mehr zu sichern!“

„Nichts von dem Allen wird sich aber ereignen; Alles zwischen ihr und Ihnen, mein Herr, ist beendigt.“

„Indessen verdient die Rechtlichkeit und die Delicatesse Ihres Betragens einige Erkenntlichkeit meiner Seits. Wie kann ich Ihnen diese aber besser darlegen, als indem ich Ihnen nunmehr dieselben Plane offenherzig vorlege, welche Ihre Neugierde so vorlaut kennen zu lernen wünschte; wie kann ich Ihnen meine Erkenntlichkeit besser beweisen, als indem ich Sie mit den Beweggründen zu einem Betragen bekannt mache, das seltsam, bizarr und gewiß unklug erscheint, das ich aber doch, wie ich mir schmeichle, nicht glaube bereuen zu dürfen.“

„Hören Sie. Eine ungleiche Heirath, in der ich nichts als Ungemach, Demüthigung, Gewalttä-

tigkeit und Ungerechtigkeit fand, hat in mir die unbezwinglichste Abneigung gegen das Band der Ehe erzeugt, welche mit ihrem Drucke allein den schwächern Theil trifft, nur von dem stärkern gemißbraucht wird und jede Unbill rechtfertigt."

„Ich war jedoch glücklich genug, schon im fünf und zwanzigsten Jahre wieder völlig frei zu werden. Reich und völlig unabhängig that ich das Gelübde, es immer zu bleiben. Bald aber fühlte ich, daß ich diese Unabhängigkeit durch das Entbehren der süßesten Gefühle der Natur erkaufe. Ich blickte um mich her und fand auch nicht ein einziges Wesen, welches meiner Sorgfalt bedurft, meine Zärtlichkeit erheischt hätte, das mich hätte lieben und es mir sagen können. . . . Mein Kopf ist lebhaft, meine Seele empfindet mit Wärme. . . . . Wie soll ich es ausdrücken? . . . . Ich kam auf den . . . . Einfall, des Mutterglücks mich zu erfreuen, ohne darum die Fesseln zu tragen, welche mir ein Abscheu geworden, und von denen mich befreit zu erhalten, ich ein feierliches Gelübde gethan. — Glauben sie aber deshalb nicht, Herr v. K., daß ich den Starkgeist dadurch spielen wolle, daß ich Gesetze und Einrichtungen als Vorurtheil betrachte, die die Ordnung in der Gesellschaft erhalten. Gewiß, ich achte diese und wenn ich mich derselben einmal, selbst habe entziehen können, so bitte ich Sie zu erwägen, daß es nur in diesem einzelnen Falle geschieht, und daß besondere Umstände mir den Vortheil darbieten, dabei meinen Ruf zu erhalten und die Gesetze der Convenienz nicht zu verletzen."

„Diese Idee, zuerst nur dunkel und furchtsam empfunden, wurde klarer in mir, als ich Sie, Herr v. K. auf der Redoute zuerst sah und kennen lernte; es wurde förmlicher Plan, als ich Sie zum zweiten Mal sah."

„Sie wissen, wie ich ihn ausgeführt habe, und Sie erfahren hiedurch zugleich, daß . . . . ich Ihnen das einzige Glück verdanken werde, welches meinem Daseyn gebrach!“

„Ich war zuerst entschlossen, Ihnen weiter nichts mehr wissen zu lassen. Sie würden das Abentheuer, meinte ich, bei dem Leichtsinne aller Männer, schon vergessen. Ich besann mich anders und beschloß, Ihnen doch einige Aufklärungen zu geben.“

„Wo Sie daher auch Ihr Beruf und Ihre Pflicht hinführen mag, so rechnen Sie darauf, daß Sie zu seiner Zeit die Hälfte eines in seiner Dicke gespaltenen Ringes erhalten werden, auf dessen Breite der Tag der Geburt wird bezeichnet seyn; die Fassung mit einem Brillanten wird einen Sohn andeuten, ein Smaragd das andere Geschlecht. Die andere Hälfte des Ringes bleibt dem Kinde, und ich treffe die sorgfältigste Fürsorge, daß, wenn es mich verliert, Sie davon unterrichtet werden. In jedem Falle wird es der Erbe meines ganzen Vermögens.“

„Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen: Leben Sie wohl. Alle Mühe mich zu entdecken wird Ihnen umsonst seyn. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich längst abgereis't und weit von Wien entfernt. Nochmal, leben Sie glücklich.“

Glücklich . . . rief Victor wie ein Rasender aus, indem ihm das unselige Papier aus den Händen fiel. — Glück wünscht sie mir, und kann mir zugleich kalten Blutes ankündigen, daß ich sie nie wiedersehen soll. . . . Wir glauben den Lesern die weitere Beschreibung des verzweiflungsvollen Zustandes unsers Helden, so wie die Geschichte aller seiner vergeblichen Nachforschungen ersparen zu können, da Jeder unter ihnen diesen Zustand selbst fühlen, sich diese Bemühungen selbst erzählen wird.

Wir finden ihn nach einem halben Jahre in eine kleine Garnisonstadt an der türkischen Grenze versetzt, und fassen hier wieder unsere Erzählung auf.

7.

Während Victorn seine Tage in diesem unwirthlichen Lande auf das traurigste dahinschlichen, lebte seine Unbekannte, zwar auch zurückgezogen, aber auf einem reizenden Landsitze hart an der italienischen Grenze, den süßesten Hoffnungen hingegeben.

Eleonore, Gräfin Sandoz, war in Neapel geboren. Ihr Vater, der Marquis von Lamberti bekleidete für mehrere der kleinen italienischen Fürsten einen diplomatischen Posten am neapolitanischen Hofe. Graf Sandoz aus der bekannten schweizerischen Familie dieses Namens, reich, angesehen, abgeschliffner Weltmann, abgestorbener Lüstling, gesättigt von allen Genüssen, die Ueppigkeit und Sinnlichkeit nur darbieten können, fühlte sich doch durch die blendende Schönheit der sechszehnjährigen Eleonore erregt; er warb um sie und erhielt leicht ihre Hand. Graf Sandoz war ein Funfziger; sein Glück bei den Frauen in früherer Jugend in einem der Sinnlichkeit und Ausgelassenheit hingegebenen Zeitalter, das in den höhern Ständen nur darin Beschäftigung und Zweck fand, wurde er der argwöhnischste, mißtrauischste und eifersüchtigste Ehemann. Als einen solchen zeigte er sich bei seiner Gemahlin bei jeder auch der unschuldigsten Veranlassung mit der leidenschaftlichsten Härte und der ausgedachtesten Bitterkeit in ewigen Vorwürfen und nicht aufhörenden Zurechtweisungen und Quälereien. Verhältnisse führten den Grafen Sandoz nach Mailand. Im Begriff auch diesen Aufenthalt mit dem in der österreichischen Kaiserstadt zu verwechseln, übereilte ihn der

Tod und Eleonore erhielt — wie wir schon wissen — in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre nach einer neunjährigen unglücklichen Ehe ihre Freiheit.

Aus ihrem Briefe an Victor, in welchem sie die Verirrung, zu der sie der leidenschaftliche Wunsch, einem Kinde ihre Liebe und Zärtlichkeit widmen zu können, nicht ohne Zufriedenheit mit sich über das Gelingen ihres Planes, offen gesteht, wissen unsere Leser, wie Eleonore ihre erworbene Freiheit benutzte und sich für die Zukunft ein Glück geschaffen zu haben wähnte.

Wir haben nur noch den Neugierigeren unter ihnen zu erzählen, wie Eleonore nach Wien kam, — wie sie ihren Plan nach der zufälligen Bekanntschaft mit Victorn ausführte, — und wohin sie sich nach dem Gelingen desselben zurückzog.

Die Ordnung der Verlassenschaft ihres Gemahls, der sie zu seiner Universal-Erbin eingesetzt, hatte sie zu der Reise nach Wien gezwungen, wo sie zudem in der Gemahlin des . . . . schen Gesandten des Marquis von . . . . . eine theure Jugendfreundin besaß. Diese war auch ihre Begleiterin auf den zwei Maskenbällen, wo wir die beiden Damen mit Victorn zusammen gefunden haben.

Ein dreimonatlicher Aufenthalt in der Kaiserstadt hatte es möglich gemacht, daß ihr getreuer Othello, der Mohr, den wir kennen, das bizarre Wagstück, das Eleonore sich nach ihrem Wahn zur Gründung ihres Lebensglücks vorgenommen, glücklich genug einleiten und ausführen konnte, ohne daß eine Spur davon der wachsamen Polizei und den Nachforschungen Victors wäre entdeckt worden. Othello hatte es verstanden in der . . . Vorstadt einen Pavillon aufzufinden und diesen schnell für die Zwecke seiner Gebieterin einrichten zu lassen.

Ihre Abreise war längst auf die ersten Tage nach dem Carneval bestimmt, jedoch um nicht dadurch entdeckt zu werden, irgend ein Vorwand erfunden worden, der die Anzeige derselben in den öffentlichen Blättern beseitigte. Victor war übrigens noch zu wenig in den ersten Cirkeln der Hauptstadt eingeführt, als daß er bei der sonst getroffenen Vorsicht den Namen seiner Unbekannten, ihre Abreise und ihren künftigen Aufenthalt hätte entdecken können.

Diesen verbarg sie selbst ihrer Freundin der Marquisin .... indem sie angab nach Mailand zurückzugehen, sich statt dessen aber in der Wirklichkeit nach R.... wandte und hier schnell einen reizend gelegenen Landsitz erkaufte, wo sie nun, in der Umgegend völlig unbekannt, schon in ihren Hoffnungen glückselige Tage zu leben hoffte.

Gegen Ende des Herbstes genaß Eleonore von einer Tochter. Ihr Entzücken kannte keine Grenzen. Du wirst mich lieben, rief sie aus, indem sie die Neugeborne zärtlich an ihre Brust drückte, du gewiß wirst dankbar seyn gegen die Sorgfalt, die ich dir widmen will; für dich allein will ich leben, und von dir werde ich weder verlassen werden, noch zum Preis meiner Hingebung Kränkungen und Verunglimpfungen ärndten. Es ist ein Wesen da, dem ich durch die festesten und innigsten Bande der Natur angehöre, und dessen unschuldige Liebkosungen, dessen kindliches Glück dem meinigen, hoffe ich, fürs Leben genug seyn werden.

Was war natürlicher, als daß die glückliche Mutter sich in ihrem Entzücken Victors erinnerte. Sie konnte sich nicht erwehren, daran zu denken, welche Wonne er als Vater haben werde, wenn er den kleinen Engel erblicken könnte, und dieser Gedanke erinnerte sie auch an das gegebene Versprechen, ihm den Zeitpunct der Geburt anzeigen zu wollen.

Das Standquartier Victors war leicht in Erfahrung gebracht. Der Ring wurde bestellt mit dem Tage der Geburt „22. November 179. . . .“ bezeichnet, mit einem schönen Smaragd im Reifen gefaßt und auf eine sichere Weise Victorn zugestellt. Ich bin also Vater — es ist eine Tochter, rief er aus. — Aber ohne Brief, ohne auch nur eine Zeile von ihr . . . vielleicht lebt sie nicht mehr . . . ich werde nie wieder von ihr hören . . . . doch nein . . . sie lebt gewiß . . . wer ist aber dies unerklärbare Wesen, das mein Schicksal fesselt, sogar über meine Zukunft verfügt? . . . welches stets unsichtbar mich bis hieher verfolgt, mich nach Gefallen sucht, findet und wieder verläßt. . . .

8.

So verlief ein langes Jahr. . . . Es verbreiteten sich Gerüchte von einem wahrscheinlichen neuen Kriege mit Frankreich. . . . Jungen Officieren, die sich in ihren Garnisonen langweilen, und denen ihre Beförderung im gewöhnlichen Wege stets viel zu langsam geht — gibt es nichts Willkommneres, als Nachrichten dieser Art. Victor, mehr als Andere noch und seines Lebens völlig überdrüßig, wartete mit Ungeduld auf die Marschordre.

Wie angenehm war er daher überrascht, als ihm eine Depesche vom Kriegsminister die Nachricht überbrachte, daß er zum Adjutanten des Generals M. ernannt sey, und er sich augenblicklich nach Wien zu verfügen habe.

Victor konnte diese Ernennung gar nicht begreifen, weil er sich weder dem Kriegsminister noch dem General M. besonders empfohlen hatte; allein es

war ihm seit einem Jahre so vielerlei Wunderbares oder Ungewöhnliches begegnet, daß er sich leicht in sein neues Glück fand und schnell nach der Hauptstadt abreiste.

Er wird vom General M. mit Wohlwollen und Auszeichnung aufgenommen. Er weist ihm eine Wohnung in seinem eigenen Hotel an, um ihn stets um sich zu haben. Er wird täglich zur Tafel gezogen. Wem, wagte er nach einiger Zeit den General, dessen Liebling er fast geworben war, zu fragen, — wem verdanke ich zunächst diesen ehrenvollen Posten, bis zu welchem meine Hoffnungen zu erheben ich mir nicht hätte erlauben können? — Dem Grafen v. St. zunächst, war die Antwort, und dann Ihrer Bravour an dem unglücklichen Tage von Arcole, dem ich leider ebenfalls beiwohnte. — Aber es ist wahr. Sie müssen dem Grafen St. . . . noch Ihre Aufwartung machen und ihm Ihren Dank bezeigen. Ich werde Sie selbst bei ihm einführen. Am Dienstag ist große Assemblée bei ihm.

Der Dienstag kam. Schon hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammlet. Die Gräfin St., nachdem sie einige Spiel-Partieen arrangirt hatte, nimmt ihren Platz wieder am Camin, wo sich ein kleiner Cirkel von drei bis vier Frauen und eben so viel Herren zusammen gruppirt hatte, der sich sehr heiter mit Anekdoten und lustigen Witzspielen ergötzte. Victor wird hier der Gräfin St. . . . durch den General M. vorgestellt und auf die ausgezeichnetste Weise empfangen. Man nimmt den unterbrochenen Faden einer angefangenen Anekdote wieder auf und erzählt sie zu Ende. Jetzt macht die liebenswürdige Wirthin, die Gräfin St. . . den Vorschlag, um allen Herren des kleinen Cirkels Gelegenheit zu geben, ihren Witz leuchten zu lassen, Jeder von ihnen solle nach der Reihe irgend ein kleines Abentheuer erzäh-

len, sey es nun erlebt oder erfunden. Die Herren sträuben sich. Die Damen bitten, flehen. Der Vorschlag wird angenommen. Man zieht das Loos über die Reihenfolge, und Victorn trifft das erste.

Wer wird sich wundern, daß Victor, der überhaupt nichts Anderes im Kopf hatte, als sein selbst erlebtes Abentheuer, dieses zum Gegenstande seiner Erzählung wählte? Statt seiner macht er jedoch einen seiner Cameraden zum Helden der Erzählung, die er mit seltenem Talent, und mannigfachen Verzierungen, die Oertlichkeit und Personen verstecken, auf das anmuthigste und mit der größten Lebendigkeit vorträgt. Er ist zu Ende. Lebhafter Beifall von allen Seiten. Die Gräfin St. überhäuft ihn mit Complimenten. Aber nun erhebt sich die Discussion über die Geschichte und den bizarren Charakter der durch ein so seltsames und unzartes Wagstück nach Unabhängigkeit und Mutterglück strebenden Frau. Jeder hat eine andere Ansicht. Die Frauen kommen jedoch alle darin überein, daß sie die Unbekannte verdammen. Sie finden ihr Benehmen gegen alle moralische, gegen alle weibliche Würde. Sie finden es unklug, gewagt, ja unerhört, kaum denkbar. Victor aber hat mit seinem Ehrenwort die Wahrheit verbürgt. Ganz anders urtheilen die Herren des sich immer mehr vergrößernden Cirkels. Sie finden, daß die Unbekannte auf einen ausgezeichneten Charakter schließen lasse, auf eine feurige Einbildungskraft . . . . man ist darüber einstimmig, daß sie ihren Roman mit eben so viel Witz als Festigkeit ausgeführt habe, kurz, daß sie auf allen Fall eine sehr interessante Frau seyn müsse. Alle hätten wohl an der Stelle des Officiers zu seyn gewünscht, Alle meinten aber auch, sie würden sich durch keinen Schwur haben hindern lassen die schöne Flüchtige zu entdecken, und sie sich zu unterwerfen.

Allerdings, versetzte eine Dame von gewissen Jahren, allerdings bedurfte es keiner grosen Rücksichten bei einer Person, welche die Achtung vor sich selbst so weit aus den Augen setzt.

Ich gebe zu, fiel eine jüngere sehr hübsche Frau, die an der Ecke des Camins im Schatten saß, der ältern in die Rede, ich gebe zu, es ist unmöglich, die Unbekannte zu rechtfertigen. Aber ich behaupte, es ist möglich, daß geheime und mächtige Beweggründe ihre so entschiedene Abneigung zu einer zweiten Ehe doch motiviren konnten; es läßt sich annehmen, daß ihr bis zur Leidenschaft gesteigerter Wunsch, einem geliebten Kinde ihre ganze Zärtlichkeit, alle ihre Gefühle zuwenden zu können, das Uebrige gethan hat, und ich frage Sie, meine Damen, die das Glück haben Mutter zu seyn, welche unter Ihnen wird nicht in einem Augenblicke, wo ein geliebtes Kind ihr auf den Knieen schaukelt und sie anlächelt, für die Verirrung unserer Unbekannten einige Entschuldigungen haben.

Sie räumen aber doch ein, meine Gnädige, versetzte einer der Männer aus dem Cirkel, daß sie dem armen Officier einen recht blutigen Streich gespielt hat.

Viele unter Euch Männern, warf die junge Dame leicht und scherzhaft hin, werden den armen Officier nur beneiden und sich an seine Stelle gewünscht haben. So gar arg kann ich den Streich nicht finden.

Wie! nicht so gar arg! rief Victor jetzt, der darüber Feuer gefaßt hatte, . . . ist es nichts für jenen Officier, wenn er unablässig von der Erinnerung an eine der reizendsten und anmuthigsten Frauen, deren Geist ihn entzückt, deren Besitz ihm namenlose Wonne kennen gelehrt, die ihm die feurigste Liebe

eingeflößt hat, — verfolgt wird? Ist es nicht mehr als arg, daß nur sie Zwecke gehabt hat, sich aber seiner nicht erinnert, ihn seiner Verzweiflung überläßt und ihm, der die heiligsten Ansprüche auf sie hat, ihren Anblick, ihre Zärtlichkeit gänzlich entzieht? die nur seine Liebe angefacht zu haben scheint, um ihn durch die Erinnerung an sie unglücklich zu machen, die nur ein Verhältniß mit ihm fortsetzt, um eine Leidenschaft zu nähren, die sie nicht befriedigen will? — Mein Freund ist Gatte, Vater, und vielleicht lernt er die theuren Gegenstände seiner Neigungen, die die Natur geheiligt, niemals kennen! er weiß nicht einmal, in welchem Lande sie leben, während er, wie von unsichtbaren Mächten bewacht, scharf genug beobachtet wird; man folgt ihm, man findet ihn, wenn man will, wenn man ihn braucht, man verfügt über ihn, Pflichten werden ihm auferlegt, und unglücklicher als der gemeinste Landmann, bleibt häusliches Glück, das jedem Sterblichen bestimmt ist, ihm allein fremd!

Sie werden mir zugeben, unterbrach die Dame hier den Strom der feurigen Rede Victors, daß Sie ein wenig übertreiben. — Was hindert ihn denn zu heirathen? sich eine junge, schöne, reizende Gattin zu wählen? Nach der Schilderung, die Sie von Ihrem Freunde gemacht, wird er sich nicht leicht einen Korb holen.

Wie ist dies möglich! rief Victor aus. Wenn nun auch die Zeit den nur zu tiefen Eindruck eines vorübergegangenen Glückes verwischen sollte, so gehört er sich doch nicht mehr selbst an! — so lange die, welche er liebt, frei ist, kann er da aufhören, es zu seyn? Setzen Sie den Fall, daß die bizarre Abneigung gegen ein so natürliches Band, als es die Ehe ist, am Ende erlösche, . . . daß ihm dann Hoffnung würde, die von ihm ersehnte Hand die sei-

nennen zu dürfen, was könnte ihn dann darüber trösten, wenn er nicht mehr frei wäre?

Sie leihen Ihrem Freunde ein Zartgefühl, das .... sehr selten ist, sagte die Dame, indem sie auf Victorn einen Blick voller Güte und Theilnahme heftete. Er wurde dadurch gerührt. Und dieser Ring zwischen seinem Kinde und ihm getheilt, ist es nicht ein Band, das Beide für's Leben an einander bindet? — In welche Lage ihn auch das Schicksal versetzen mag, er muß stets und jeden Augenblick gewärtig seyn, daß auf seine Zärtlichkeit, seine Liebe, seine Vatersorge Anspruch gemacht wird ... man besitzt ihn, er ... besitzt nichts ... und, was das Entsetzlichste ist, er kann sein Kind nur kennen lernen, indem er die Mutter verliert; der erste Anblick dieses geliebten Wesens wird ihm sagen, daß ein anderes noch geliebteres nicht mehr ist; nur mit dem Verlust des Glücks, Gatte zu seyn, kann ihm das Glück werden, sich Vater nennen zu hören, nur .....

In Wahrheit, Herr von K., unterbrach ihn hier der General lächelnd, Sie machen eine so pathetische Schilderung von der Lage Ihres jungen Freundes, daß man versucht wird zu glauben, Sie zeichnen nach dem Leben. ...

Die Gräfin St. ... gab jetzt auf eine geschickte Weise der Unterhaltung eine andere Wendung. Blos die schöne Frau an der Ecke des Camins, die die beredte Auseinandersetzung Victors veranlaßt hatte, sagte ihm noch einiges Schmeichelhafte und beschwor ... ihn, seinen Freund zu vermögen, nicht .... alle Hoffnungen aufzugeben, sich .... seinem Kinde zu erhalten.

Man brach jetzt auf. Der General und sein Adjutant nahmen ihren Abschied von den Damen. Sie empfingen die besten Wünsche und man hoffte

Beide bald lorbeerbekränzt und allen Gefahren entronnen in der Hauptstadt wieder zu sehen.

Ein interessanter junger Mann .... voll Seele und Adel in der Gesinnung .... und schön wie Apoll .... sagte die Gräfin St. ... als sie weg waren; der Himmel erhalte ihn .... in dem heißen Kampfe, dem sie entgegen eilen.

9.

Von diesem Augenblick an konnte Gräfin Eleonore — denn man wird errathen haben, daß sie selbst die schöne junge Frau am Camin war, welche mit verstellter Stimme die Unterhaltung mit Victor geführt hatte — jene sorglose Ruhe, jene stolze Gleichgültigkeit nicht wieder finden, welche sie sich geschmeichelt hatte, stets behaupten zu können. Sie ..nte endlich den ganzen Umfang und die Gefahren ihres Fehlers aus dem strengen Urtheil, das die Frauen über sie gefällt hatten, während die leichtfertigen Aeußerungen der Herren ihr die seltene Delicatesse, mit der Victor sich betragen, erst recht ins Licht setzten. Diese Erwägung vermehrte ihre Achtung für ihn; sie mußte sich Vorwürfe darüber machen, daß ein edler Mann, der sie anbetete, und den sie selbst höchst liebenswürdig fand, durch sie unglücklich werde; — das Nachdenken über die Gefahren, die ihn jetzt umringten, der Ruhm, den er schon ..erungen und noch weiter ärndten werde — zwei Betrachtungen, die stets mächtig auf das Herz der Frauen wirken — ängstliche Besorgniß um ihn, ... eine Empfindung, die die beste Säugamme der Liebe und der Erinnerung ist — alles dies vereinigte sich, um in ihrem Herzen Gefühle der Zärtlichkeit zu erregen.

Von diesem Augenblicke an hatte sie keine Ruhe weiter in der Kaiserstadt. Sie sehnte sich nach ihrem Kinde, nach ihrer Einsamkeit zurück. Bei dem Abschiedsbesuche in des Grafen St. . . . Hause erfuhr sie, daß General M. und Victor bereits bei der Armee in Italien angekommen wären, die Feindseligkeiten ihren Anfang genommen hätten und es heiß hergehen werde. Sichtbar war ihre Beängstigung bei diesen Nachrichten; sie beschleunigte ihre Abreise.

Wie verschieden war ihre jetzige Geistesstimmung von der, mit welcher sie, den Wünschen der Marquise nachgebend, zu Anfang des Winters nach Wien gekommen war! Heiter, glücklich, in der Blüthe ihrer Jahre, auf Vergnügen sinnend, so war Eleonore eingetroffen: man kann denken, mit welchem Interesse die schöne, junge und reiche Wittwe in jedem Hause empfangen wurde, denn Glück, Jugend und Schönheit sind allenthalben die besten Empfehlungen. Das Haus des Grafen St. . . . war eins der Häuser, in welchem Eleonore eingeführt war. Der Marquis, Gemahl ihrer Freundin, war mit dem Grafen St. . . . sehr genau verbunden; und dies hatte Eleonore auf den Gedanken gebracht, als die Nachrichten von einem neuen Kriege Wahrscheinlichkeit gewannen, sich dieses Einflusses zu bedienen, um Victorn eine höhere und ehrenvollere Stelle zu verschaffen. Dies war also die Veranlassung zu seiner Beförderung als Adjutant beim General M. geworden. Später führte sie der Zufall beim Grafen St. zusammen, wie wir unsern Lesern erzählt haben. Dieses Zusammentreffen hatte aber, wie wir schon bemerkten, ihre Stimmung völlig umgeändert. Alle Heiterkeit war von ihr gewichen, und ihre Freunde fanden sie von diesem Zeitpunct an, stets in tiefes Nachdenken versunken. Ihre lebhafte Einbildungskraft vergrößerte selbst die Gefahren, welchen

Victor ausgesetzt sey, und sie mahlte sich die Zukunft auf das schrecklichste aus.

So gestimmt kam Eleonore nach ihrem stillen Landsitze zurück. Indem sie ihre geliebte Theodore wieder sah, entdeckte sie eine früher nicht bemerkte Aehnlichkeit mit dem Vater, und sie wurde ihr nun noch um so theurer. Einsamer als je widmete sich die Gräfin blos der Pflege des geliebten Kindes. Jeder Monat zeigte an demselben einen neuen Liebreiz, führte einen Schritt weiter auf der geistigen und körperlichen Entwickelung. Wie glücklich war die Mutter . . . nur Eins fehlte ihr . . . die Theilnahme eines andern geliebten Wesens an ihrer mütterlichen Seligkeit . . . . da wurde freilich und unwillkührlich Victors gedacht, so sehr sich der Stolz auch dagegen auflehnen mochte. . . . Nur der Vater könnte an diesen Kindesspielen so viel Freude haben, als ich . . . . aber wer weiß, rief wieder eine andere Stimme in ihr, ob der Despotismus, den diese Männer stets in der Ehe zeigen, nicht der Art meiner Erziehung entgegen wirken würde, ob seine rauhe Härte . . . . doch nein, Victor kann nie ein Tyrann seyn, sein Blick ist sanft, der ganze Ausdruck seines edlen und seelenvollen Gesichts bürgt dafür . . . er würde gewiß ein guter Vater seyn.

Die Nachrichten aus dem Felde blieben günstig, die öster. Armeen drangen allenthalben siegreich vor. Der Heerabtheilung unter General M., welche die Vorhut bildete, wurde in allen Armeeberichten stets mit Ruhm erwähnt; auch namentlich Victors bei dem Bericht über den Uebergang des M. . . . . Er habe Wunder der Tapferkeit gethan, hieß es, und auf dem Schlachtfelde war ihm ein höherer Grad, als Major ertheilt worden. Wie das Herz Eleonorens bei diesen Nachrichten schlug! wie sie sich immer mehr Vorwürfe machte, sich ihm nicht früher

entdeckt zu haben! welche Vorsätze, Wünsche, Hoffnungen ihre Seele beschäftigten — dies Alles werden unsere Leserinnen sich selbst sagen, und es sey uns erlaubt, es in unserer Erzählung zu übergehen.

Den Winter hatte Eleonore einsam und in dem Besitze Theodorens glücklich genug, um die Freuden der siegestrunkenen Hauptstadt diesmal nicht zu vermissen, auf ihrem Landsitze zugebracht. Von Victorn hatte man lange keine Nachrichten, da er nach der Schlacht bei Savigliano zu mehreren geheimen diplomatisch-militairischen Sendungen nach Neapel und der Schweiz war gebraucht worden.

10.

An einem schönen Frühlingsabend, als Eleonore in ihrem Park saß und sich harmlos an den kindlichen Spielen ihres Lieblings ergötzte und in Stille und Ergebung dessen gedachte, der ihm das Daseyn gegeben, wurde sie, was sehr ungewöhnlich, hastig von ihren Leuten gesucht, die ihr einen eingetroffenen Besuch ankündigten. . . . Die Gräfin, hörte sie aus der Ferne ihren Kammerdiener gegen Jemand sagen, ist mit ihrer Tochter im Park. — Mit ihrer Tochter? . . . . war die Antwort der fremden Stimme, die sie aber zugleich für die ihrer Freundin, der Marquise, erkannte. . . . . In wenigen Augenblicken war diese selbst da. Die Freude des Wiedersehens nach einer mehr als jährigen Trennung war der innigen Freundschaft angemessen, die Beide seit ihrer Kindheit gegen einander empfunden hatten. Ich habe, sagte die Marquise, meiner Besorgniß um dich nicht länger widerstehen können. Deine Briefe wurden immer seltener und einsylbiger. Ich fand eine so schwärmerische Melancholie in ihnen, daß ich mich selbst habe überzeugen wollen, wie dein Zustand

sey. Ich komme, um dich zu erheitern und dich aus deiner Einsamkeit herauszureißen. Während die Gräfin der Marquise ihren innigen Dank für die Liebe und Theilnahme der Freundin ausdrückte, heftete diese voll Erstaunen und Neugierde ihre Blicke auf das kleine Wesen, das von den Umgebungen als Kind des Hauses behandelt wurde und das in seinem kindischen Stammeln immer nach Eleonoren als Mutter rief. — Ich sehe dein Erstaunen, raunte Eleonore der Freundin zu ... das Geheimniß soll nicht länger eins für dich seyn. Aber erst morgen....

.... Es ist nicht mehr Zeit, liebe Freundin, dir länger ein Geheimniß zu verbergen, das ich dir längst entdeckt haben würde, wenn ich nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß du mein Betragen mißbilligen würdest.... Aber, ich muß es jetzt wohl gestehen, ... dieses Kind, das gestern deine Neugierde so sehr erregte ist, ... mein Kind, meine geliebte Tochter .... ich habe Mutter seyn wollen, ohne einzuwilligen zum zweiten Mal ein Joch zu tragen, das einmal so furchtbar auf mir geruht hat. ...

Ein lauter Aufschrei des Erstaunens war die Antwort der Marquise. Die Gräfin fuhr fort, indem sie ihr jetzt Alles mittheilte, was unsern Lesern bereits bekannt ist. ... Welche Sorgfalt, welch' ein Aufwand von Klugheit und Vorsicht um .... eine Thorheit zu begehen! — wie du dich ausgesetzt hast! ... deinen Ruf, ja deine Duldung in der Gesellschaft bis zu einem solchen Grade auf eine einzige Karte zu setzen .... und wozu alle diese Opfer, diese Gefahren? um ein höchst unvollkommnes Glück zu erringen ... ein Glück, das sich verbergen muß und nicht erscheinen darf .... dahin also hat dich die Ausgeburt eines unsinnigen Vorurtheils oder eines verkehrten Eingenommenseyns ver-

leitet! . . . . durch deine Einbildungskraft verführt, hast du dich einer Chimäre hingegeben, die dir dem wahren Lebensglücke die erbärmliche Leichtigkeit eine Grille zu befriedigen vorziehen läßt. . . . Du mußt dich dem Vater dieses liebenswürdigen Kindes nähern — entzieh' ihm seinen Beschützer . . . seinen besten Freund nicht . . . entziehe dich selbst der Seligkeit der Liebe und Gegenliebe nicht, dem einzigen Bande, das das Leben wahrhaft verschönert. . . . Wer aber ist der Unglückliche, den du geopfert hast. . . . Victor v. K. . . . Es folgte neues Erstaunen, aber auch Erinnerung an den Abend in des Grafen St. . . . Hause, wo Victor sein Abentheuer, das er auf einen Freund übertrug, selbst erzählt hatte. — Die Marquise fuhr fort . . . aber das ist noch nicht Alles, dein Stolz verbirgt es mir vergeblich . . . auch dein Herz ist nicht mehr dein, du liebst, du bist besiegt . . . doch ich bin zu sehr deine Freundin, um über dich richten zu wollen. Vielleicht sind nicht alle Hoffnungen verloren; Victor lebt, vielleicht entrinnt er den ihn umringenden Gefahren, vielleicht kann Alles noch gut gemacht werden.

Bei diesem Ausdruck erwachte das stolze Gemüth der Gräfin. — Gut gemacht werden, sagte sie . . . ich weiß nicht, ob ich mich dazu so leicht verstehen möchte, was du gutmachen nennst . . . einen großen Fehler habe ich begangen . . . . das ist wahr . . . aber nicht aus Schwachheit, nicht aus Sinnlichkeit . . . . aus Berechnung, aus Ueberlegung ist er entstanden . . . ich bedaure, ja ich beweine das Schicksal Victors, dessen Ruhe ich gestört, dessen Leben ich vielleicht vergiftet habe, — ich kann nicht glücklich seyn, als wenn ich erfahre, daß er noch lebt . . . aber meine Unabhängigkeit aufopfern . . . gestehen, daß ich schwach gewesen . . . inconsequent gehandelt . . . die Idee aufkommen lassen, daß vielleicht nur Sinnlichkeit, nur

Lüsternheit mich geleitet oder bestimmt ... nein, dies ist nicht möglich, dies kann nie geschehen....

Die Marquise schwieg. Sie kannte den festen Charakter ihrer Freundin zu genau, als daß sie hätte hoffen können, sie durch bloßes Zureden zu besiegen. Sie hoffte Alles von der Zukunft, wenn Victor noch lebe und den Gefahren des blutigen Feldzugs entrinne. Sie entschloß sich aber einige Monate auf dem reizenden Landsitze zu verweilen und die Freundin zu beobachten.

11.

Die Schlacht von Marengo vereitelte alle Anstrengungen der bis zu dem unglücklichen Tage, an welchem diese Schlacht geschlagen wurde, siegreich gewesenen österreichischen Armee. Ganz Italien ging verloren, und das Gemüth aller Vaterlandsfreunde wurde in tiefe Trauer gestürzt. Auch auf dem stillen Landsitze, wo die beiden Freundinnen in süßer Gemüthlichkeit lebten, von der Vergangenheit sprachen, sich eine Zukunft träumten und die Wirklichkeit im Besitz Theodorens, die täglich liebenswürdiger wurde, mit Ergebung in stiller Heiterkeit genossen, wurde diese Nachricht um so mehr mit Schrecken vernommen, als man befürchten mußte, daß der Kriegsschauplatz beim weitern Vorbringen der Feinde sich bis in die Thäler von R. ziehen könnte. In einem noch höhern Grade wurden beide Freundinnen in Besorgnisse gestürzt, als man aus den Armeeberichten erfuhr, daß General M. in dem furchtbaren Kampfe tödtlich sey verwundet worden und man den Major v. K., seinen Adjutanten, unter den Vermißten aufgeführt fand. Es wurde kein Mittel unversucht gelassen, um genauere Nachrichten einzuziehen, und mit Beängstigung

sah man einen Tag auf den andern folgen, ohne daß man über Victor etwas Näheres und Beruhigenderes in Erfahrung gebracht hätte. Nur das erfuhr man, daß er von seinen militairisch=diplomatischen Sendungen, welche er zur höchsten Zufriedenheit des Chefs ausgeführt, zurück gekehrt, in seinem höhern Grade beim Generalstab angestellt und dem General M. aufs neue als Adjutant zugegeben worden sey, so wie daß er am 14. Juni, dem Tage der Schlacht, sich mit Ruhm bedeckt, Wunder der Tapferkeit gethan, die weichenden Colonnen vielfach wieder ins Feuer geführt, auch mehrere Male leicht verwundet worden sey. Aber er werde weder unter den Gefangenen aufgeführt, noch sey er auf dem Schlachtfelde unter den Gebliebenen gefunden worden.

So wurden mehrere Wochen in der größten Unruhe und Beängstigung verlebt. Ganze Schaaren von Flüchtlingen eilten ins Innere der Monarchie, Verwundete bedeckten in langen Zügen die Heerstraße. Alles deutete darauf hin, daß der Kriegsschauplatz sich nach den Grenzen ziehen werde. Die Gräfin entschloß sich ihren Landsitz zu verlassen und ihre Freundin, die Marquise, nach Wien zu begleiten. Schon war die Abreise auf den nächsten Tag bestimmt, als bei einbrechender Dämmerung Eleonoren gemeldet wurde, der Domestik eines Schwerverwundeten, dessen Wagen auf der nahen Heerstraße halte, bitte für seinen Herrn, der sehr leidend wäre, um einige Hülfe. Es werde, wie ein für allemal eure Vorschrift lautet, Alles gethan, was erheischt wird und in unsern Kräften liegt, war die Antwort der theilnehmenden Frau. Nach einiger Zeit erkundigte sie sich nach dem, was man gethan, und erfuhr, daß der schwerverwundete Kranke nicht ohne Gefahr habe weiter gebracht werden können, daß er mit Mühe aus dem Wagen gehoben worden sey und sich jetzt

unter den Händen des gerufenen Arztes befinde. Sie wünscht diesen zu sprechen, um über den Zustand des Kranken, für den sich beide Freundinnen näher zu interessiren anfingen, genauere Auskunft zu erhalten. Der Arzt kommt. Major von K., sagt er, ist .... Wie, Major von K., rufen Beide, die Gräfin und die Marquise, laut aufschreiend, und Erstere sinkt bewußtlos ihrer Freundin in die Arme. Das Geheimniß ist dem Arzte verrathen. Die Pflichten seines Standes gebieten schon die höchste Discretion. Noch mehr bindet unsern Arzt das Gefühl der Verehrung und der Hochachtung, welches er für Gräfin Sandoz hegt. Man erfährt endlich von ihm, daß Victor von seinen bei Marengo empfangenen schweren Wunden, die jedoch seine Zurückbringung nach Wien zu erlauben geschienen hätten, noch nicht geheilt sey, daß ihn der Transport sehr angegriffen habe, ihn ein Fieber dem Anscheine nach erwarte, und er vor der Hand nicht weiter geschafft werden könne.

Man kann denken, daß alle Anstalten zur, auf den nächsten Tag bestimmten, Abreise jetzt aufgehoben wurden, und man keine andere Sorge weiter hatte, als die Verpflegung des theuren Kranken.

Eleonorens Gesinnung für ihn sprach sich in jedem Worte, in jeder Handlung, in jedem ihrer Züge aus, und ihre Freundin war ihres Sieges gewiß, wenn der Himmel Victorn genesen ließe. Hiezu zeigte sich bald die beste Hoffnung. Die Sorge des Arztes, die Jugend des Kranken, die Pflege der Freundinnen — es war Bayard unter den zwei Schwestern und mehr noch — führten schnell einen bessern Zustand herbei, und der Arzt erklärte nach einigen Tagen, daß ohne Rückfall die eigentliche Gefahr vorüber wäre, die völlige Heilung der Wunden aber noch eine lange Cur und sorgfältige Pflege erheische. So sehr Victor nach dieser Erklärung des Arztes

auch darauf drang, bald weiter geschafft zu werden, um in der Hauptstadt seine Cur vollenden zu können, so fand er, wie man erwarten wird, bei diesem Vorsatz doch solchen Widerstand, und der fernere Aufenthalt wurde ihm mit so edler Gastfreiheit angeboten, daß ihn abzulehnen unschicklich und unritterlich gewesen wäre. Man betrachte ihn, fügte man hinzu, als eine Art von Schutz, den die beiden Frauen, deren Namen er jetzt kannte, durch seine Gegenwart bei dem sich immer mehr nähernden Kriegsgetümmel fänden. Er hatte Eleonoren als die junge schöne Frau erkannt, die an jenem Abend im Graf St. . . . Hause ihn durch ihre Bemerkungen über die von ihm erzählte Geschichte so in Feuer gesetzt und ihn zum Verräther an sich selbst gemacht hatte.

12.

So sehr sich die beiden Frauen und Victor in diesem angenehmen Verhältnisse, das durch den gebildeten Geist Aller und durch Talente mannichfacher Art auf das schönste geschmückt wurde, gefielen, so sehr litt Theodore durch dasselbe. Die Zeit, die sonst dieser allein gewidmet war, wurde jetzt dem theuren Kranken zugewendet, und eine Art von Scham und Beängstigung hielt Gräfin Sandoz ab, sie Victorn zuzuführen. Ja, es wurde sorgfältig Alles vermieden, was ihm auch nur die Existenz des Kindes hätte verrathen können; es wurde selbst auf Mittel gesonnen, Theodoren eine Zeitlang ganz zu entfernen. Die Unsicherheit der Heerstraßen und die allgemeine Unruhe, die jeden Kriegszustand zu begleiten pflegt, verhinderten indeß die Ausführung, und es war nun keine geringe Aufgabe, das lebendige kleine Wesen, das so sehr an die Mutter gewohnt war, von ihr

entfernt zu halten. Es gelang auch nicht lange. Eines Tages, die Mutter suchend, findet sie die Thür von Victors Zimmer offen und tritt hinein. Zugleich furchtsam und neugierig heftet sie ihren schelmischen Blick auf den ihr unbekannten Fremden, der mit der Mutter so zutraulich spricht. Auch Victor ist durch die Erscheinung überrascht. Wer ist das liebe Kind, ruft er aus auf sie zueilend, um sie zu herzen. Aber schon war es wieder weggerannt. Einmal verrathen, hohlte die Mutter es zurück, und nicht ohne Herzklopfen und Erröthen wurde es Victorn jetzt zugeführt. Er nimmt es auf seine Arme, setzt es auf seine Knie, überhäuft es mit den heißesten Liebkosungen und kann sich vom Anschauen des kleinen Engels nicht trennen. — Wie alt ist das Kind, fragt er mit bewegter Stimme. Die Gräfin, sich schon verrathen glaubend, antwortet verlegen und gibt ihm ein Jahr mehr. Ich hätte es für jünger gehalten, ist seine Antwort, indem er zugleich nachdenklich wird. Theodore hatte zu dem fremden Manne in ihrem kindlichen Sinne schon Liebe gewonnen. Sie will nicht von ihm, und er — läßt sie auch nicht. — Und doch muß ich sie Ihnen wegnehmen, Herr v. K., sagt Eleonore, denn die Bewegung, worin ich Sie sehe, macht es mich bedauern, die Kleine zurückgeführt zu haben. . . . Ach, gnädige Frau, Sie würden mir verzeihen, wenn Sie wüßten, welche Gefühle durch den Anblick dieses Kindes in mir erregt werden? . . . . Ja, wenn ich Sie selbst, erwiderte sie mit niedergesenktem Blicke, als den Helden jener interessanten Geschichte betrachten darf, die Sie uns im Graf St. . . . Hause erzählten, so wird . . . . Wohl, gnädige Frau, bin ich derselbe, der obschon verrathen und verachtet von derselben Frau, deren Wahl ich zu seyn schien, wider seinen Willen ihr Andenken in seiner Brust bewahrt, der

einem Schattenbilde, einer Chimäre sein Leben widmet, der nicht sterben und doch auch kein Glück finden soll. . . . Sie lieben sie also noch immer, Ihre Unbekannte, versetzte Eleonore mit furchtsamer Stimme? . . . . Ob ich so schwach bin, sie noch zu lieben, ist mir selbst unbewußt, aber ihr Bild, die Erinnerung an sie, ist tief in mein Herz gegraben. . . . Eine solche Treue verdient Belohnung. Glauben Sie, daß die Reihe der Unterwerfung auch an Ihre Unbekannte kommen wird. Sie wird ihr Unrecht gut machen, Ihre Verzeihung erhalten. . . . Nimmermehr, seit fast drei Jahren hat diese stolze, unempfindliche Frau mir auch nicht Ein Lebens- oder Erinnerungszeichen gegeben . . . gewiß genießt sie ihres Triumphes und lacht über meine Leichtgläubigkeit . . . wer weiß, welchen Phantasien sie sich seitdem ergeben und jetzt ergiebt . . . aber ich will sie auch vergessen; ich fühle seit kurzem, daß es mir möglich seyn wird . . . vielleicht gelingt es nur zu schnell, fügte er mit bewegter Stimme hinzu, indem er Eleonoren wehmüthig ins Auge blickte. . . . Wie, Herr v. K., Sie könnten sie vergessen? . . . . Ach, gnädige Gräfin, versetzte er nach einigem Stillschweigen, wie theuer ist mir Ihre Theilnahme! — warum hat sie nicht Ihre gefühlvolle Seele? Ihr Gemüth? wie glücklich wäre ich dann jetzt! ich würde meine Tochter, die vielleicht eben so lieblich ist als dieser Engel, wie ihn, auf meinen Knien schaukeln, und die Mutter, fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, Eleonoren anblickend, neben mir, glücklich wie Sie. . . . Nein, diese Gemüthsbewegungen, diese Erinnerungen sind nicht gut. . . . Wissen Sie, wie die Vorschriften des Arztes lauten. . . . Ich muß Euch trennen, und mit diesen Worten faßte sie zitternd Theodoren und führte sie weg. . .

13.

Der Winter war indeß herangekommen. Die Marquise, die viel länger bei ihrer Freundin verweilt war, als sie sich vorgenommen gehabt, machte endlich Anstalten zur Rückreise. Victor, völlig genesen, konnte sich auch nicht länger den Dienstverhältnissen entziehen, die ihn nach der Hauptstadt zurückriefen. Er bat daher die Marquise um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Ueber diese schnell gefaßten Beschlüsse betroffen, wollte die Gräfin sie bekämpfen. Sie wendete sich an Victorn, machte ihm bemerklich, daß seine Gesundheit noch nicht völlig befestigt scheine, daß ... Ach, gnädige Gräfin, war seine Antwort, lassen Sie mich abreisen. Ich koste nur schon zu lange dieses gefährliche Glück, was nicht für mich gemacht ist; lassen Sie mich lieber die Gegenwart von Ihnen, die dieses liebenswürdigen Kindes fliehen; der zarten Sorgfalt um mich, die die Tage so schnell dahin schwinden macht, eher ausweichen, als sie verlängern; lassen Sie mich lieber in die Einsamkeit vergraben, die einmal mein Loos ist. . . .

Die Marquise hatte nicht blos gewünscht sondern auch erwartet, daß Eleonore sich endlich gegen Victor erklären werde. Sie bestand jetzt darauf, daß es noch vor der Abreise geschehen solle. . . . Es ist klar, sagte sie, daß er fürchtet dich zu lieben, daß er dich deshalb fliehen will . . . was kann dich denn noch hinhalten, dich ihm jetzt zu entdecken, da du einmal entschieden bist, es überhaupt thun zu wollen, um dein Unrecht zu versöhnen . . . da du ihn anbetest, wie du selbst nicht leugnen willst . . . wie läßt es sich auslegen, daß du nicht aufhörst daran Gefallen zu finden, ihn und dich zugleich zu quälen. . . . Ach, liebe C. . . ., erwiderte Eleonore, es gewährt

mir ein zu schönes Gefühl, die Nebenbuhlerin meiner selbst zu seyn . . . ihm zweimal unter den verschiedensten Formen zu gefallen . . . er bleibt mir getreu bis in seiner Unbeständigkeit; immer dasselbe Zart= dasselbe Ehrgefühl: er flieht mich, um . . . mir nicht untreu zu werden . . . er liebt mich, er liebt mich allein, indem er Zwei zu lieben wähnt . . . wie glücklich bin ich. . . . Aber mein Plan ist gemacht. Reiset . . . ich folge bald, und wir werden Alle glücklich werden.

14.

Schon hatten die lärmenden Faschings=Freuden ihren Anfang genommen, als auch Gräfin Sandoz ihrem Versprechen gemäß in Wien eintraf. Jetzt entdeckte sie ihren Plan der Freundin, die, ob sie ihn gleich seines romanhaften Anstrichs wegen nicht billigte, doch zur Unterstützung desselben beizutragen versprach.

Eines Abends bittet die Marquise Victorn, der der tägliche Freund des Hauses geworden war, sie auf die Redoute zu begleiten. Es hält schwer, ihn zu bestimmen, denn dieser Ort, wo er sich in ein Abentheuer verwickelt, das für seine Ruhe so gefährliche Folgen gehabt, war ihm im höchsten Grade widerlich geworden . . . allein die Marquise besteht darauf, und Victor . . . gehorcht schweigend.

Sie treten in den Saal. Victor fühlt sich lebhaft bewegt . . . tausend Erinnerungen dringen auf ihn ein. . . . Nachdem sie schon einige Male die Runde gemacht, windet sich die Marquise, die ihren Gemahl bemerkt, von Victors Arme los. Sie ruft ihm zu, daß sie sich im — Nebenzimmer Punct zwölf wiederfinden wollen, und wünscht ihm glückliche Abentheuer.

Kaum ist sie fort, als Victor rückwärts von einer Stimme, die, ohnerachtet sie den gebräuchlichen Maskenton annahm, ihn fast erstarren machte, angeredet wird: Da finde ich Sie endlich, Ungetreuer, ... mich suchen Sie hier nicht mehr .. Victor dreht sich um und sieht, wen? ... Niemanden anders als .. seine Unbekannte. Sie ist völlig costümirt wie ehemals, der weiße Domino, die Larve, die Agraffe mit Brillanten, Alles ist sich gleich. Sie ist es, ruft er lebhaft ergriffen aus und faßt ihren Arm ... Wie, ich finde Sie wieder, Sie sind nicht für mich verloren, ich sehe Sie, ich fasse Sie ... durch welch' ein Wunder? ... Wie können Sie erstaunen? Kennen Sie nicht mein Talent für Zauberei. ... Aber jetzt soll es sich erst recht offenbaren .. Sie sind wieder in meine Gewalt gefallen ... Ihr Schicksal ist entschieden. ... Machen Sie sich auf etwas Außerordentliches gefaßt. ...

Man war während dieser Rede bis zu dem wohlbekannten Nebenzimmer gekommen, wo man sich der Unterhaltung ungestörter hingeben konnte.

Der leichtfertige Ton, den die Unbekannte aufgefaßt hatte, mißfiel Victorn. Sie hatte, das fühlte er, ein drei lange Jahre fortgesetztes Unrecht wieder gut zu machen. Alle die Empfindungen, welche er in diesem Zeitraume gehabt, und die nicht ihr die günstigsten waren, drängten auf ihn ein. — Und nun, meine Gnädige, sagte er kalt und ... fast scharf, was wollen Sie jetzt von mir? Welch' neues Abentheuer bereiten Sie wieder vor? Welche Mittel werden Sie diesmal .... Aber, wie ein Mann sich in drei Jahren ändern kann, fiel sie ihm in Rede, ... ist das derselbe Herr v. K., zärtlich, sanft, hingebend, der gerade an derselben Stelle ... Beständigkeit und vollkommene Unterwürfigkeit gelobte und mit seinen Schwüren besiegelte? ... Ja, wenn ich

verändert bin, wen müssen Sie dessen anklagen. . . Sind Sie es nicht, welche meine Treue und Beständigkeit zurückgewiesen? Sind Sie es nicht, welche, um mich zu fesseln, erst Alles aufgeboten haben, was das Herz eines Mannes hinreißen kann, um mich dann um so mehr zu täuschen? . . . Sind Sie es nicht, welche mich ohne Reue und Erbarmen zurückstoßen? . . . Sind Sie es endlich nicht, welche nicht zufrieden, mich einen Augenblick das höchste Glück des Lebens kennen gelehrt zu haben, mich seit drei Jahren der Verachtung und dem Vergessen Preis geben? . . Sie sind zu streuge, Herr von K. . . . hier bin ich ja, ich will mein Unrecht gut machen . . . ich will Ihnen zurückgeben . . . Welchen Glauben kann ich Ihren Worten schenken? muß ich nicht jeden Augenblick fürchten, daß Sie wieder verschwinden, und der Schmerz, den Sie mir bereiten, die einzige mir von Ihnen bleibende Spur seyn wird! . . . Nein, nein, erwiderte die Unbekannte, keine Intriguen, keine Geheimnisse weiter . . . ich habe, wie Sie selbst, gelitten . . . aber lassen Sie uns die hinter uns liegenden Schmerzen und Thorheiten vergessen . . . erkennen Sie Ihre Geliebte, nehmen sie mich als . . . . ja, als Gattin auf. . . . — Sie haben das nicht seyn wollen! . . — Es ist wahr, ich bin strafbar, aber ich ergebe mich Ihrer Liebe. . . . — Sie haben sie verschmäht, versetzte Victor, mit sichtbarem Kampfe, Sie haben sie verschmäht, diese treue innige Liebe, welche mein Herz Ihnen darbieten konnte . . . durch welche neue Laune fodern Sie sie jetzt zurück? Sind Sie sicher, mein Herz jetzt noch frei zu finden? Konnte ich eine unsinnige Leidenschaft für ein mir unsichtbares unbegreifliches Wesen nähren? für eine Grausame, die mich nur ihren Zwecken brauchbar fand, mich selbst aber verhöhnte und verließ? Wer sagt Ihnen, daß ich immer noch derselbe bin; daß

jetzt nicht die Reihe an mich kann gekommen seyn, eine Verbindung zurückzustoßen, die früher Ihnen gehässig war? daß nicht jetzt ich meinerseits die Unabhängigkeit vorziehe? .... Eleonoren kamen diese Erklärungen unerwartet; sie fühlte sich tief gedemüthigt; sie erkannte die Gerechtigkeit von Victors Vorwürfen und fühlte sich lebhaft ergriffen. Sie fand keine Worte. ... Victor ahnte diesen Zustand. Seine Liebe erwachte wieder. Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich Sie verletzt habe! aber wie konnte ich Sie für liebend halten, nachdem Sie mir so viele Beweise von Gleichgültigkeit gegeben? .. Er beschwor sie zugleich sich zu demaskiren und ihm zu erlauben, sie begleiten zu dürfen. Einen Augenblick schien die Gräfin geneigt, ihre Larve abzunehmen und ihm ihre Züge zu zeigen, welche augenblicklich Alles würden ausgeglichen und entdeckt haben .... aber, sey es Furcht, an diesem Orte Aufsehen zu erregen, oder nochmal zurückkehrende Laune ... sie schob sich die schon zum Abnehmen berührte Maske wieder fester vor die Augen und begann aufs neue mit mehr als je verstellter Stimme: ... Nein, mich begleiten ... dies ist nicht thunlich ... auch haben Sie mich Klugheit gelehrt ... Sie wollen, daß ich mich demaskire? Aber wozu soll ich Ihnen meine Züge kennen lehren, da Sie mich nicht mehr lieben, nicht besitzen wollen? Ich kenne die Ursache Ihrer Kälte; ich weiß, wo Sie sich zu Ihrer Wiederherstellung aufgehalten, ich weiß, welche Hände Sie ... gepflegt haben. ... Wohl, gnädige Frau, wenn Ihnen dies bekannt ist, so wissen Sie auch, daß meine Dankbarkeit nicht lebhaft genug, meine Bewunderung nicht feurig genug seyn kann? Ja! ich will es gar nicht leugnen .... wie hätten diese drei Monate des glücklichsten Zusammenlebens mit einer der liebenswürdigsten und edelsten Frauen, bei der die Schönheit der

geringste ihrer Vorzüge ist, einer Frau, eben so gemüthlich als verständig, eben so heiter als unterrichtet, voller Talente und doch bescheiden und sittig, wie es ihrem Geschlechte so wohl steht, ... wie hätten diese drei Monate, während welcher ich ihrer zärtlichsten und sorgsamsten ... Pflege genossen, nicht einen tiefen Eindruck in mir hinterlassen müssen? .. wie könnte ich sie je vergessen?

Eleonore, voller Entzücken über dies Bekenntniß, fühlte, daß sie noch länger verweilend, sich verrathen würde. Sie steht rasch auf: ... So seyn Sie glücklich mit Ihrer Angebeteten ... Ihr Glück soll ... das meinige seyn ... Sie sind frei ... Ich thue Verzicht auf Sie. ... Aber Ihre Tochter, Herr v. K., wünschen Sie vielleicht zu sehen? ... Ob ich dies wünsche? ... Gut, so erwarte ich Sie morgen zum Déjeûner .... Im Hotel .... Und der Name? ... Meine Leute werden Sie zu mir führen.

15.

Victor stellt sich pünctlich zum Rendezvous ein. Was ihn überrascht und mit Ahnungen durchbringt, ist, daß — Othello ihn empfängt; er wird durch eine Reihe prunkender Gemächer geführt. Sie befinden sich endlich an der Thür eines Cabinets. Othello öffnet sie und kündigt den Major von K. ... an. Victor tritt herein und sieht sich in einem Boudoir, das ihm auf der Stelle das zurückruft, was drei dazwischen liegende Jahre nicht aus seinem Gedächtniß hatten vertilgen können ... auf dem Sopha sieht er eine Dame in demselben Negligé, dessen er sich von jener Zeit erinnert .... auf ihren Knieen spielt ein liebliches Kind.

Sie wendet sich um, und Victor . . . sinkt zu ihren Füßen . . . . Eleonore . . . . so viel Glück, wäre es möglich? . . . Ach, wenn es wieder ein Spiel wäre . . . endigen Sie es . . . . oder ich sterbe zu Ihren Füßen.

Jetzt kommt die liebliche Theodore, wirft sich ihm in die Arme und, indem sie ihm die eine Hälfte des bewußten Ringes zeigt, frägt sie, ob er ihr nicht die andere auch verschaffen könne. . . . Wäre es möglich? ruft Victor in Entzücken verloren aus. . . . Ja, hier ist Ihre Tochter . . . hier Ihre Unbekannte, . . . Ihre Geliebte, Ihre Freundin, . . . Ihre Verpflegerin, . . . welche unter so vielerlei Gestalten sich mit Ihnen beschäftigte, die aber von jetzt an nichts als die Mutter Theodorens und die glücklichste Gattin seyn will. . . .

In diesem Augenblick trat die Marquise herein und theilte das Entzücken der beiden Geliebten. . . . Aber, fügte sie mit weiser Miene am Ende hinzu: du wirst mir zugeben, Eleonore, daß, wenn du die Bahn nicht verlassen hättest, welche die Pflicht und die Gesetze der Gesellschaft vorschreiben, ihr schon vor drei Jahren auf demselben Puncte, hättet stehen können, wohin ihr jetzt erst durch so viele Gefahren, Sorgen und Beängstigungen gekommen seyd. Nur auf Kosten ihres Glücks können Frauen es wagen, sich den Gesetzen zu entziehen, welche die Gesellschaft ihrem Geschlecht — oft . . . hart genug — aufgelegt hat. . . . .

7

7

